MASTER
NEGATIVE
NO. 92-80613-6

MICROFILMED 1992

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

KOEPP, FRIEDRICH

TITLE:

DIE ROMER IN DEUTSCHLAND

PLACE:

BIELEFELD UND LEIPZIG

DATE:

1905

Master Negative #

92-80613-6

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

943.02
K819

Koepp, Friedrich, 1860–

Die Römer in Deutschland, von professor dr. Friedrich Koepp. Mit 18 karten und 136 abbildungen. [Liebhaber-ausg.] Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1905.

3 p. l., [3]–153 p. illus. (incl. ports.) pl., maps, plans. 25½cm. (*Added t.-p.:* Monographien zur weltgeschichte ... hrsg. von Ed. Heyck, XXII)

"Literatur": p. [148]–150.

N
5850
K81

Copy in Fine Arts. 1905.

1. Germanic tribes. 2. Germany—Hist.—Early period to 843.

7—23892

Library of Congress DD121.K7

Restrictions on Use:

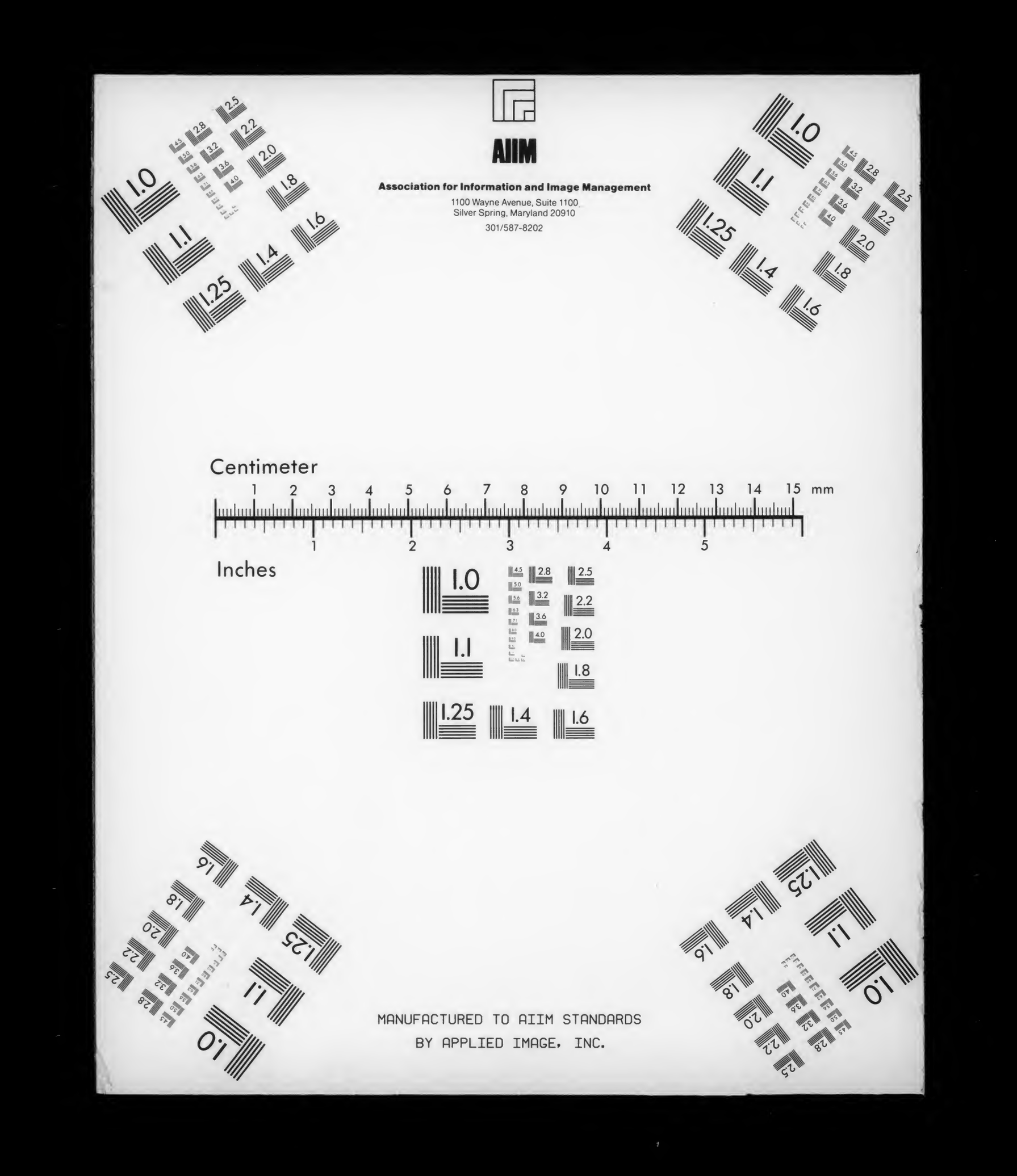
TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11 X

IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

DATE FILMED: 4/13/93 INITIALS mg

FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm
Inches
1 2 3 4 5
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Monographien
zur
Weltgeschichte
XXII

Die
Römer in Deutschland
von
Fr. Koepp

943.02 K819
Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

Liebhaber-Ausgaben

Monographien zur Weltgeschichte

In Verbindung mit Anderen herausgegeben

von

Ed. Heyck

XXII

Die Römer in Deutschland

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1905

Die Römer in Deutschland

Von

Professor Dr. Friedrich Koepp

Mit 18 Karten und 136 Abbildungen

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1905

Von diesem Werke ist für Liebhaber und Freunde besonders luxuriös ausgestatteter Bücher außer der vorliegenden Ausgabe

eine numerierte Ausgabe

veranstaltet, von der nur 12 Exemplare auf Extra-Kunstdruckpapier hergestellt sind. Jedes Exemplar ist in der Presse sorgfältig numeriert (von 1—12) und in einen reichen Ganzlederband gebunden. Der Preis eines solchen Exemplars beträgt 20 M. Ein Nachdruck der numerierten Ausgabe, auf welche jede Buchhandlung Bestellungen annimmt, wird nicht veranstaltet.

Die Verlagshandlung.

943.02
K819

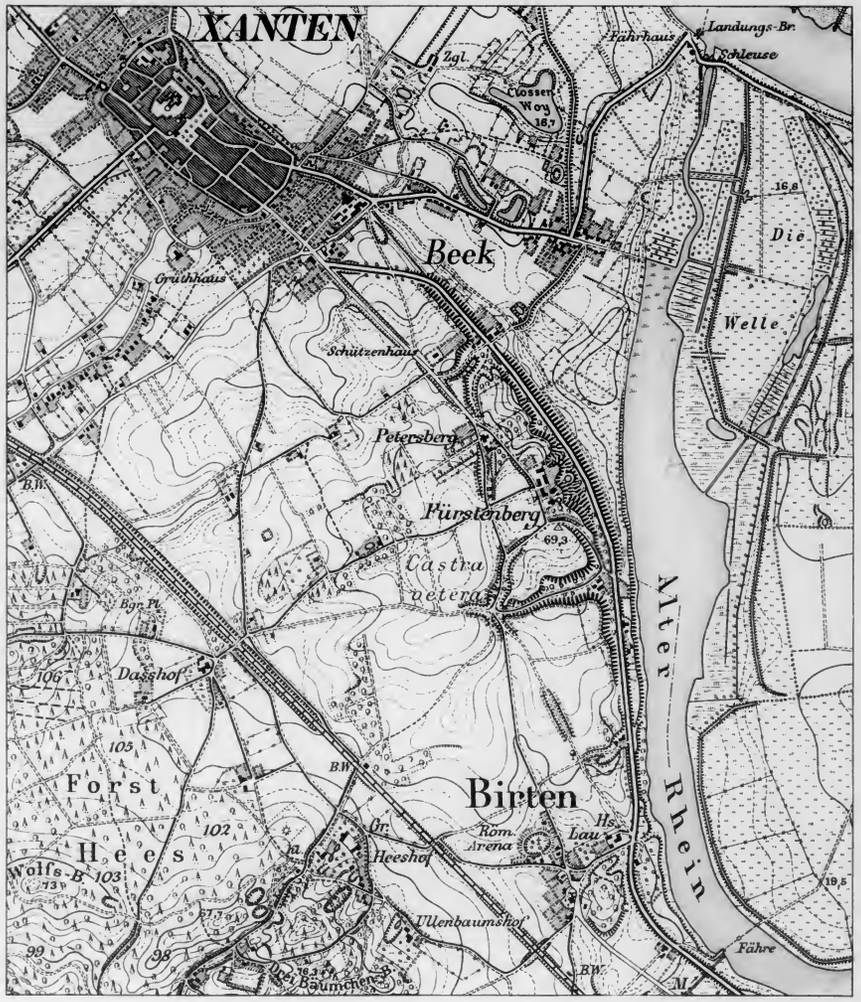
Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

July 6 1923 AE

Meiner ersten Leserin

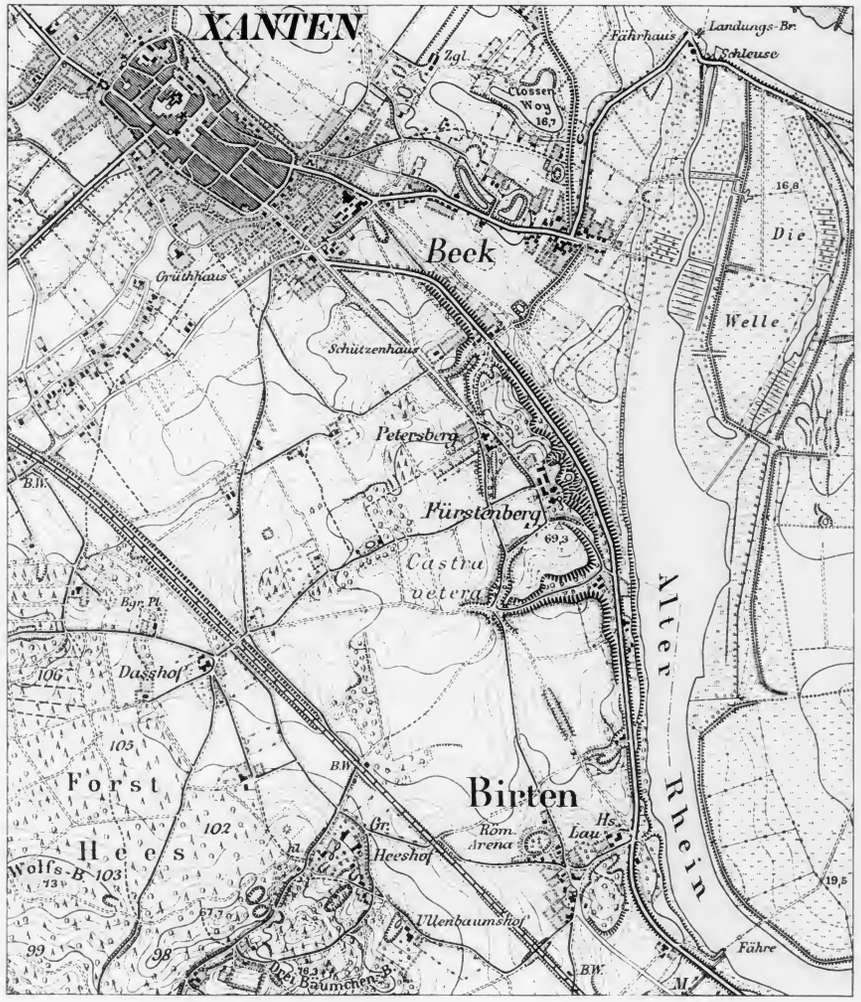
zugeeignet.

Abb. 1. Der siegreiche Germanicus vor Tiberius und Livia.
Sardonyx-Cameo in der Nationalbibliothek zu Paris. Nicht ganz $^1/_2$ der natürlichen Größe.
(Zu Seite 33.)



Umgebung von Xanten. (Ausschnitt aus dem Meßtischblatt, 1 : 25000.)
(Zu Seite 14.)

Abb. 1. Der siegreiche Germanicus vor Tiberius und Livia.
Sardonyx-Cameo in der Nationalbibliothek zu Paris. Nicht ganz $^1/_2$ der natürlichen Größe.
(Zu Seite 33.)



Umgebung von Xanten. (Ausschnitt aus dem Meßtischblatt, 1 : 25000.)
(Zu Seite 14.)

Abb. 2. Unterworfene Germanen vor Augustus.
Silberbecher aus Boscoreale im Besitz des Barons Rothschild in Paris.
Nach: **Monuments Piot** von Heron de Villefosse. Verlag von Ernest Leroux-Paris. (Zu Seite 9.)

„Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" war schon zur Römerzeit der Rhein. Dreimal zwar stand des römischen Reiches Grenzwacht am Ufer des Stroms — am Niederrhein ja überhaupt die längste Zeit, aber dreimal auf der ganzen Strecke: einmal zur Zeit Cäsars, dann unter den ersten Kaisern, nachdem der Traum der Eroberung Germaniens zerronnen war, und wieder 250 Jahre später, als der Grenzwall preisgegeben war, der das durch die flavischen Kaiser und ihre Nachfolger zum Reich gezogene Stück des rechten Rheinufers umschloß. Aber die nachdrängenden Germanenscharen sprengten bald auch den Festungsgürtel der Rheinlinie, und schon zur Zeit des Augustus war die Grenze des Reichs, die der große Cäsar gezogen hatte, die Drusus durch seine Kastellkette sicherte, in Wahrheit nicht mehr die Grenze des Germanenlandes gewesen, wohnten vielmehr Germanen schon auf beiden Ufern des Stroms. Wenn freilich Treverer und Nervier, zwei der streitbarsten Stämme der Belgica, und mit ihnen manche anderen sich ihres germanischen Blutes rühmten, so hat die Wissenschaft ihre Verwandtschaft mit den Germanen des anderen Ufers nicht immer gelten lassen wollen; aber von den „Sueben" des Ariovist waren nicht wenige trotz Cäsars Sieg und nach Cäsars eigenem Eingeständnis im jetzigen Elsaß und in der Pfalz geblieben, und dann hatten die Römer selbst erst die Ubier, dann die Sugambrer auf dem linken Ufer angesiedelt, und auch die Bataver, die schon längst im Mündungsgebiet des Rheins zu beiden Seiten saßen, sind sicher germanischen Stammes.

Nicht ganz ohne Grund, und nicht nur wegen des vom Limes eingeschlossenen Landstreifens auf dem rechten Ufer, führten die beiden rheinischen Bezirke der Belgica und seit dem Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die daraus erwachsenen Provinzen den Namen „Germanien".

Die „Römerherrschaft in Deutschland" bedeutet deshalb nicht etwa nur die Herrschaft auf dem rechten Ufer des Rheins, die in Augustus' Tagen einmal weit ausgriff, bis zur Weser und Elbe, dann im Norden aufgegeben, im Süden in bescheidenen Grenzen vielleicht behauptet und zu einem immerhin beschränkten Umfang später wieder ausgedehnt wurde. Von ihr wäre auch nicht gar viel zu sagen, wenn die

Abb. 2. Unterworfene Germanen vor Augustus.
Silberbecher aus Boscoreale im Besitz des Barons Rothschild in Paris.
Nach: **Monuments Piot** von Heron de Villefosse. Verlag von Ernest Leroux-Paris. (Zu Seite 9.)

„Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ war schon zur Römerzeit der Rhein. Dreimal zwar stand des römischen Reiches Grenzwacht am Ufer des Stroms — am Niederrhein ja überhaupt die längste Zeit, aber dreimal auf der ganzen Strecke: einmal zur Zeit Cäsars, dann unter den ersten Kaisern, nachdem der Traum der Eroberung Germaniens zerronnen war, und wieder 250 Jahre später, als der Grenzwall preisgegeben war, der das durch die flavischen Kaiser und ihre Nachfolger zum Reich gezogene Stück des rechten Rheinufers umschloß. Aber die nachdrängenden Germanenscharen sprengten bald auch den Festungsgürtel der Rheinlinie, und schon zur Zeit des Augustus war die Grenze des Reichs, die der große Cäsar gezogen hatte, die Drusus durch seine Kastellkette sicherte, in Wahrheit nicht mehr die Grenze des Germanenlandes gewesen, wohnten vielmehr Germanen schon auf beiden Ufern des Stroms. Wenn freilich Treverer und Nervier, zwei der streitbarsten Stämme der Belgica, und mit ihnen manche anderen sich ihres germanischen Blutes rühmten, so hat die Wissenschaft ihre Verwandtschaft mit den Germanen des anderen Ufers nicht immer gelten lassen wollen; aber von den „Sueben“ des Ariovist waren nicht wenige trotz Cäsars Sieg und nach Cäsars eigenem Eingeständnis im jetzigen Elsaß und in der Pfalz geblieben, und dann hatten die Römer selbst erst die Ubier, dann die Sugambrer auf dem linken Ufer angesiedelt, und auch die Bataver, die schon längst im Mündungsgebiet des Rheins zu beiden Seiten saßen, sind sicher germanischen Stammes.

Nicht ganz ohne Grund, und nicht nur wegen des vom Limes eingeschlossenen Landstreifens auf dem rechten Ufer, führten die beiden rheinischen Bezirke der Belgica und seit dem Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die daraus erwachsenen Provinzen den Namen „Germanien“.

Die „Römerherrschaft in Deutschland“ bedeutet deshalb nicht etwa nur die Herrschaft auf dem rechten Ufer des Rheins, die in Augustus' Tagen einmal weit ausgriff, bis zur Weser und Elbe, dann im Norden aufgegeben, im Süden in bescheidenen Grenzen vielleicht behauptet und zu einem immerhin beschränkten Umfang später wieder ausgedehnt wurde. Von ihr wäre auch nicht gar viel zu sagen, wenn die

Erzählung nicht das Gerede über die Varusschlacht wiederholen oder die Ergebnisse der Limesforschung bis ins einzelne verfolgen wollte; und vollends der Stoff unserer Abbildungen würde ärmlich sein.

Der Name „Germanien“, den die Römer auch dem linksrheinischen Gebiet gegeben haben, zum Teil vielleicht um von den großen Plänen der augusteischen Zeit wenigstens den Namen zu retten, ist dann zur Weissagung der Zukunft geworden. Die Kelten wurden aus diesen Gauen, wie zuvor aus dem Lande zwischen Elbe und Rhein, allmählich verdrängt, und das Gebiet der beiden römischen Germanien wurde im Laufe der Jahrhunderte zum weitaus größten Teil germanisches Land — germanisches und auch deutsches. Das blieb es oder wurde es doch wieder nach einer Zeit der Entfremdung: seit einem Menschenalter dürfen wir wohl sagen, daß von den römischen Provinzen, deren Begrenzung wir freilich genau nicht kennen, nicht allzu viel außerhalb der Grenzpfähle des deutschen Reiches liegt; nicht nur der Name, den die Römer ihren Provinzen gaben, gibt uns heute das Recht, das Deutschland der Römerherrschaft bis hoch hinauf ins Moseltal und bis zu den Bergen der Vogesen reichen zu lassen.

Die Geschichte der Eroberung dieses römischen Germaniens, des deutschen Römerlands soll hier erzählt, das Bild seiner Kultur in einigen Umrissen gezeichnet werden.

* * *

Wir empfinden es als einen unschätzbaren Vorzug, daß die Frühgeschichte unseres Volks zugleich ein nicht unbedeutender Teil der Geschichte des römischen Weltreichs ist, daß deshalb in die Dämmerung unserer Vorzeit durch die Nachrichten der Römer ein helles Licht fällt, nach Jakob Grimms Wort „ein Morgenrot gestellt ist“. Wir haben teil an der Schilderung, die von der Eroberung Galliens der Eroberer selbst gegeben hat, und Roms größter Historiker ist der vornehmste Zeuge für die ruhmvollen Kämpfe, in denen unsere Vorfahren sozusagen in die Weltgeschichte eingetreten sind, und für den damaligen Zustand ihrer Kultur. Verklungen und verschollen sind die Gesänge, die den ältesten Nationalhelden der Deutschen feierten; wie in Erz gegraben steht der Nachruf, den Tacitus ihm gewidmet hat: „liberator haud dubie Germaniae, et qui non primordia populi Romani, sicut alii reges ducesque, sed florentissimum imperium lacessierit, proeliis ambiguus, bello non victus.“*) Hätte doch dieselbe Feder auch die Tat uns geschildert, die mit ihren Folgen das Schicksal Germaniens für alle Zeit und damit einen guten Teil des Schicksals der Welt entschieden hat! Freilich der Bericht über die Feldzüge des

Abb. 3. Angeblicher Julius Cäsar. Basaltbüste im Berliner Museum. (Zu Seite 7.)

*) „Zweifellos der Befreier Germaniens und Gegner des römischen Volks nicht in seinen Anfängen, gleich anderen Königen und Heerführern, sondern auf der Höhe seiner Herrschaft, in einzelnen Kämpfen wohl von zweifelhaftem Erfolg, in einem ganzen Kriege nie besiegt.“

Abb. 4. Julius Cäsar. (Zu Seite 7.)

Germanicus, der viel mißhandelte, läßt uns ahnen, daß auch Tacitus uns nicht genug tun würde, weil, was dem römischen Leser genügen mußte, uns nicht genügt; weil wir uns nicht beruhigen bei dem Eindruck, den mit dichterischer Kraft der römische Geschichtsschreiber hervorzurufen weiß, wie kaum ein zweiter, sondern durchaus das kunstvolle Werk der Darstellung zerstören wollen, um zu sehen, „wie es eigentlich gewesen“, getrieben von einem Wahrheitsdurst, den einige ganz Große unter den Alten auch empfunden haben, der aber den Lesern des Tacitus fremd war, auch wenn es sich um Nähergelegenes handelte, als darum, wie „hinten, weit, im deutschen Land die Völker aufeinander schlagen“. Gemessen aber an dem, was wir sonst besitzen, ist uns doch der Bericht der „Annalen“ von jenen Kriegszügen des Germanicus oder auch der der „Historien“ von den Wirren, die auf den Tod des Nero folgten, dem Aufstand des Civilis, unschätzbar, — unschätzbarer noch das kleine Buch, das Tacitus den „Sitten“ unserer Väter gewidmet hat, die „Germania“, die Karl Müllenhoff nicht etwa, weil er eben der Verfasser der „Deutschen Altertumskunde“ war, zu hoch eingeschätzt hat, wenn er meint, daß „kaum eine andere Schrift sie übertrifft an welthistorischer Bedeutung, sicherlich keine von gleichem Umfang ihr an Reichtum des Inhalts und zugleich an historischem Wert gleichkommt“.

Das späte, in griechischer Sprache geschriebene Werk, dem wir den ausführlichsten Bericht über die Varusschlacht verdanken, tritt auch für die Zeit nach Tacitus wieder in den Vordergrund, die römische Geschichte des Dio Cassius, oder vielmehr die, zum Teil dem Mittelalter angehörigen Auszüge aus ihr. Daneben benutzen wir — eine stets spärliche, oft trübe Quelle! — die Biographien der Kaiser, von denen des gelehrten Sueton bis hinab zu der Sammlung der sicher fälschenden, vielleicht gefälschten „Scriptores historiae Augustae“. So ungenügend sind diese Quellen, wie für die Geschichte des Reiches überhaupt, so auch für die unserer germanischen Grenzprovinz, daß wir einen Blick selbst in dürftige Abrisse der Geschichte nicht verschmähen dürfen und zuweilen nicht vergeblich tun, nicht nur in den des Velleius Paterculus, der bei der Erzählung der Ereignisse der eigenen Zeit ja verhältnismäßig ausführlich wird, freilich mit seiner Lobhudelei des Tiberius nur ein Zeuge mehr dafür, daß die zeitgenössischen Quellen nicht immer die besten sind, sondern auch in den des Florus, dem gar die Ehre zuteil geworden ist, von dem großen Ranke, und nach ihm noch von manchem namhaften Forscher als Hauptzeuge für die Varusschlacht angesehen zu werden. Nur für einen kurzen Abschnitt einer späten Zeit tritt noch einmal ein immerhin ansehnlicher Historiker ein, der in lateinischer Sprache schreibende Grieche Ammianus Marcellinus, dessen Werk eine Fortsetzung der taciteischen sein wollte, heute aber, nach dem Verlust der ersten Hälfte, nicht mehr ist.

Diese Schriftsteller sind es, die das meiste beigesteuert haben zu dem überaus nützlichen Quellenbuch, das Alexander Riese unter dem Titel: „Das rheinische Germanien in der antiken Literatur“ vor einem Jahrzehnt herausgegeben hat. Nicht freilich in der Zusammenstellung der Auszüge aus diesen Hauptzeugen besteht das Verdienst dieser Sammlung, sondern in der Zusammenbringung der zerstreuten, zum Teil entlegenen Schriftstellern entnommenen Zeugnisse, von denen manches hier zuerst ins rechte Licht gesetzt, manches überhaupt zuerst herangezogen ward. Dankbar ist dieses Buch benutzt worden, dankbarer noch würde der in Aussicht gestellte zweite Band benutzt worden sein, der zusammenstellen soll, „was aus den Inschriften und aus mittelalterlichen Schriften und Urkunden für Geschichte, Geographie und Kulturgeschichte des römischen Rheinlandes verwendbar wäre“. Daß er bis jetzt ausgeblieben ist, hängt wohl damit zusammen, daß der Band des großen Inschriftenwerkes, des Corpus inscriptionum latinarum, der die Inschriften Germaniens umfassen sollte, ausstand, seit langer Zeit im Druck, doch immer wieder, zuletzt durch Karl Zangemeisters Tod, aufgehalten, so daß wir die Masse der Inschriften noch in Wilhelm Brambachs „Inscriptiones Rhenanae“, den großen Zuwachs der letzten vier Jahrzehnte an vielen

Erzählung nicht das Gerede über die Varusschlacht wiederholen oder die Ergebnisse der Limesforschung bis ins einzelne verfolgen wollte; und vollends der Stoff unserer Abbildungen würde ärmlich sein.

Der Name „Germanien“, den die Römer auch dem linksrheinischen Gebiet gegeben haben, zum Teil vielleicht um von den großen Plänen der augusteischen Zeit wenigstens den Namen zu retten, ist dann zur Weissagung der Zukunft geworden. Die Kelten wurden aus diesen Gauen, wie zuvor aus dem Lande zwischen Elbe und Rhein, allmählich verdrängt, und das Gebiet der beiden römischen Germanien wurde im Laufe der Jahrhunderte zum weitaus größten Teil germanisches Land — germanisches und auch deutsches. Das blieb es oder wurde es doch wieder nach einer Zeit der Entfremdung: seit einem Menschenalter dürfen wir wohl sagen, daß von den römischen Provinzen, deren Begrenzung wir freilich genau nicht kennen, nicht allzu viel außerhalb der Grenzpfähle des deutschen Reiches liegt; nicht nur der Name, den die Römer ihren Provinzen gaben, gibt uns heute das Recht, das Deutschland der Römerherrschaft bis hoch hinauf ins Moseltal und bis zu den Bergen der Vogesen reichen zu lassen.

Die Geschichte der Eroberung dieses römischen Germaniens, des deutschen Römerlands soll hier erzählt, das Bild seiner Kultur in einigen Umrissen gezeichnet werden.

* * *

Wir empfinden es als einen unschätzbaren Vorzug, daß die Frühgeschichte unseres Volks zugleich ein nicht unbedeutender Teil der Geschichte des römischen Weltreichs ist, daß deshalb in die Dämmerung unserer Vorzeit durch die Nachrichten der Römer ein helles Licht fällt, nach Jakob Grimms Wort „ein Morgenrot gestellt ist“. Wir haben teil an der Schilderung, die von der Eroberung Galliens der Eroberer selbst gegeben hat, und Roms größter Historiker ist der vornehmste Zeuge für die ruhmvollen Kämpfe, in denen unsere Vorfahren sozusagen in die Weltgeschichte eingetreten sind, und für den damaligen Zustand ihrer Kultur. Verklungen und verschollen sind die Gesänge, die den ältesten Nationalhelden der Deutschen feierten; wie in Erz gegraben steht der Nachruf, den Tacitus ihm gewidmet hat: „liberator haud dubie Germaniae, et qui non primordia populi Romani, sicut alii reges ducesque, sed florentissimum imperium lacessierit, proeliis ambiguus, bello non victus.“*) Hätte doch dieselbe Feder auch die Tat uns geschildert, die mit ihren Folgen das Schicksal Germaniens für alle Zeit und damit einen guten Teil des Schicksals der Welt entschieden hat! Freilich der Bericht über die Feldzüge des

Abb. 3. Angeblicher Julius Cäsar. Basaltbüste im Berliner Museum. (Zu Seite 7.)

*) „Zweifellos der Befreier Germaniens und Gegner des römischen Volks nicht in seinen Anfängen, gleich anderen Königen und Heerführern, sondern auf der Höhe seiner Herrschaft, in einzelnen Kämpfen wohl von zweifelhaftem Erfolg, in einem ganzen Kriege nie besiegt.“

Germanicus, der viel mißhandelte, läßt uns ahnen, daß auch Tacitus uns nicht genug tun würde, weil, was dem römischen Leser genügen mußte, uns nicht genügt; weil wir uns nicht beruhigen bei dem Eindruck, den mit dichterischer Kraft der römische Geschichtsschreiber hervorzurufen weiß, wie kaum ein zweiter, sondern durchaus das kunstvolle Werk der Darstellung zerstören wollen, um zu sehen, „wie es eigentlich gewesen“, getrieben von einem Wahrheitsdurst, den einige ganz Große unter den Alten auch empfunden haben, der aber den Lesern des Tacitus fremd war, auch wenn es sich um Nähergelegenes handelte, als darum, wie „hinten, weit, im deutschen Land die Völker aufeinander schlagen“. Gemessen aber an dem, was wir sonst besitzen, ist uns doch der Bericht der „Annalen“ von jenen Kriegszügen des Germanicus oder auch der der „Historien“ von den Wirren, die auf den Tod des Nero folgten, dem Aufstand des Civilis, unschätzbar, — unschätzbarer noch das kleine Buch, das Tacitus den „Sitten“ unserer Väter gewidmet hat, die „Germania“, die Karl Müllenhoff nicht etwa, weil er eben der Verfasser der „Deutschen Altertumskunde“ war, zu hoch eingeschätzt hat, wenn er meint, daß „kaum eine andere Schrift sie übertrifft an welthistorischer Bedeutung, sicherlich keine von gleichem Umfang ihr an Reichtum des Inhalts und zugleich an historischem Wert gleichkommt“.

Abb. 4. Julius Cäsar. (Zu Seite 7.)

Das späte, in griechischer Sprache geschriebene Werk, dem wir den ausführlichsten Bericht über die Varusschlacht verdanken, tritt auch für die Zeit nach Tacitus wieder in den Vordergrund, die römische Geschichte des Dio Cassius, oder vielmehr die, zum Teil dem Mittelalter angehörigen Auszüge aus ihr. Daneben benutzen wir — eine stets spärliche, oft trübe Quelle! — die Biographien der Kaiser, von denen des gelehrten Sueton bis hinab zu der Sammlung der sicher fälschenden, vielleicht gefälschten „Scriptores historiae Augustae“. So ungenügend sind diese Quellen, wie für die Geschichte des Reiches überhaupt, so auch für die unserer germanischen Grenzprovinz, daß wir einen Blick selbst in dürftige Abrisse der Geschichte nicht verschmähen dürfen und zuweilen nicht vergeblich tun, nicht nur in den des Velleius Paterculus, der bei der Erzählung der Ereignisse der eigenen Zeit ja verhältnismäßig ausführlich wird, freilich mit seiner Lobhudelei des Tiberius nur ein Zeuge mehr dafür, daß die zeitgenössischen Quellen nicht immer die besten sind, sondern auch in den des Florus, dem gar die Ehre zuteil geworden ist, von dem großen Ranke, und nach ihm noch von manchem namhaften Forscher als Hauptzeuge für die Varusschlacht angesehen zu werden. Nur für einen kurzen Abschnitt einer späten Zeit tritt noch einmal ein immerhin ansehnlicher Historiker ein, der in lateinischer Sprache schreibende Grieche Ammianus Marcellinus, dessen Werk eine Fortsetzung der taciteischen sein wollte, heute aber, nach dem Verlust der ersten Hälfte, nicht mehr ist.

Diese Schriftsteller sind es, die das meiste beigesteuert haben zu dem überaus nützlichen Quellenbuch, das Alexander Riese unter dem Titel: „Das rheinische Germanien in der antiken Literatur“ vor einem Jahrzehnt herausgegeben hat. Nicht freilich in der Zusammenstellung der Auszüge aus diesen Hauptzeugen besteht das Verdienst dieser Sammlung, sondern in der Zusammenbringung der zerstreuten, zum Teil entlegenen Schriftstellern entnommenen Zeugnisse, von denen manches hier zuerst ins rechte Licht gesetzt, manches überhaupt zuerst herangezogen ward. Dankbar ist dieses Buch benutzt worden, dankbarer noch würde der in Aussicht gestellte zweite Band benutzt worden sein, der zusammenstellen soll, „was aus den Inschriften und aus mittelalterlichen Schriften und Urkunden für Geschichte, Geographie und Kulturgeschichte des römischen Rheinlandes verwendbar wäre“. Daß er bis jetzt ausgeblieben ist, hängt wohl damit zusammen, daß der Band des großen Inschriftenwerkes, des Corpus inscriptionum latinarum, der die Inschriften Germaniens umfassen sollte, ausstand, seit langer Zeit im Druck, doch immer wieder, zuletzt durch Karl Zangemeisters Tod, aufgehalten, so daß wir die Masse der Inschriften noch in Wilhelm Brambachs „Inscriptiones Rhenanae“, den großen Zuwachs der letzten vier Jahrzehnte an vielen

Orten suchen mußten. Wenn gar die allseitige „Beschreibung der Rheinlande im Altertum“ erschienen wäre, als deren Vorläuferin Alexander Riese jene Quellensammlung angesehen haben wollte und hoffentlich auch heute noch will, so würde die Aufgabe dieser Schrift nicht allzu schwer, aber auch ihre Lösung kaum noch ein besonderes Verdienst sein.

So aber tritt der Verfasser an sie heran mit dem nicht geringe Bedenken weckenden Bewußtsein, etwas zu unternehmen, was eigentlich — kaum ist es zu glauben — noch niemals versucht worden ist und gewiß von einem Kundigeren besser ausgeführt werden könnte, aber doch auch mit der Hoffnung, vielen etwas Nützliches zu bieten und mit dem Wunsch und der Gewißheit, durch diese bescheidene Schrift Besserem nicht den Weg zu versperren.

Vielleicht wird man auch gerade heute dem Archäologen am ersten das Recht einräumen, einen solchen Versuch zu wagen, nachdem zehnjährige Archäologenarbeit am römischen Grenzwall die historische Forschung so mächtig gefördert hat. Nirgends in der Tat ist die Denkmälerforschung mehr berufen, die Ergebnisse der literarischen Forschung zu ergänzen, nicht oft auch sind diese solcher Ergänzung bedürftiger. Nirgends wird mehr der Archäologe aufgefordert, ja gezwungen, zum Historiker, der Historiker zum Archäologen zu werden.

Günstig scheint der Augenblick für unseren Versuch, wenn man auf das Bedürfnis sieht, das schwerlich zu einer anderen Zeit lebhafter empfunden worden ist; überaus ungünstig, wenn man auf den Stand der Forschung sieht, in der zurzeit so reges Leben herrscht, daß eine Zusammenfassung unseres Wissens als ein undankbares Wagnis erscheinen muß, zumal für einen, der höchstens mit einem Fuß auf diesem Forschungsgebiete steht.

Aber es ist ja wohl das Verhängnis der Bücher, daß sie nur selten von denen geschrieben werden, die dazu am meisten berufen wären, und das Verhängnis zusammenfassender Übersichten, daß sie dann am erwünschtesten sind, wenn sie dem schnellsten Veralten ausgesetzt sind und dem Forscher am wenigsten genügen können.

* * *

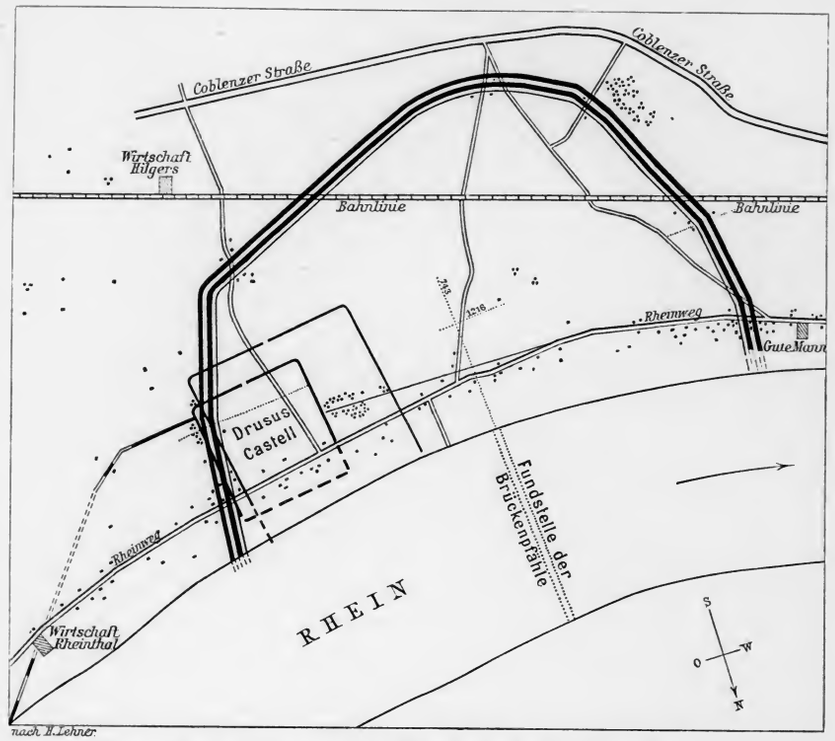
Zweihundertundzehn Jahre zählt Tacitus von der Zeit, da zum erstenmal Germanen drohend an die Pforten des römischen Reichs pochten, bis zum zweiten Konsulat des Kaisers Trajan, dem Jahr der Abfassung seiner „Germania“; und mehr bitter als stolz fügt er hinzu: „tam diu Germania vincitur“.*) Und wieder zwei Jahrhunderte später war der Damm gebrochen, den man gegen die andrängenden Wogen der germanischen Völkerbewegung auf dem rechten Rheinufer errichtet hatte, wurde mit Mühe die Rheingrenze noch behauptet. Von neuem war Italien den Einfällen germanischer Völker ausgesetzt, und derselbe Kaiser, der noch einmal die Alamannen hinausschlug, der, eine gewaltige Erscheinung in dieser Zeit des Niedergangs, sich den Titel „restitutor orbis“ verdiente, Aurelian, hielt es doch für geboten, die ewige Stadt mit dem Mauergürtel zu umgeben, der sie noch heute umschließt. Und abermals zwei Jahrhunderte später gebot der Ostgote Theoderich in Italien.

Nicht sechs Jahrhunderte indessen soll die folgende Darstellung umspannen. Der Zug der Cimbern und Teutonen steht mit der Eroberung des rheinischen Germaniens in keinem Zusammenhang; und nicht von den Germanen im Römerreiche, sondern von den Römern in Germanien soll hier die Rede sein. Das gibt uns das Recht, auch das Jahrhundert des Alarich und Attila, des Odoaker und Theoderich von unserer Betrachtung auszuschließen.

* * *

Wie nur noch des Brennus und seiner Kelten Hausen in Rom oder „Hannibal ante portas“, so hatte der Schrecken der wandernden Germanenschwärme dem Gedächt-

*) „Solange wird Germanien schon besiegt.“



Die Befestigungen bei Urmitz. Nach den Bonner Jahrbüchern, Heft 107.
(Zu Seite 8.)

nis von Generationen sich eingeprägt: mehr als vierzig Jahre nach den Siegen des Marius bei Aquae Sextiae und Vercellae fuhr er noch den Legionaren in die Glieder, die der Neffe des Cimbernsiegers gegen die Suebenscharen des Ariovist führte. Gleich jenen anderen Germanen hatten die Sueben den Rhein überschritten, bedrängten Galliens Gaue, bedrohten die Grenze des Reiches. Ariovist wurde geschlagen, die Gefahr vorläufig abgewandt. Aber nicht alle Suebenstämme ließen sich über den Rhein zurückscheuchen, und mehrere saßen nun auf dem linken Rheinufer, ihren jenseitigen Volksgenossen eine stete Lockung, auch herüberzukommen, eine Stütze möglicherweise, wenn sie kamen. Die Eroberung Galliens aber, zu der Cäsar (Abb. 3 u. 4) sich eben anschickte, sollte ja auch die Germanen an der ganzen Rheinlinie zu Nachbarn des Reiches machen: sie konnten fortan nicht mehr aus den Augen gelassen werden. Und schon drei Jahre nach dem Sieg über Ariovist (55 v. Chr.) überschritten wieder, wie es heißt, von Sueben gedrängt, Germanenstämme den Rhein, diesmal an seinem unteren Lauf: die Usipeter und Tenkterer. Schnöden Verrat nahm Cäsar zu Hilfe, um sich ihrer zu entledigen, und noch im selben Jahre trug er zum erstenmal Roms Waffen über den Rhein: entkommene Reiter der Usipeter und Tenkterer hatten die Sugambrer bei sich aufgenommen und verweigerten ihre Auslieferung; um Beistand baten die Ubier, von den Sueben bedrängt. Sugambrer wie Sueben entzogen sich der Begegnung mit den römischen Legionen, und Cäsar gab sich mit diesem Erfolg zufrieden und ging nach achtzehn Tagen wieder über den Strom zurück.

Aber schon nach zwei Jahren hatte er Anlaß, von neuem den Germanen seine Waffen aus der Nähe zu zeigen: Sueben hatten den Aufstand der Treverer unterstützt,

und es stand zu befürchten, daß der Eburone Ambiorix bei den Germanen eine Zuflucht finden würde. Zum zweitenmal schlug Cäsar eine Brücke über den Rhein. Wieder wichen die Sueben in ferne Wälder zurück, und Cäsar zog es vor, umzukehren. Aber bis auf ein Stück am rechten Ufer ließ er die Brücke diesmal stehen, den Germanen eine Mahnung an die Möglichkeit seiner Rückkehr; auf dem freien Ende, das auf einer Insel gelegen haben muß, wurde ein Turm errichtet, der linksrheinische Brückenkopf durch umfassende Befestigungen gesichert.

An zwanzig verschiedenen Stellen hat man Cäsars Rheinbrücken vermutet oder zu finden gemeint; eine der Vermutungen ist an der neuen Bonner Brücke in Stein verewigt; ein wenig oberhalb der ersten lag die zweite Brücke. Beide verbanden das Ufer der Treverer mit dem der Ubier, und alles spricht dafür, daß sie beide im Neuwieder Becken zu suchen sind. Die große Festung zwar bei Urmitz, in der Nissen die „magnas munitiones“ der zweiten Rheinbrücke sehen wollte, ist als weit älter erwiesen worden; aber sie umschließt nicht nur ein kleines Kastell, in dem man mit großer Wahrscheinlichkeit eines der fünfzig Rheinkastelle des Drusus erkannt hat, sondern noch ein größeres und älteres römisches Lager, in dem man vielleicht das Werk Cäsars sehen darf (s. die Karte auf S. 7).

Cäsar ist nicht zum zweitenmal über die Brücke gezogen. Zwar bewies noch im selben Jahre der Sugambrer Eingreifen in den Eburonenkrieg, daß diesen Germanen nicht so leicht die Scheu vor Roms Waffengewalt beizubringen war. Aber Cäsar hatte in Gallien vollauf zu tun, und als gar im Jahr danach der gewaltige Aufstand losbrach, der seine ganze Eroberung noch einmal in Frage stellte, da mußte er froh sein, daß die Gefahr nicht durch die Germanen noch vergrößert wurde, vielmehr diese ihm mittelbar und unmittelbar gute Dienste taten — mittelbar, indem sie die Treverer von der Empörung fernhielten durch ihre Angriffe, unmittelbar, indem in den Kämpfen gegen Vercingetorix germanische Reiter im römischen Sold nicht den kleinsten Teil der Arbeit taten.

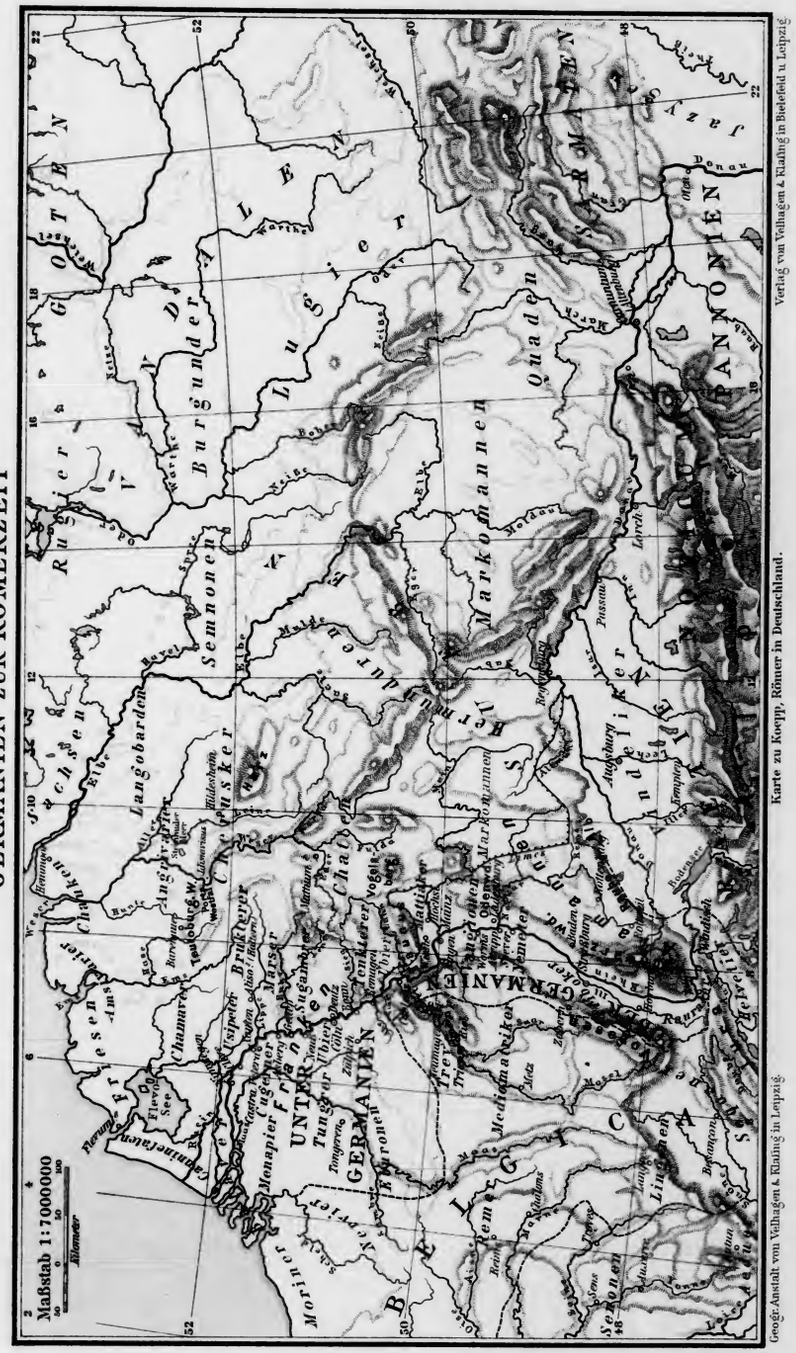
Galliens Schicksal war entschieden, als Cäsar seine Provinz verließ. Im Lande der Treverer hatte er die letzte Heerschau abgehalten, den Kelten und Germanen des unterworfenen Landes wie den freien Germanen des anderen Rheinufers eine Mahnung und Warnung.

Wenige Jahre später — und der Eroberer Galliens war der Herr des Reiches — — der Herr der Welt, wenn er wollte.

* * *

Würde der Alleinherrscher die Grenze anerkannt haben, die der Statthalter von Gallien gezogen hatte? Wir wissen es nicht. Die Dolche der Mörder trafen ihn, als er auf der Höhe seiner Macht stand. Wie bei Alexander dem Großen ist die Phantasie geschäftig gewesen, sich auszumalen, was der vorzeitige Tod der Welt erspart oder versagt haben mag, welche Pläne mit Cäsar begraben wurden. Zum Feldzug gegen die Parther schickte er sich eben an, und der Ausbreitung der Geten sollte Einhalt geboten werden: das wissen wir. Die Grenze des Reichs im Osten und Nordosten sollte gesichert werden. Sage aber ist es, daß nach dem Sieg über die Parther ein Zug um das Kaspische und Schwarze Meer geplant war, der schließlich durch das Skythen- und Germanenland nach Gallien führen sollte. Es wäre der Plan eines Phantasten gewesen.

Doch wenn wir Cäsars weniger kühnen und sonst so nüchtern denkenden Erben tatsächlich über die Rheingrenze weit hinausgreifen und zwei Jahrzehnte den Plan der Vorschiebung der Grenze bis zur Elbe verfolgen sehen, so möchten wir glauben, daß Augustus auch hier nur Cäsars Erbe gewesen ist, und daß diese Verkürzung der Reichsgrenze schon von Cäsar erwogen war und nach der Niederwerfung der Geten ausgeführt werden sollte. Zunächst freilich sah sich auch Cäsars Erbe andere Aufgaben gestellt, und nach dem Abschluß der Eroberung Galliens vergingen fast dreißig Jahre, in denen man sich begnügte, die Rheingrenze zu behaupten. Ja man tat dabei im



und es stand zu befürchten, daß der Eburone Ambiorix bei den Germanen eine Zuflucht finden würde. Zum zweitenmal schlug Cäsar eine Brücke über den Rhein. Wieder wichen die Sueben in ferne Wälder zurück, und Cäsar zog es vor, umzukehren. Aber bis auf ein Stück am rechten Ufer ließ er die Brücke diesmal stehen, den Germanen eine Mahnung an die Möglichkeit seiner Rückkehr; auf dem freien Ende, das auf einer Insel gelegen haben muß, wurde ein Turm errichtet, der linksrheinische Brückenkopf durch umfassende Befestigungen gesichert.

An zwanzig verschiedenen Stellen hat man Cäsars Rheinbrücken vermutet oder zu finden gemeint; eine der Vermutungen ist an der neuen Bonner Brücke in Stein verewigt; ein wenig oberhalb der ersten lag die zweite Brücke. Beide verbanden das Ufer der Treverer mit dem der Ubier, und alles spricht dafür, daß sie beide im Neuwieder Becken zu suchen sind. Die große Festung zwar bei Urmitz, in der Nissen die „magnas munitiones“ der zweiten Rheinbrücke sehen wollte, ist als weit älter erwiesen worden; aber sie umschließt nicht nur ein kleines Kastell, in dem man mit großer Wahrscheinlichkeit eines der fünfzig Rheinkastelle des Drusus erkannt hat, sondern noch ein größeres und älteres römisches Lager, in dem man vielleicht das Werk Cäsars sehen darf (s. die Karte auf S. 7).

Cäsar ist nicht zum zweitenmal über die Brücke gezogen. Zwar bewies noch im selben Jahre der Sugambrer Eingreifen in den Eburonenkrieg, daß diesen Germanen nicht so leicht die Scheu vor Roms Waffengewalt beizubringen war. Aber Cäsar hatte in Gallien vollauf zu tun, und als gar im Jahr danach der gewaltige Aufstand losbrach, der seine ganze Eroberung noch einmal in Frage stellte, da mußte er froh sein, daß die Gefahr nicht durch die Germanen noch vergrößert wurde, vielmehr diese ihm mittelbar und unmittelbar gute Dienste taten — mittelbar, indem sie die Treverer von der Empörung fernhielten durch ihre Angriffe, unmittelbar, indem in den Kämpfen gegen Vercingetorix germanische Reiter im römischen Sold nicht den kleinsten Teil der Arbeit taten.

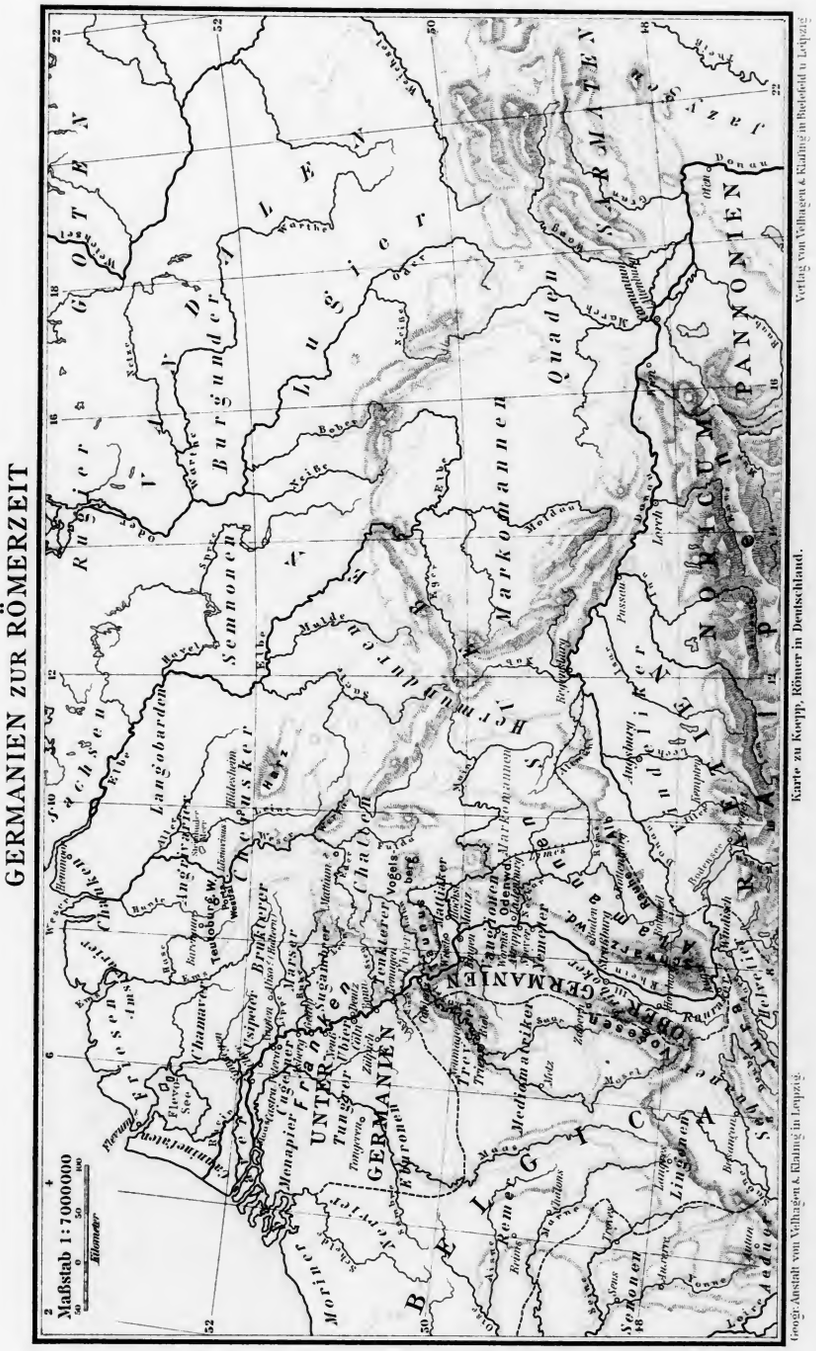
Galliens Schicksal war entschieden, als Cäsar seine Provinz verließ. Im Lande der Treverer hatte er die letzte Heerschau abgehalten, den Kelten und Germanen des unterworfenen Landes wie den freien Germanen des anderen Rheinufers eine Mahnung und Warnung.

Wenige Jahre später — und der Eroberer Galliens war der Herr des Reiches — — der Herr der Welt, wenn er wollte.

* * *

Würde der Alleinherrscher die Grenze anerkannt haben, die der Statthalter von Gallien gezogen hatte? Wir wissen es nicht. Die Dolche der Mörder trafen ihn, als er auf der Höhe seiner Macht stand. Wie bei Alexander dem Großen ist die Phantasie geschäftig gewesen, sich auszumalen, was der vorzeitige Tod der Welt erspart oder versagt haben mag, welche Pläne mit Cäsar begraben wurden. Zum Feldzug gegen die Parther schickte er sich eben an, und der Ausbreitung der Geten sollte Einhalt geboten werden: das wissen wir. Die Grenze des Reichs im Osten und Nordosten sollte gesichert werden. Sage aber ist es, daß nach dem Sieg über die Parther ein Zug um das Kaspische und Schwarze Meer geplant war, der schließlich durch das Skythen- und Germanenland nach Gallien führen sollte. Es wäre der Plan eines Phantasten gewesen.

Doch wenn wir Cäsars weniger kühnen und sonst so nüchtern denkenden Erben tatsächlich über die Rheingrenze weit hinausgreifen und zwei Jahrzehnte den Plan der Vorschiebung der Grenze bis zur Elbe verfolgen sehen, so möchten wir glauben, daß Augustus auch hier nur Cäsars Erbe gewesen ist, und daß diese Verkürzung der Reichsgrenze schon von Cäsar erwogen war und nach der Niederwerfung der Geten ausgeführt werden sollte. Zunächst freilich sah sich auch Cäsars Erbe andere Aufgaben gestellt, und nach dem Abschluß der Eroberung Galliens vergingen fast dreißig Jahre, in denen man sich begnügte, die Rheingrenze zu behaupten. Ja man tat dabei im



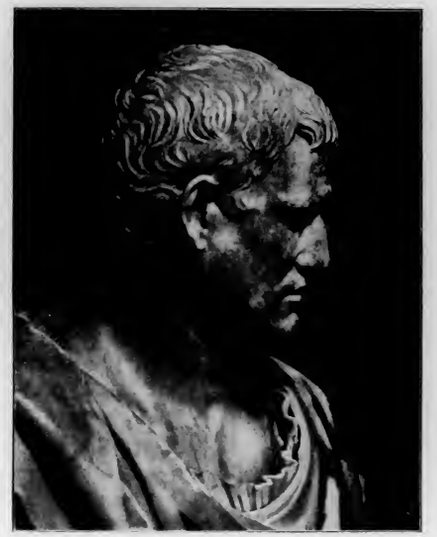


Abb. 5. M. Agrippa. Marmorbüste in den Uffizien zu Florenz. (Zu Seite 9.)

Vergleich zu Cäsar noch einen Schritt zurück. Wenn Agrippa (Abb. 5 u. 6) im Jahre 37 v. Chr. den Rhein überschritt — vielleicht auf Cäsars Brücke — so wird das den gleichen Zweck gehabt haben, den Cäsar verfolgt hatte, wenn Agrippa aber die Ubier aufs linke Rheinufer verpflanzte, so war das kein Erfolg der Römer, sondern das Eingeständnis, daß sie ihre Schützlinge nur so noch vor den Angriffen ihrer Nachbarn bewahren zu können meinten. Da Agrippa im Jahre 37 die Triumphalabzeichen erhielt, so mag er damals noch ebensoviel Erfolg gehabt haben wie vordem Cäsar, und die Umsiedlung der Ubier, die nur bei einer starken offiziellen Entstellung das Recht auf den Triumph geben konnte, wird ins Jahr 19 v. Chr. gehören, in dem, wie wir wissen, Agrippa von neuem nach Gallien gesandt wurde, um Unruhen ein Ende zu machen und Angriffe der Germanen zurückzuweisen.

Aber drei Jahre später rief die Niederlage des Lollius den Augustus (Abb. 8) selbst an den Rhein. Wieder hatten Germanen, Sugambrer vornehmlich, den Strom überschritten, römische Reiter in die Flucht gejagt, dann gar den Statthalter M. Lollius selbst geschlagen und dabei der fünften Legion ihren Adler abgenommen. Doch die Germanen sahen wohl selbst ein, daß sie den Sieg über Lollius nur dem Zufall der Überraschung verdankten, und daß sie vollends dem Aufgebot des Augustus selbst nicht würden standhalten können. Sie gaben eine Genugtuung, mit der Augustus sich vorläufig begnügte, und Horaz konnte singen:

te caede gaudentes Sugambri
compositis venerantur armis.

* * *

Wahrscheinlich hätte es des nach wenigen Jahren erneuten Angriffs der Germanen nicht bedurft, um Rom zu energischerem Vorgehen zu drängen: was in der Zeit zwischen der „clades Lolliana“ und dem ersten germanischen Feldzug des Drusus geschah, wird im Zusammenhang eines großen Plans gestanden haben. Während Augustus in dreijährigem Verweilen der gallischen Provinz ihre endgültige Einrichtung gab, erwarben seine Stiefsöhne sich im Kampf gegen die nördlichen Anwohner der Alpen, die Raeter und Vindeliker, ihre ersten Feldherrnlorbeeren.

Drusus (Abb. 9f.) drang von Italien her gegen die Raeter, Tiberius (Abb. 7) von Gallien her gegen die Vindeliker vor. In ihren Bergen wurden jene, auf dem Bodensee diese geschlagen. In der Nähe der Donauquellen soll die letzte Entscheidung gefallen sein. Tirol, die Ostschweiz, der Süden Bayerns wurden so dem Reich gewonnen; das „regnum Noricum“, das deutsche Österreich, ergab sich freiwillig um dieselbe Zeit (Abb. 11). Wie der Rhein, so war nun die Donau des Reiches Grenze gegen das Germanenland — eine Grenze von insgesamt weit über 200 Meilen. Der Wunsch, eine solche Grenze zu verkürzen, den einspringenden Winkel zum Reiche zu ziehen, erscheint fast selbstverständlich. Das bedeutete aber die Eroberung Germaniens bis zur Elbe.

Abb. 6. M. Agrippa. (Zu Seite 9.)

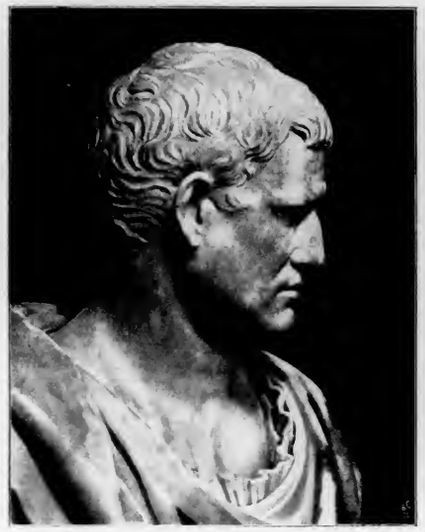


Abb. 5. M. Agrippa. Marmorbüste in den Uffizien zu Florenz. (Zu Seite 9.)

Vergleich zu Cäsar noch einen Schritt zurück. Wenn Agrippa (Abb. 5 u. 6) im Jahre 37 v. Chr. den Rhein überschritt — vielleicht auf Cäsars Brücke — so wird das den gleichen Zweck gehabt haben, den Cäsar verfolgt hatte, wenn Agrippa aber die Ubier aufs linke Rheinufer verpflanzte, so war das kein Erfolg der Römer, sondern das Eingeständnis, daß sie ihre Schützlinge nur so noch vor den Angriffen ihrer Nachbarn bewahren zu können meinten. Da Agrippa im Jahre 37 die Triumphalabzeichen erhielt, so mag er damals noch ebensoviel Erfolg gehabt haben wie vordem Cäsar, und die Umsiedlung der Ubier, die nur bei einer starken offiziellen Entstellung das Recht auf den Triumph geben konnte, wird ins Jahr 19 v. Chr. gehören, in dem, wie wir wissen, Agrippa von neuem nach Gallien gesandt wurde, um Unruhen ein Ende zu machen und Angriffe der Germanen zurückzuweisen.

Aber drei Jahre später rief die Niederlage des Lollius den Augustus (Abb. 8) selbst an den Rhein. Wieder hatten Germanen, Sugambrer vornehmlich, den Strom überschritten, römische Reiter in die Flucht gejagt, dann gar den Statthalter M. Lollius selbst geschlagen und dabei der fünften Legion ihren Adler abgenommen. Doch die Germanen sahen wohl selbst ein, daß sie den Sieg über Lollius nur dem Zufall der Überraschung verdankten, und daß sie vollends dem Aufgebot des Augustus selbst nicht würden standhalten können. Sie gaben eine Genugtuung, mit der Augustus sich vorläufig begnügte, und Horaz konnte singen:

te caede gaudentes Sugambri
compositis venerantur armis.

* * *

Wahrscheinlich hätte es des nach wenigen Jahren erneuten Angriffs der Germanen nicht bedurft, um Rom zu energischerem Vorgehen zu drängen: was in der Zeit zwischen der „clades Lolliana“ und dem ersten germanischen Feldzug des Drusus geschah, wird im Zusammenhang eines großen Plans gestanden haben. Während Augustus in dreijährigem Verweilen der gallischen Provinz ihre endgültige Einrichtung gab, erwarben seine Stiefsöhne sich im Kampf gegen die nördlichen Anwohner der Alpen, die Raeter und Vindeliker, ihre ersten Feldherrnlorbeeren.

Drusus (Abb. 9f.) drang von Italien her gegen die Raeter, Tiberius (Abb. 7) von Gallien her gegen die Vindeliker vor. In ihren Bergen wurden jene, auf dem Bodensee diese geschlagen. In der Nähe der Donauquellen soll die letzte Entscheidung gefallen sein. Tirol, die Ostschweiz, der Süden Bayerns wurden so dem Reich gewonnen; das „regnum Noricum“, das deutsche Österreich, ergab sich freiwillig um dieselbe Zeit (Abb. 11). Wie der Rhein, so war nun die Donau des Reiches Grenze gegen das Germanenland — eine Grenze von insgesamt weit über 200 Meilen. Der Wunsch, eine solche Grenze zu verkürzen, den einspringenden Winkel zum Reiche zu ziehen, erscheint fast selbstverständlich. Das bedeutete aber die Eroberung Germaniens bis zur Elbe.

Abb. 6.
M. Agrippa.
(Zu Seite 9.)

Was war dieses Germanien? Was wußte man davon? Was mochte, außer dem Bedürfnis einer verteidigungsfähigeren Grenze, etwa sonst noch den Eroberer locken? Welchen Widerstand mußte er erwarten?

Für Ureinwohner möchte Tacitus die Germanen halten: „Wer sollte wohl Asien oder Afrika oder Italien verlassen haben, um diesen rauhen Himmel aufzusuchen, dieses reizlose Land, traurig für den Bebauer, wie für den Beschauer — es sei denn sein Vaterland!“ „Nicht ganz ohne Abwechslung ist es zwar, aber im allgemeinen doch abstoßend durch wilde Wälder, wüste Sümpfe“: das Urteil spiegelt noch die Erfahrungen der Kriegszüge der augusteischen Zeit wider. Minder feucht, so wußte man, war das Land im Südosten, dafür aber um so rauher.

Gold soll die Römer in dieses unwirtliche Land gelockt haben, so ist kühn behauptet worden. Der Verfasser der „Germania“ weiß nichts davon: „Ob es Gunst oder Ungunst der Götter war, die ihnen Silber und Gold versagt hat, will ich nicht entscheiden.“ Aber Tacitus weiß freilich hier weniger als wir heute wissen und als er selbst zu anderer Zeit wußte. Denn während er hier fortfährt: „daß nirgends eine Silber- oder Goldader sich findet, will ich nicht behaupten: denn wer hätte danach gesucht?“, berichtet er in den „Annalen“ von einem Versuch allerdings wenig ergiebigen Silberbaus im Lande der Mattiaker, und wir können römische Bergwerke, vermutlich dieselben, an der unteren Lahn noch heute nachweisen und sehen, daß sie nach Tacitus' Zeit sogar zu größerer Bedeutung gelangt sind und vielleicht die Führung des Grenzwalls in dieser Gegend beeinflußt haben. Zur Zeit der großen Eroberungskriege in Germanien waren aber auch diese bescheidenen Bodenschätze noch unbekannt, und in den Gegenden, durch die jene Kriegszüge meistens führten, dergleichen vielleicht auch am wenigsten zu hoffen. „Auch Eisen haben sie nicht im Überfluß“, heißt es weiter — so ahnungslos zog der Römer durch die Berge, in denen heut „der Märker Eisen reckt“. Wir mögen es vielleicht dem Schicksal danken, daß der Römer wie die Reize, so die Schätze unserer Heimat verkannt hat. Wer weiß, ob Tiberius auf die Eroberung Germaniens verzichtet hätte, ob spätere Eroberer mit dem Limesgebiet sich begnügt hätten, wenn „auri sacra fames“ der Antrieb zur Eroberung gewesen wäre? Wir mögen es danken — denn wir haben das Recht, die Freiheit unserer Ahnen auch heute noch als ein Gut zu schätzen und die Rettung des reinen Germanentums für ein Glück zu halten.

* * *

Zahlreich sind die uns überlieferten Namen germanischer Stämme, von keinem aber können wir die Wohnsitze so genau umgrenzen, wie es für das volle Verständnis der römischen Kriegszüge wünschenswert wäre. In drei große Volksgruppen zerfiel die Gesamtmasse der allein mit den Römern in Berührung tretenden Westgermanen — Ingvaeonen, Istvaeonen, Herminonen. Nächst diesen Völkernamen, die keinerlei politische, sondern nur eine Kultusgemeinschaft bezeichneten, war wohl der weiteste Name der der Sueben: „Sueben“ heißen die Germanen des Arioviſt, „Sueben“ drängen die Usipeter und Tenkterer über den Rhein, bedrängen die Ubier, unterstützen die Treverer. Sie gehören zu den Herminonen; daß aber auch ihr Name ein Sammelname ist, sagt Tacitus ausdrücklich und stellt ihn als solchen dem Namen der Chatten und Tenkterer gegenüber. Vielleicht war es ein Spottname, den die unter keltischem Einfluß fortgeschrittenen Rheingermanen, Istvaeonen, den in der Kultur zurückgebliebenen Germanen des inneren Landes gaben. Zu diesen „Altgermanen“ gehörten die Chatten, die Völkerschaft, die im Lauf des ersten Jahrhunderts den benachbarten und oft bekämpften Cheruskern die Führung abgenommen hat. Das Herz ihres Gebiets wird durch den Hessennamen, in dem doch wohl — trotz der Bedenken der Sprachforscher — der ihrige fortlebt, hinlänglich bezeichnet. Mit Stolz rechneten sich zu den Chatten die Mattiaker, und der

Abb. 7. Tiberius. (Zu Seite 9.)

Abb. 8. Augustusstatue von Primaporta im Vatikanischen Museum. (Zu Seite 8.)

Name des Hauptorts der Chatten — Mattium — scheint ihnen recht zu geben. Zu den „Sueben“ gehörten ferner die Markomannen, die zu Anfang der augusteischen Zeit am mittleren Main und südlich davon wohnten, als südliche Nachbarn der Chatten, dann von ihrem König Marbod ostwärts geführt wurden zu neuen Wohnsitzen in Böhmen, wo sie den Quaden benachbart waren; zu den „Sueben“ gehörten die Hermunduren, östliche Nachbarn der Chatten, von den späteren Wohnsitzen der Markomannen durch das Erzgebirge getrennt.

Was war dieses Germanien? Was wußte man davon? Was mochte, außer dem Bedürfnis einer verteidigungsfähigeren Grenze, etwa sonst noch den Eroberer locken? Welchen Widerstand mußte er erwarten?

Für Ureinwohner möchte Tacitus die Germanen halten: „Wer sollte wohl Asien oder Afrika oder Italien verlassen haben, um diesen rauhen Himmel aufzusuchen, dieses reizlose Land, traurig für den Bebauer, wie für den Beschauer — es sei denn sein Vaterland!“ „Nicht ganz ohne Abwechslung ist es zwar, aber im allgemeinen doch abstoßend durch wilde Wälder, wüste Sümpfe“: das Urteil spiegelt noch die Erfahrungen der Kriegszüge der augusteischen Zeit wider. Minder feucht, so wußte man, war das Land im Südosten, dafür aber um so rauher.

Gold soll die Römer in dieses unwirtliche Land gelockt haben, so ist kühn behauptet worden. Der Verfasser der „Germania“ weiß nichts davon: „Ob es Gunst oder Ungunst der Götter war, die ihnen Silber und Gold versagt hat, will ich nicht entscheiden.“ Aber Tacitus weiß freilich hier weniger als wir heute wissen und als er selbst zu anderer Zeit wußte. Denn während er hier fortfährt: „daß nirgends eine Silber- oder Goldader sich findet, will ich nicht behaupten: denn wer hätte danach gesucht?“, berichtet er in den „Annalen“ von einem Versuch allerdings wenig ergiebigen Silberbaus im Lande der Mattiaker, und wir können römische Bergwerke, vermutlich dieselben, an der unteren Lahn noch heute nachweisen und sehen, daß sie nach Tacitus' Zeit sogar zu größerer Bedeutung gelangt sind und vielleicht die Führung des Grenzwalls in dieser Gegend beeinflußt haben. Zur Zeit der großen Eroberungskriege in Germanien waren aber auch diese bescheidenen Bodenschätze noch unbekannt, und in den Gegenden, durch die jene Kriegszüge meistens führten, dergleichen vielleicht auch am wenigsten zu hoffen. „Auch Eisen haben sie nicht im Überfluß“, heißt es weiter — so ahnungslos zog der Römer durch die Berge, in denen heut „der Märker Eisen reckt“. Wir mögen es vielleicht dem Schicksal danken, daß der Römer wie die Reize, so die Schätze unserer Heimat verkannt hat. Wer weiß, ob Tiberius auf die Eroberung Germaniens verzichtet hätte, ob spätere Eroberer mit dem Limesgebiet sich begnügt hätten, wenn „auri sacra fames“ der Antrieb zur Eroberung gewesen wäre? Wir mögen es danken — denn wir haben das Recht, die Freiheit unserer Ahnen auch heute noch als ein Gut zu schätzen und die Rettung des reinen Germanentums für ein Glück zu halten.

* * *

Zahlreich sind die uns überlieferten Namen germanischer Stämme, von keinem aber können wir die Wohnsitze so genau umgrenzen, wie es für das volle Verständnis der römischen Kriegszüge wünschenswert wäre. In drei große Volksgruppen zerfiel die Gesamtmasse der allein mit den Römern in Berührung tretenden Westgermanen — Ingvaeonen, Istvaeonen, Herminonen. Nächst diesen Völkernamen, die keinerlei politische, sondern nur eine Kultusgemeinschaft bezeichneten, war wohl der weiteste Name der der Sueben: „Sueben“ heißen die Germanen des Ariovist, „Sueben“ drängen die Usipeter und Tenkterer über den Rhein, bedrängen die Ubier, unterstützen die Treverer. Sie gehören zu den Herminonen; daß aber auch ihr Name ein Sammelname ist, sagt Tacitus ausdrücklich und stellt ihn als solchen dem Namen der Chatten und Tenkterer gegenüber. Vielleicht war es ein Spottname, den die unter keltischem Einfluß fortgeschrittenen Rheingermanen, Istvaeonen, den in der Kultur zurückgebliebenen Germanen des inneren Landes gaben. Zu diesen „Altgermanen“ gehörten die Chatten, die Völkerschaft, die im Lauf des ersten Jahrhunderts den benachbarten und oft bekämpften Cheruskern die Führung abgenommen hat. Das Herz ihres Gebiets wird durch den Hessennamen, in dem doch wohl — trotz der Bedenken der Sprachforscher — der ihrige fortlebt, hinlänglich bezeichnet. Mit Stolz rechneten sich zu den Chatten die Mattiaker, und der

Abb. 7. Tiberius.
(Zu Seite 9.)

Abb. 8. Augustusstatue von Primaporta im Vatikanischen Museum. (Zu Seite 8.)

Name des Hauptorts der Chatten — Mattium — scheint ihnen recht zu geben. Zu den „Sueben“ gehörten ferner die Markomannen, die zu Anfang der augusteischen Zeit am mittleren Main und südlich davon wohnten, als südliche Nachbarn der Chatten, dann von ihrem König Marbod ostwärts geführt wurden zu neuen Wohnsitzen in Böhmen, wo sie den Quaden benachbart waren; zu den „Sueben“ gehörten die Hermunduren, östliche Nachbarn der Chatten, von den späteren Wohnsitzen der Markomannen durch das Erzgebirge getrennt.

Abb. 9.
Der ältere Drusus.
(Zu Seite 9.)

Die „Bacenis silva“ ist nicht nachgewiesen, die nach Cäsar „wie eine natürliche Mauer“ die „Sueben“ (Chatten und Hermunduren?) von den Cheruskern trennte. Aber daß die Cherusker an der mittleren Weser saßen, ist gewiß. Weiter nördlich, von jenen nicht durch einen natürlichen, sondern durch einen künstlichen Grenzwall getrennt, wohnten die Angrivarier, deren Nachbarn waren im Norden die Chauken, zu beiden Seiten der unteren Weser, im Westen die Brukterer, im Gebiet der Ems bis hinauf zur Lippe. An die Chauken schlossen sich, gleich ihnen zu den Ingvaeonen, den Nerthusverehrern, gehörig, längs der Küste die Amsivarier und weiterhin die Friesen, Canninefaten, Bataver, an die Brukterer, wie diese Istvaeonen, die Usipeter, nördlich von der Lippe bis zum Rhein; in ihrer Nähe, vielleicht südlich von der unteren Lippe, die stets mit ihnen zusammengenannten Tenkterer, die wohl nach der Verpflanzung der Ubier und Sugambrer deren Gebiet zum Teil innehatten. Sicher saßen die Sugambrer südlich von der Lippe im Gebiet der Ruhr und Sieg und wurden auch keineswegs alle aufs linke Rheinufer umgesiedelt. Südlich von ihnen wohnten am Rhein, den Treverern gegenüber, die am meisten ihren Stammesgenossen durch keltisch-römische Kultur entfremdeten Ubier, solange sie dem Drängen der Chatten-Sueben widerstanden. Die Marser endlich, die auch kaum anderswo als um die Ruhr gesessen haben können, mögen an die Stelle von Sugambrern getreten sein oder auch nur ein Sondername für einen Sugambrerstamm sein. In ihrem Gebiet lag das Heiligtum der Tanfana, vielleicht der sakrale Mittelpunkt der Istvaeonen, wie der von Müllenhoff an der Stelle des heutigen Hamburg gesuchte Hain der Nerthus das Heiligtum der Ingvaeonen war.

Abb. 10. Angeblich der ältere Drusus.
Marmorkopf im Nationalmuseum zu Kopenhagen.
(Zu Seite 9.)

Können diese Ansetzungen, die sich einstweilen fast ganz auf die in den Kämpfen der augusteischen Zeit besonders hervortretenden Völker beschränken, im großen und ganzen für sicher gelten, so begegnet der Wunsch genauerer Festlegung der Grenzen überall hoffnungsloser Unsicherheit, über die nur der sich hinwegzutäuschen versuchen oder auch nur verwundern wird, der die Art unserer Überlieferung völlig verkennt. Die Schriftsteller brauchen zum Teil nach ihrem Zweck auf Genauigkeit der geographischen Angaben keinen Wert zu legen, wiederholen zum anderen Teil Angaben ihrer Quellen, ohne auf inzwischen eingetretene Verschiebungen Rücksicht zu nehmen, geben endlich einem Volksstamm hier einen speziellen, dort einen umfassenderen Namen.

* * *

Ein Zusammenhalten all dieser Stämme zur gemeinsamen Abwehr jeglichen Angriffs auf germanisches Land brauchten die Römer nicht zu befürchten. Wie unsere westlichen Nachbarn in der von Cäsar

Abb. 11. Triumph des Tiberius.
Onyx-Cameo in Wien (Gemma Augustea). Etwa 1/2 der natürlichen Größe. (Zu Seite 9.)

oder Cato gegebenen Charakteristik der alten Gallier sich selbst wiedererkennen, so finden auch wir den Erbfehler unseres Stammes schon vom Kaiser Tiberius durchschaut. Wie es Germanen waren, die zuerst die Römer aufs rechte Rheinufer gerufen hatten, so durften auch Cäsars Nachfolger darauf rechnen, Germanen gegen Germanen ausspielen zu können, und vielleicht ist die auffällige Richtung der Kriegszüge der augusteischen Zeit zum Teil durch die Rücksicht auf die Bundesgenossenschaft der Küstenstämme zu erklären. Aber nicht nur alte Nachbarfehden der deutschen Stämme wußte die römische Politik sich zunutze zu machen — das nannte Tiberius: „plura consilio quam vi perfecisse“ —, sondern in den einzelnen Stamm, in die Familien ward der Zwist getragen.

Angesichts des Schicksals der Brukterer, von denen über 60000 durch das Schwert der benachbarten Chamaver und Angrivarier umgekommen sein sollen, fleht Tacitus zu den Göttern: „Dauern möge der gegenseitige Haß der Völker, auf deren Liebe wir doch verzichten müssen! Denn beim Niedergang des Reiches“ — oder sollen wir mit Mommsen übersetzen: „da das Verhängnis unseres Staats herannaht“? — „kann das Geschick kein besseres Geschenk uns machen als der Feinde Zwietracht.“

Woher sollte auch den Germanenstämmen, die seit Jahrhunderten einander schoben und drängten, unter sehr verschiedenen Verhältnissen und Einflüssen sehr verschiedene Stufen der Kultur erklommen hatten und selbst in den religiösen Vorstellungen nicht einig waren, ein Gefühl der Gemeinsamkeit kommen! Zu lange Zeit hatte das halbfreiwillige, halberzwungene Wanderleben der Stämme nicht einmal das Heimatgefühl auf-

Abb. 9.
Der ältere Drusus.
(Zu Seite 9.)

Die „Bacenis silva“ ist nicht nachgewiesen, die nach Cäsar „wie eine natürliche Mauer“ die „Sueben“ (Chatten und Hermunduren?) von den Cheruskern trennte. Aber daß die Cherusker an der mittleren Weser saßen, ist gewiß. Weiter nördlich, von jenen nicht durch einen natürlichen, sondern durch einen künstlichen Grenzwall getrennt, wohnten die Angrivarier, deren Nachbarn waren im Norden die Chauken, zu beiden Seiten der unteren Weser, im Westen die Brukterer, im Gebiet der Ems bis hinauf zur Lippe. An die Chauken schlossen sich, gleich ihnen zu den Ingvaeonen, den Nerthusverehrern, gehörig, längs der Küste die Amsivarier und weiterhin die Friesen, Canninefaten, Bataver, an die Brukterer, wie diese Istvaeonen, die Usipeter, nördlich von der Lippe bis zum Rhein; in ihrer Nähe, vielleicht südlich von der unteren Lippe, die stets mit ihnen zusammengenannten Tenkterer, die wohl nach der Verpflanzung der Ubier und Sugambrer deren Gebiet zum Teil innehatten. Sicher saßen die Sugambrer südlich von der Lippe im Gebiet der Ruhr und Sieg und wurden auch keineswegs alle aufs linke Rheinufer umgesiedelt. Südlich von ihnen wohnten am Rhein, den Treverern gegenüber, die am meisten ihren Stammesgenossen durch keltisch-römische Kultur entfremdeten Ubier, solange sie dem Drängen der Chatten-Sueben widerstanden. Die Marser endlich, die auch kaum anderswo als um die Ruhr gesessen haben können, mögen an die Stelle von Sugambrern getreten sein oder auch nur ein Sondername für einen Sugambrerstamm sein. In ihrem Gebiet lag das Heiligtum der Tanfana, vielleicht der sakrale Mittelpunkt der Istvaeonen, wie der von Müllenhoff an der Stelle des heutigen Hamburg gesuchte Hain der Nerthus das Heiligtum der Ingvaeonen war.

Abb. 10. Angeblich der ältere Drusus.
Marmorkopf im Nationalmuseum zu Kopenhagen.
(Zu Seite 9.)

Können diese Ansetzungen, die sich einstweilen fast ganz auf die in den Kämpfen der augusteischen Zeit besonders hervortretenden Völker beschränken, im großen und ganzen für sicher gelten, so begegnet der Wunsch genauerer Festlegung der Grenzen überall hoffnungsloser Unsicherheit, über die nur der sich hinwegzutäuschen versuchen oder auch nur verwundern wird, der die Art unserer Überlieferung völlig verkennt. Die Schriftsteller brauchen zum Teil nach ihrem Zweck auf Genauigkeit der geographischen Angaben keinen Wert zu legen, wiederholen zum anderen Teil Angaben ihrer Quellen, ohne auf inzwischen eingetretene Verschiebungen Rücksicht zu nehmen, geben endlich einem Volksstamm hier einen speziellen, dort einen umfassenderen Namen.

* * *

Ein Zusammenhalten all dieser Stämme zur gemeinsamen Abwehr jeglichen Angriffs auf germanisches Land brauchten die Römer nicht zu befürchten. Wie unsere westlichen Nachbarn in der von Cäsar

Abb. 11. Triumph des Tiberius.
Onyx-Cameo in Wien (Gemma Augustea). Etwa $\frac{1}{3}$ der natürlichen Größe. (Zu Seite 9.)

oder Cato gegebenen Charakteristik der alten Gallier sich selbst wiedererkennen, so finden auch wir den Erbfehler unseres Stammes schon vom Kaiser Tiberius durchschaut. Wie es Germanen waren, die zuerst die Römer aufs rechte Rheinufer gerufen hatten, so durften auch Cäsars Nachfolger darauf rechnen, Germanen gegen Germanen ausspielen zu können, und vielleicht ist die auffällige Richtung der Kriegszüge der augusteischen Zeit zum Teil durch die Rücksicht auf die Bundesgenossenschaft der Küstenstämme zu erklären. Aber nicht nur alte Nachbarfehden der deutschen Stämme wußte die römische Politik sich zunutze zu machen — das nannte Tiberius: „plura consilio quam vi perfecisse“ —, sondern in den einzelnen Stamm, in die Familien ward der Zwist getragen.

Angesichts des Schicksals der Brukterer, von denen über 60000 durch das Schwert der benachbarten Chamaver und Angrivarier umgekommen sein sollen, fleht Tacitus zu den Göttern: „Dauern möge der gegenseitige Haß der Völker, auf deren Liebe wir doch verzichten müssen! Denn beim Niedergang des Reiches“ — oder sollen wir mit Mommsen übersetzen: „da das Verhängnis unseres Staats herannaht“? — „kann das Geschick kein besseres Geschenk uns machen als der Feinde Zwietracht.“

Woher sollte auch den Germanenstämmen, die seit Jahrhunderten einander schoben und drängten, unter sehr verschiedenen Verhältnissen und Einflüssen sehr verschiedene Stufen der Kultur erklommen hatten und selbst in den religiösen Vorstellungen nicht einig waren, ein Gefühl der Gemeinsamkeit kommen! Zu lange Zeit hatte das halbfreiwillige, halberzwungene Wanderleben der Stämme nicht einmal das Heimatgefühl auf-

kommen lassen, das die Grundlage des Vaterlandsgefühls ist. Das Verharren auf einer niedrigen Stufe des Ackerbaus war Folge und auch wieder Grund des ewigen Wanderns; es war eine bezeichnende Ausnahme, daß gerade die westlichen Kultureinflüssen zugänglichen Ubier ihre Äcker durch Mergeldüngung ertragfähiger machten.

Aber auch manch einzelner Stamm war ein nicht verächtlicher Gegner. Groß war der Ruf germanischer Tapferkeit; und die wilde Kampflust der Barbaren, über die schon dem Marius der Sieg nicht leicht geworden war, mochte jetzt noch gefährlicher erscheinen, wenn vielleicht die von manchem vornehmen Germanen gewonnene Kenntnis römischer Kriegskunst ihr die Richtung gab und ihre Blößen deckte, während die trotz alledem zweifellose Überlegenheit dieser Kriegskunst in dem fremden Land nicht recht zur Geltung kommen konnte.

Aber nicht, was sie etwa von den Römern gelernt hatten, war die beste Waffe in den Händen der Germanen, sondern — was sie nicht gelernt hatten. Feste Städte würden die Legionen erobert und schwerlich wieder geräumt haben: „der deutsche Urwald hat die Deutschen vor dem Schicksal der Gallier bewahrt".

* * *

Je größer, bei gewiß mangelhafter Kenntnis des feindlichen Landes und der Art des Feindes, die Zahl der unbekannten Größen war, mit denen der Feldherr zu rechnen hatte, um so wichtiger waren der Stützpunkt, den jede Unternehmung am Rhein haben mußte, und die Sicherung des Zusammenhangs mit ihm. Je weniger das nicht dicht bevölkerte, erst zu einem Teil dem Ackerbau erschlossene Land ein großes feindliches Heer ernähren konnte, um so nötiger war es, die Wege von jenen Stützpunkten am Rhein oder den vorgeschobenen großen Getreidemagazinen nicht nur für kampfbereite Legionen, sondern auch für Proviantzüge gangbar zu erhalten. Es ist das Verdienst einiger von militärischen Gesichtspunkten ausgehender Forschungen neuester Zeit, auf die Wichtigkeit der Verpflegungsfrage und der damit verbundenen nach den Transportwegen zu Wasser und zu Land mit Nachdruck hingewiesen zu haben; aber der Philologe wird doch zuweilen lieber auf solche Fragen mit einem „ignoramus, ignorabimus" antworten, statt sich jede Vergewaltigung oder Verachtung der Überlieferung gefallen zu lassen.

Bei aller gebotenen Kürze soll die folgende Darstellung der Germanenkriege der augusteischen Zeit apodiktisch keinesfalls sein, soll nicht in den Fehler verfallen, der das Verhängnis dieses Stoffs zu sein scheint — nur selten freilich mit Kürze verbunden! Vielmehr soll sie zwar das wenige Sichere mit Bestimmtheit hervortreten lassen, vor allem aber die Überlieferung in ihrer Bedingtheit, die Grenzen unseres Wissens zeigen und demgegenüber die Verwertung dieser Überlieferung in ihrer Unbedingtheit, ein trauriges Kapitel von Verschwendung, Mißbrauch und Mangel menschlichen Scharfsinns. Auf jeden Fall soll sie dem Leser verleiden, auf diesem Gebiet einem Führer blindlings zu vertrauen oder sich gar selbst zum Führer aufzuwerfen. So wird freilich die Erzählung einen für die Zeitspanne, die sie umfaßt, verhältnismäßig breiten Raum erfordern und einigermaßen den Charakter der Untersuchung annehmen, der vielleicht manchen Leser abschreckt. Aber die Bedeutung der Ereignisse, die Art ihrer Überlieferung und die Mißhandlung dieser Überlieferung muß diese Abweichung vom Ton populärer Darstellung rechtfertigen.

In die Jahre der Vorbereitung des großen Angriffskriegs wird man die Gründung der beiden Rheinfestungen setzen dürfen, die der Ausgangspunkt aller folgenden Feldzüge wurden: Castra Vetera (Xanten), gegenüber der Lippemündung, und Mogontiacum (Mainz), gegenüber der Mainmündung. Lippetal und Maintal sollten für Roms Legionen die Einfalltore sein, wie sie als Ausfalltore den Germanen, Sugambrern und Chatten, gewiß schon gedient hatten. Daß Augustus das untere Lager angelegt habe, sagt Tacitus ausdrücklich; von dem oberen ist das nicht bezeugt, und es könnte vielleicht schon in die Zeit der Statthalterschaft des Agrippa zurückreichen. Das „neue" Lager ist es jedenfalls nicht, im Gegensatz zu dem „alten" am Niederrhein; denn dessen Name

wird gar nicht das bedeuten, was die Volksetymologie ihn wohl schon früh bedeuten ließ: „loco Vetera nomen est"*) sagt Tacitus, wo er des Lagers zum erstenmal gedenkt; den Namen, der an dem Ort haftete, wird man auf das römische Lager übertragen und dann bald, als ob er lateinisch wäre, verstanden haben. Vetera und Mogontiacum waren nicht die einzigen großen Rheinlager, und eine ganze Reihe von kleinen Festungen sicherte die Straße, die die Legionslager verband. Mehr als fünfzig Kastelle hätte Drusus, nach Florus, am Rhein erbaut; von einigen können wir noch Spuren nachweisen. Es sind Erdlager, von denen über dem Boden nirgends eine Spur sich erhalten konnte, um so weniger, als sie meist an derselben Stelle durch spätere Steinbauten ersetzt wurden, deren Reste aber der in die Tiefe dringende Spaten vor dem geschärften Blick noch mit aller Deutlichkeit bloßlegt. Ein Erdlager war auch das älteste Mogontiacum, auf dessen Wiedergewinnung wir wohl verzichten müssen, ein Erdlager Vetera, dessen Erforschung zu den größten und dringendsten Aufgaben der Ausgrabungsarbeit auf deutschem Boden gehört. Der „rheinische Festungsgürtel" der Drususkastelle ist von den beiden großen Lagern nicht zu trennen, auch seine Errichtung gehört gleich jenen zu den Vorbereitungen der Offensive und wird zum wenigsten begonnen sein vor dem ersten Feldzug. Nicht minder war der Bau des Kanals, durch den die Rheinflotte in den Flevo-See und so auf dem kürzesten Weg in die Nordsee fahren sollte, gewiß nicht das Werk eines Jahrs, und wenn dieser Kanal den Namen des Drusus später trug, so mag vielleicht hier — und ebensowohl bei den Rheinkastellen — nach dem Vollender benannt sein, was schon Augustus begonnen hatte.

Abb. 12. Der Altar der Roma und des Augustus in Lugudunum (Lyon). (Zu Seite 15.)

Nach dreijährigem Aufenthalt in Gallien war der Kaiser im Jahr 13 v. Chr. nach der Hauptstadt zurückgekehrt. Zum Statthalter Galliens und Oberbefehlshaber der rheinischen Legionen hatte er seinen jüngeren Stiefsohn Nero Claudius Drusus ernannt, dem die Legaten der drei gallischen Provinzen, wie die der beiden Rheinheere unterstellt waren. Drusus gab der Organisation der „tres Galliae" den feierlichen Abschluß durch die Einweihung des Altars der Roma und des Augustus in der Hauptstadt Lugudunum, bei dem fortan der gemeinsame Landtag der Provinzen sich versammeln sollte (Abb. 12), und wandte sich noch im selben Jahre zu dem Germanenkrieg, der, längst geplant, gleichfalls ein Abschluß der Organisation Galliens war, jetzt aber auch, angesichts eines neuen Einfalls der Sugambrer, als dringend notwendig erschien.

Die Kriegszüge des Drusus bildeten den Inhalt der letzten Bücher des Livius. Aber diese Quelle ist uns verloren, und wir sind auf den Bericht des Dio Cassius und spärliche Ergänzungen bei anderen Schriftstellern angewiesen.

Der Tag der Einweihung des Augustus-Altars steht fest. Es war der 1. August des Jahres 12 v. Chr., und es fällt schwer, die zwei Feldzüge, die unsere Überlieferung in dieses Jahr setzt, in die kurze Zeit von da bis zum Beginn des germanischen Herbsts, der dem Römer schon als Winter erschien, zusammenzudrängen.

Beim Übergang über den Rhein soll Drusus die Sugambrer geschlagen und dann im eigenen Lande aufgesucht haben: von der Insel der Bataver aus, durch das Gebiet der Usipeter drang er verwüstend ins Sugambrerland ein; schon damals muß er die Lippe überschritten haben. Zum Rhein zurückgekehrt fuhr er durch die fossa Drusiana in die Nordsee, gewann die Friesen und drang bis zu den Chauken vor, in deren Land es ihm, bei überraschend eintretender Ebbe, fast übel ergangen wäre. Das ist alles, was Dio zu sagen hat. Die Besetzung der Nordsee-Inseln, von denen eine (Byrchanis = Borkum?) mit Gewalt genommen werden mußte, und eine auf der Ems den Brukterern gelieferte Schlacht, wovon ein Zeitgenosse, der Geograph Strabo, gelegentlich spricht, hat man diesem Seezug eingefügt, der als die erste Fahrt eines römischen Feldherrn ins

*) Der Ort heißt Vetera.

nördliche Meer einen großen Eindruck gemacht hat. Gern würde man auch auf ihn die eindrucksvollen Verse beziehen, in denen Pedo Albinovanus die Schrecken der Ausfahrt ins unbekannte Meer schildert, wenn nicht Seneca, der uns das Bruchstück des Epos aufbewahrt hat, ausdrücklich von Germanicus spräche, worunter doch wohl nur der Sohn verstanden werden kann.

Man wird schwerlich irren, wenn man in diesem Zug die programmgemäße Eröffnung des großen Angriffs, in dem vorausgegangenen Streifzug ins Sugambrerland aber nur ein durch den Angriff der Sugambrer hervorgerufenes Unternehmen sieht, und es liegt nahe, dieses in den Frühsommer zu verlegen, so daß die Zeit nach der Feier in Lugudunum ganz für den großen Seezug freibleibt.

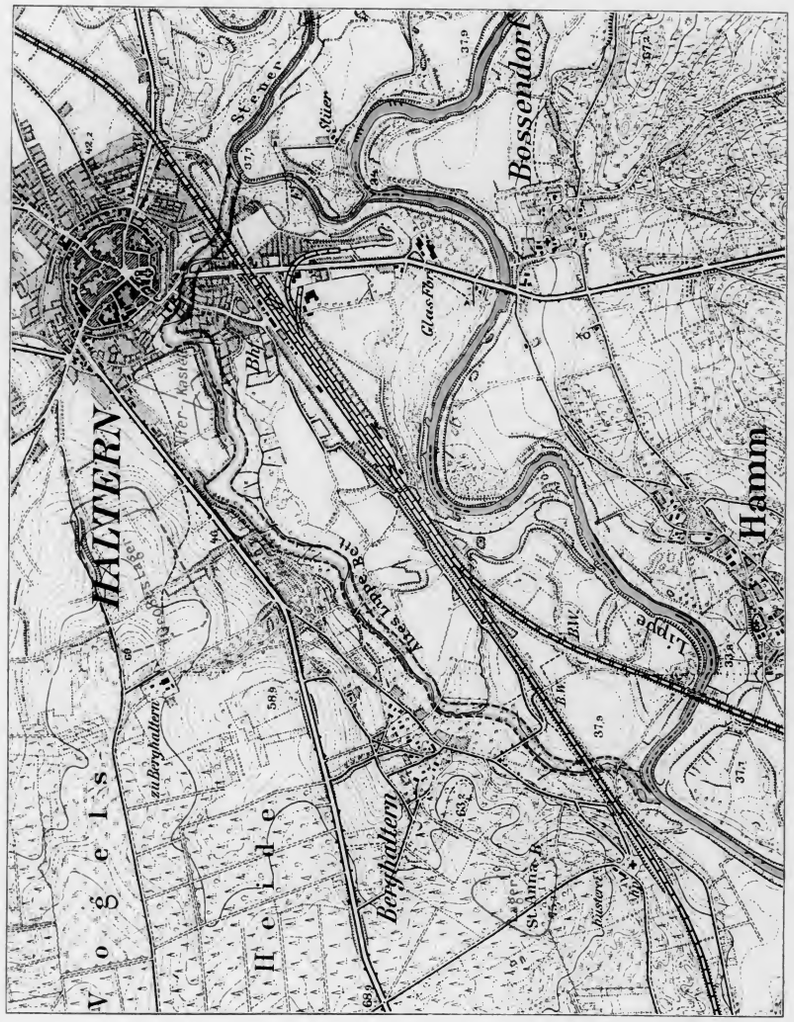
Der Feldzug des folgenden Jahres war zunächst eine Wiederholung jenes ersten: die Usipeter werden unterworfen, und Drusus geht über die Lippe ins Land der Sugambrer; nur hier wird die Überschreitung der Lippe ausdrücklich erwähnt, nur dort wird gesagt, daß der Feldzug von der Bataverinsel seinen Ausgang nahm, vermutlich weil Drusus angesichts der feindlichen Usipeter den Rhein nicht überschreiten mochte.

Die Sugambrer waren gegen die Chatten zu Feld gezogen, und so fand Drusus in ihrem Land keinen Widerstand und zog weiter gegen die Cherusker. Auch die Weser würde er überschritten haben, wenn nicht die Rücksicht auf die Verpflegung des Heers, die Nähe des Winters und ein ungünstiges Vorzeichen ihn an die Rückkehr gemahnt hätten. Auf dem Rückmarsch wäre er (bei „Arbalo“ sagt Plinius) beinahe in einen Hinterhalt gefallen, nur der Übermut der Feinde verwandelt die Gefahr in einen Sieg — wenigstens in der Darstellung des den Drusus verherrlichenden Plinius. Den Feinden zum Trotz errichtete dann Drusus ein Kastell beim Zusammenfluß des Elison und Lupias „und ein anderes“ fügt Dio hinzu, „im Chattenland, am Rhein selbst“.

Selten wohl hat ein einzelner kurzer Satz soviel Kopfzerbrechen oder was dem ähnlich sieht verursacht als dieser. Wüßte man sonst nichts von dem Lippekastell des Drusus, so würde die Frage nach seiner Lage ziemlich gleichgültig sein. Aber man hat das Kastell an der Mündung des „Elison“, ohne Zweifel mit Recht, für identisch gehalten mit dem Kastell „Alisо“, das eine Rolle gespielt hat in den späteren Kriegen, nach der seine Lage für die Auffassung der römischen Feldzugspläne und die Abschätzung dessen, was die Römer in Germanien erreicht haben, allerdings nicht gleichgültig ist.

Durch Dio erfahren wir, daß es an der Einmündung eines Nebenflusses in die Lippe lag: das ist denn auch wohl nur einmal bestritten worden, obgleich es vor Zweifeln nicht etwa deshalb als gesichert gelten kann, weil Dio es bezeugt. Als wahrscheinlich hat man meist angenommen, daß das Kastell da errichtet worden sei, wo Drusus die Lippe überschritt. Als wahrscheinlich hätte man auch annehmen sollen, daß die Festung nicht die feindlichen Sugambrer im Rücken gehabt habe.

Wohl nur ein einziger Forscher, wie gesagt, hat die Identität des „Lupias“ mit der Lippe bezweifelt; das kann füglich unerörtert bleiben. Den „Elison“ aber hat der eine in diesem, der andere in jenem Nebenfluß erkennen wollen, so daß wohl alle erheblicheren Gewässer in Betracht gezogen worden sind: die Alme bei Neuhaus-Paderborn, die Ahse bei Hamm, die Seseke bei Lünen, die Glenne bei Stift Kappel unterhalb Lippstadt, die Stever bei Haltern. Die Tatsache, daß die Flüsse ihre Namen seit der Römerzeit meist behauptet haben — im Gegensatz zu den Gebirgen, von denen nur eines oder das andere in neuerer Zeit den alten Namen sich wieder hat gefallen lassen müssen — berechtigte dazu nach einem Namensanklang zu suchen. Da hat denn den anderen Bemühungen in dieser Richtung (Ahse = Alisо; Liesenbach, Liesborn) die Namensähnlichkeit des Dorfes Elsen bei Paderborn zugunsten der Alme meist den Rang abgelaufen. Aber wenn uns die Lage bei Neuhaus schon deshalb unwahrscheinlich wäre, weil hier das Kastell nicht nur die Sugambrer, sondern auch die Brukterer im Rücken gehabt hätte, so macht eine Erwähnung bei Tacitus diese Ansetzung schlechterdings unmöglich. Im Frühjahr des Jahres 16 n. Chr. zog Germanicus mit sechs Legionen aus um „castellum Lupiae flumini adpositum“ zu entsetzen, das von den Germanen



Umgebung von Haltern. (Ausschnitt aus dem Meßtischblatt 1 : 25000.)
(Zu Seite 16 f.)

Abb. 13. Römische Befestigung am alten Lippeufer bei Haltern.
Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen, Heft IV, 1905. (Zu Seite 18.)

belagert wurde. Heißt das „das an der Lippe gelegene Kastell", so ist es Aliso; heißt es aber „ein an der Lippe gelegenes Kastell", so braucht es nicht Aliso zu sein. Wenn aber der Bericht mit den Worten schließt: „et cuncta inter castellum Alisonem ac Rhenum novis limitibus aggeribusque permunivit"*), so kann nur ein Zweifler von Profession noch bestreiten oder bezweifeln, daß „castellum Lupiae flumini adpositum" eben Aliso ist. Germanicus nun führt seine sechs Legionen von dort zurück an den Rhein, um sie dann auf tausend Schiffen zur Ems und weiter zu Lande zur Weser zu bringen. Wir werden sehen, daß diese Feldzüge des Germanicus in der Erzählung des Tacitus mehr Befremdliches bieten; so unsinnig ist aber doch wohl kaum etwas anderes als dieser Rückzug nach dem Rhein, wenn Germanicus mit seinen sechs Legionen weit näher an der Weser als am Rhein stand. Weil es Unsinn wäre, ist es nicht wahr, sagt Delbrück und schafft sich so freilich das stärkste Zeugnis gegen die von ihm verfochtene „Elsenhypothese" vom Hals. Aber das gehört eben zu dem, was der Philologe so leichten Kaufs nicht zugeben darf, wenn er nicht selbst den Ast absägen will, auf dem er sitzt. Aliso darf, so müssen wir sagen, so hoch oben im Lippetal nur dann angesetzt werden, wenn die bestimmtesten Zeugnisse uns dazu zwingen.

Kein Zeugnis aber zwingt uns, ja keines spricht auch nur mit einigem Gewicht dafür. Weil das Kastell nach der Varusschlacht den Trümmern des Heeres eine Zuflucht bot, soll es, nach der Behauptung einiger Forscher, „nicht allzuweit" vom Schlachtfeld abgelegen haben. Anderen aber beweist die betreffende Erzählung gerade umgekehrt, daß die Festung näher beim Rhein als bei der Unglücksstätte lag. Dem Vorurteilslosen und Vorsichtigen beweist sie nur so viel unzweifelhaft, daß Aliso für die aus der Schlacht Entkommenen auf dem Weg zum Rhein gelegen hat. Nun streiten sich ja aber die Gelehrten noch über die Lage des Schlachtfelds, und der Versuch die Lage des Kastells nach dem Schlachtfeld zu bestimmen, hat ungefähr ebensoviel Aussicht auf Erfolg

*) „Die ganze Strecke zwischen dem Kastell Aliso und dem Rhein sicherte er durch neue Dämme (Wälle?) und limites" (über die Bedeutung des Wortes s. unten bei Besprechung des Limes).

Abb. 13. Römische Befestigung am alten Lippenfer bei Haltern.
Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen, Heft IV, 1905. (Zu Seite 18.

belagert wurde. Heißt das „das an der Lippe gelegene Kastell“, so ist es Alisо; heißt es aber „ein an der Lippe gelegenes Kastell“, so braucht es nicht Alisо zu sein. Wenn aber der Bericht mit den Worten schließt: „et cuncta inter castellum Alisonem ac Rhenum novis limitibus aggeribusque permunivit“*), so kann nur ein Zweifler von Profession noch bestreiten oder bezweifeln, daß „castellum Lupiae flumini adpositum“ eben Alisо ist. Germanicus nun führt seine sechs Legionen von dort zurück an den Rhein, um sie dann auf tausend Schiffen zur Ems und weiter zu Lande zur Weser zu bringen. Wir werden sehen, daß diese Feldzüge des Germanicus in der Erzählung des Tacitus mehr Befremdliches bieten; so unsinnig ist aber doch wohl kaum etwas anderes als dieser Rückzug nach dem Rhein, wenn Germanicus mit seinen sechs Legionen weit näher an der Weser als am Rhein stand. Weil es Unsinn wäre, ist es nicht wahr, sagt Delbrück und schafft sich so freilich das stärkste Zeugnis gegen die von ihm verfochtene „Elsenhypothese“ vom Hals. Aber das gehört eben zu dem, was der Philologe so leichten Kaufs nicht zugeben darf, wenn er nicht selbst den Ast absägen will, auf dem er sitzt. Alisо darf, so müssen wir sagen, so hoch oben im Lippetal nur dann angesetzt werden, wenn die bestimmtesten Zeugnisse uns dazu zwingen.

Kein Zeugnis aber zwingt uns, ja keines spricht auch nur mit einigem Gewicht dafür. Weil das Kastell nach der Varusschlacht den Trümmern des Heeres eine Zuflucht bot, soll es, nach der Behauptung einiger Forscher, „nicht allzuweit“ vom Schlachtfeld abgelegen haben. Anderen aber beweist die betreffende Erzählung gerade umgekehrt, daß die Festung näher beim Rhein als bei der Unglücksstätte lag. Dem Vorurteilslosen und Vorsichtigen beweist sie nur so viel unzweifelhaft, daß Alisо für die aus der Schlacht Entkommenen auf dem Weg zum Rhein gelegen hat. Nun streiten sich ja aber die Gelehrten noch über die Lage des Schlachtfelds, und der Versuch die Lage des Kastells nach dem Schlachtfeld zu bestimmen, hat ungefähr ebensoviel Aussicht auf Erfolg

*) „Die ganze Strecke zwischen dem Kastell Alisо und dem Rhein sicherte er durch neue Dämme (Wälle?) und limites“ (über die Bedeutung des Wortes s. unten bei Besprechung des Limes).

als des seligen Freiherrn von Münchhausen Bemühung, sich an seinem eigenen Zopf in die Höhe zu ziehen. Nur soviel können wir sagen, daß die Ansetzung an der unteren Lippe jedenfalls eher zu jeder Lage des Schlachtfelds paßt als die an der oberen.

Während nun keine andere „Alisohypothese“ jemals durch Funde empfohlen worden ist, konnten für die Lage bei Haltern schon längst solche angeführt werden und sind dort in den letzten Jahren römische Anlagen augusteischer Zeit aufgedeckt worden, die ganz dem Bild zu entsprechen scheinen, das wir uns von Aliso machen müssen.

Neben dem vor Jahrzehnten schon beachteten, nun wiedergefundenen Lager auf dem Annaberg bei Haltern, sehen wir ein größeres, nach Ausweis der Funde sicherlich länger benutztes Lager, wir sehen einen ausgedehnten Landungsplatz am einstigen Lippeufer mit Getreidemagazinen, endlich einen viermal neu befestigten Anlegeplatz, einen Brückenkopf vielleicht, — alles in allem gewiß nicht eine beliebige Station, sondern einen Platz ersten Ranges, den Hauptstützpunkt aller Feldzüge im Lippegebiet (Abb. 13 u. 14 und die Karte zu Seite 16 u. 17).

Von kundiger Seite ist die militärische Bedeutung eines solchen Stützpunkts gerade an dieser Stelle — zwei Tagemärsche von Vetera und da wo wahrscheinlich die unbedingte Schiffbarkeit der Lippe aufhörte — erläutert worden. Die Erfahrung des Feldzugs des Jahres 11, der wegen Verpflegungsschwierigkeiten hatte abgebrochen werden müssen (an erster Stelle wenigstens nennt Dio diesen Grund), hatte dem Drusus die Notwendigkeit eines vorgeschobenen Magazinplatzes besonders nah gelegt, und nur die gleiche Bedeutung des Kastells im Chattenland wird den Dio oder seinen Gewährsmann, vielleicht ohne daß Dio den Zusammenhang noch durchschaute, veranlaßt haben, jenes Kastell hier neben dem Lippekastell zu nennen.

Ein durchaus zwingender Beweis dafür, daß bei Haltern das vielgesuchte Aliso endlich gefunden ist, kann schwerlich jemals geführt werden. Aber soviel ist gewiß, daß ein triftiger Grund dagegen nicht aufgebracht werden kann — selbst dann nicht, wenn keiner der beiden kürzlich unternommenen Versuche, die Verschiedenheit des Flußnamens zu beseitigen, sich bewähren sollte. Wir werden also im weiteren Verlauf der Darstellung mit dieser Annahme rechnen und gelegentlich auch noch manches zu ihrer Unterstützung beibringen.

Abb. 14. Gräben und Pfostenlöcher des Uferkastells von Haltern.
Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen, Heft III, 1903, Tafel V. (Zu Seite 18.)

Abb. 15. Der „Eigelstein“ in Mainz. (Zu Seite 20.)

Die Anlage dieses Kastells bedeutete jedenfalls, daß die Römer festen Fuß gefaßt hatten im Lippetal, und Aliso kann kein verlorener Posten gewesen sein: durch gesicherte Wege muß es mit Vetera verbunden gewesen sein, wie denn die Verfechter der „Elsenhypothese“ sich auch genötigt sahen, eine ganze Kette von Zwischenkastellen anzunehmen, von denen freilich jede Spur verloren wäre.

Der Feldzug des Jahres 11 v. Chr. wurde der Triumphalabzeichen für wert gehalten; man schätzte seinen Erfolg also in Rom nicht gering ein. Hatte Drusus im

als des seligen Freiherrn von Münchhausen Bemühung, sich an seinem eigenen Zopf in die Höhe zu ziehen. Nur soviel können wir sagen, daß die Ansetzung an der unteren Lippe jedenfalls eher zu jeder Lage des Schlachtfelds paßt als die an der oberen.

Während nun keine andere „Alisohypothese“ jemals durch Funde empfohlen worden ist, konnten für die Lage bei Haltern schon längst solche angeführt werden und sind dort in den letzten Jahren römische Anlagen augusteischer Zeit aufgedeckt worden, die ganz dem Bild zu entsprechen scheinen, das wir uns von Alisо machen müssen.

Neben dem vor Jahrzehnten schon beachteten, nun wiedergefundenen Lager auf dem Annaberg bei Haltern, sehen wir ein größeres, nach Ausweis der Funde sicherlich länger benutztes Lager, wir sehen einen ausgedehnten Landungsplatz am einstigen Lippeufer mit Getreidemagazinen, endlich einen viermal neu befestigten Anlegeplatz, einen Brückenkopf vielleicht, — alles in allem gewiß nicht eine beliebige Station, sondern einen Platz ersten Ranges, den Hauptstützpunkt aller Feldzüge im Lippegebiet (Abb. 13 u. 14 und die Karte zu Seite 16 u. 17).

Von kundiger Seite ist die militärische Bedeutung eines solchen Stützpunkts gerade an dieser Stelle — zwei Tagemärsche von Vetera und da wo wahrscheinlich die unbedingte Schiffbarkeit der Lippe aufhörte — erläutert worden. Die Erfahrung des Feldzugs des Jahres 11, der wegen Verpflegungsschwierigkeiten hatte abgebrochen werden müssen (an erster Stelle wenigstens nennt Dio diesen Grund), hatte dem Drusus die Notwendigkeit eines vorgeschobenen Magazinplatzes besonders nah gelegt, und nur die gleiche Bedeutung des Kastells im Chattenland wird den Dio oder seinen Gewährsmann, vielleicht ohne daß Dio den Zusammenhang noch durchschaute, veranlaßt haben, jenes Kastell hier neben dem Lippekastell zu nennen.

Ein durchaus zwingender Beweis dafür, daß bei Haltern das vielgesuchte Alisо endlich gefunden ist, kann schwerlich jemals geführt werden. Aber soviel ist gewiß, daß ein triftiger Grund dagegen nicht aufgebracht werden kann — selbst dann nicht, wenn keiner der beiden kürzlich unternommenen Versuche, die Verschiedenheit des Flußnamens zu beseitigen, sich bewähren sollte. Wir werden also im weiteren Verlauf der Darstellung mit dieser Annahme rechnen und gelegentlich auch noch manches zu ihrer Unterstützung beibringen.

Abb. 14. Gräben und Pfostenlöcher des Uferkastells von Haltern.
Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen, Heft III, 1903, Tafel V. (Zu Seite 18.)

Abb. 15. Der „Eigelstein“ in Mainz. (Zu Seite 20.)

Die Anlage dieses Kastells bedeutete jedenfalls, daß die Römer festen Fuß gefaßt hatten im Lippetal, und Alisо kann kein verlorener Posten gewesen sein: durch gesicherte Wege muß es mit Vetera verbunden gewesen sein, wie denn die Verfechter der „Elsenhypothese“ sich auch genötigt sahen, eine ganze Kette von Zwischenkastellen anzunehmen, von denen freilich jede Spur verloren wäre.

Der Feldzug des Jahres 11 v. Chr. wurde der Triumphalabzeichen für wert gehalten; man schätzte seinen Erfolg also in Rom nicht gering ein. Hatte Drusus im

Jahre zuvor die ganze Nordseeküste bis zur Wesermündung, wie es scheint, gewonnen, so war dieser Zug der erste Schritt zur Eroberung des Binnenlands, und daß dieser Schritt nicht vergeblich getan zu sein schien, geht schon daraus hervor, daß Drusus im folgenden Jahr sich nicht wieder an die Lippe begab, sondern von einer dritten Seite die große Aufgabe auffaßte.

Soviel wenigstens erfahren wir, daß der Feldzug des dritten Jahres gegen die Chatten gerichtet war. Gewiß ging er von Mainz aus, und es gehört in seinen Zusammenhang das schon erwähnte Kastell „im Chattenland am Rhein selbst“. Das braucht nicht zu heißen: „unmittelbar am Ufer des Stroms“, und das Kastell kann sehr wohl dasselbe sein, das nach Tacitus „in monte Tauno“ lag und von Germanicus wieder aufgebaut wurde. Man sucht es heute bei Höchst und erklärt sich die so viel geringere Entfernung von dem Rheinlager bei doch mit Alison übereinstimmender Bedeutung (einen Tagemarsch statt zweier) dadurch, daß die Senke zwischen Taunus und Vogelsberg, zunächst das Tal der bei Höchst in den Main mündenden Nidda, „die von der Natur vorgezeichnete Operationslinie“ war, während die Schiffbarkeit des Mains allerdings den Waffenplatz viel weiter vorzuschieben erlaubt hätte.

Beim vierten Jahre läßt die unverkennbare Größe des Erfolgs uns die Kürze des erhaltenen Berichts ganz besonders bedauern. Bis zur Elbe ist, nach Dio, Drusus gelangt und hat an ihrem Ufer ein Siegesdenkmal errichtet. Durch das Gebiet der Chatten, Sueben, Cherusker, dann über die Weser hätte ihn der Weg geführt. Daß der Feldzug wieder von Mainz ausging, wird danach nicht zweifelhaft sein; bezweifeln aber möchte man, ob die hier genannten „Sueben“ wirklich zwischen Chatten und Cheruskern wohnten, oder ob etwa Drusus die Werra (die man von der Weser gewiß nicht unterschied) überschritt und erst jenseit das Gebiet der Cherusker erreichte: dann könnten die Sueben wohl die Hermunduren sein.

Die Erscheinung eines übermenschlichen Weibes sollte dem Drusus den Übergang über die Elbe gewehrt und zugleich sein nahes Ende geweissagt haben. Ein Sturz mit dem Pferde wurde auf dem Rückweg der Anlaß seines frühen Todes. Wenn Strabo sagt, daß zwischen Saale und Rhein den Drusus das Unglück traf, so darf man daraus wohl schließen, daß er von der Elbe im Saaletal aufwärts den Weg genommen hatte, vielleicht um an der Unstrut her zur Weser zu gelangen. Man hat vergeblich nach dem Sommerlager gesucht, in das der Verwundete gebracht wurde, und dem sein Tod den Beinamen „scelerata“ eingebracht haben soll. Die zweihundert „milia passuum“, die Tiberius durchs Barbarenland reiste, um den Bruder dort sterbend zu finden, sagen uns um so weniger, als wir nicht einmal wissen, von wo aus sie gerechnet sind, von Mainz aus könnten sie wohl bis ins Tal der Unstrut führen. Das Winterlager, in das die Leiche gebracht wurde, war gewiß nicht Vetera, sondern Mainz. Hier gab es ein Denkmal des Drusus (Abb. 15) — sicherlich identisch mit dem „am Rhein“ errichteten Kenotaph, dem „tumulus honorarius“, bei dem alljährlich das Gedächtnis des Feldherrn gefeiert wurde. Die „ara“ des Drusus bei Alison, um derentwillen allein man den Rückweg über Alison nach Vetera hat gehen lassen, kann dem Gründer des Kastells errichtet worden sein, auch ohne daß er hier starb.

Abb. 16. Münze mit dem Triumphbogen des Drusus und der Inschrift: de Germ(anis). (Zu Seite 20.)

Berechtigt war der Ehrenname „Germanicus“, den der Senat dem Toten verlieh, und der auf seinen Sohn übergegangen ist, wohlverdient der Ehrenbogen, den wir auf Münzen mit dem Bildnis des Drusus und der Inschrift „de Germanis“ abgebildet sehen, und der vielleicht noch, durch Umbau und Zerstörung entstellt, in dem Bogen über der Via Appia erhalten ist (Abb. 16 u. 17).

Wenn Titus Livius wirklich sein großes Werk „ab urbe condita“ mit dem Jahre 9 v. Chr. schließen ließ und die letzten vier Bücher fast ganz mit der Erzählung der Taten des Drusus füllte, so muß er wohl das für einen glänzenden, der stolzen Geschichte Roms würdigen Abschluß gehalten haben; und wenn Plinius, als er zwanzig Bücher „bellorum Germaniae“ verfaßte, vorgab, dazu durch den ihm im Traum

Abb. 17. Der sogenannte Triumphbogen des Drusus in Rom. (Zu Seite 20.)

erschienenen Drusus veranlaßt zu sein, der ihn bat, sich seines Andenkens anzunehmen, so beweist diese Anekdote wohl weniger, daß dieses Andenken wirklich in Gefahr war, als daß Drusus eben „der Held“ der germanischen Kriege war.

Was ist unsere Überlieferung im Vergleich zu jener, die wir besitzen könnten! Und dennoch läßt sie uns den Erfolg der vier Feldzüge noch ahnen und läßt uns auch noch erkennen, daß in diesen Feldzügen ein System lag, das den Erfolg verdiente und seine Dauer verbürgte — mehr, so will uns scheinen, als in den späteren Kriegszügen des Sohnes.

Jahre zuvor die ganze Nordseeküste bis zur Wesermündung, wie es scheint, gewonnen, so war dieser Zug der erste Schritt zur Eroberung des Binnenlands, und daß dieser Schritt nicht vergeblich getan zu sein schien, geht schon daraus hervor, daß Drusus im folgenden Jahr sich nicht wieder an die Lippe begab, sondern von einer dritten Seite die große Aufgabe anfaßte.

Soviel wenigstens erfahren wir, daß der Feldzug des dritten Jahres gegen die Chatten gerichtet war. Gewiß ging er von Mainz aus, und es gehört in seinen Zusammenhang das schon erwähnte Kastell „im Chattenland am Rhein selbst“. Das braucht nicht zu heißen: „unmittelbar am Ufer des Stroms“, und das Kastell kann sehr wohl dasselbe sein, das nach Tacitus „in monte Tauno“ lag und von Germanicus wieder aufgebaut wurde. Man sucht es heute bei Höchst und erklärt sich die so viel geringere Entfernung von dem Rheinlager bei doch mit Aliso übereinstimmender Bedeutung (einen Tagemarsch statt zweier) dadurch, daß die Senke zwischen Taunus und Vogelsberg, zunächst das Tal der bei Höchst in den Main mündenden Nidda, „die von der Natur vorgezeichnete Operationslinie“ war, während die Schiffbarkeit des Mains allerdings den Waffenplatz viel weiter vorzuschieben erlaubt hätte.

Beim vierten Jahre läßt die unverkennbare Größe des Erfolgs uns die Kürze des erhaltenen Berichts ganz besonders bedauern. Bis zur Elbe ist, nach Dio, Drusus gelangt und hat an ihrem Ufer ein Siegesdenkmal errichtet. Durch das Gebiet der Chatten, Sueben, Cherusker, dann über die Weser hätte ihn der Weg geführt. Daß der Feldzug wieder von Mainz ausging, wird danach nicht zweifelhaft sein; bezweifeln aber möchte man, ob die hier genannten „Sueben“ wirklich zwischen Chatten und Cheruskern wohnten, oder ob etwa Drusus die Werra (die man von der Weser gewiß nicht unterschied) überschritt und erst jenseit das Gebiet der Cherusker erreichte: dann könnten die Sueben wohl die Hermunduren sein.

Die Erscheinung eines übermenschlichen Weibes sollte dem Drusus den Übergang über die Elbe gewehrt und zugleich sein nahes Ende geweissagt haben. Ein Sturz mit dem Pferde wurde auf dem Rückweg der Anlaß seines frühen Todes. Wenn Strabo sagt, daß zwischen Saale und Rhein den Drusus das Unglück traf, so darf man daraus wohl schließen, daß er von der Elbe im Saaletal aufwärts den Weg genommen hatte, vielleicht um an der Unstrut her zur Weser zu gelangen. Man hat vergeblich nach dem Sommerlager gesucht, in das der Verwundete gebracht wurde, und dem sein Tod den Beinamen „scelerata“ eingebracht haben soll. Die zweihundert „milia passuum“, die Tiberius durchs Barbarenland reiste, um den Bruder dort sterbend zu finden, sagen uns um so weniger, als wir nicht einmal wissen, von wo aus sie gerechnet sind, von Mainz aus könnten sie wohl bis ins Tal der Unstrut führen. Das Winterlager, in das die Leiche gebracht wurde, war gewiß nicht Vetera, sondern Mainz. Hier gab es ein Denkmal des Drusus (Abb. 15) — sicherlich identisch mit dem „am Rhein“ errichteten Kenotaph, dem „tumulus honorarius“, bei dem alljährlich das Gedächtnis des Feldherrn gefeiert wurde. Die „ara“ des Drusus bei Aliso, um derentwillen allein man den Rückweg über Aliso nach Vetera hat gehen lassen, kann dem Gründer des Kastells errichtet worden sein, auch ohne daß er hier starb.

Abb. 16. Münze mit dem Triumphbogen des Drusus und der Inschrift: de Germ(anis). (Zu Seite 20.)

Berechtigt war der Ehrenname „Germanicus“, den der Senat dem Toten verlieh, und der auf seinen Sohn übergegangen ist, wohlverdient der Ehrenbogen, den wir auf Münzen mit dem Bildnis des Drusus und der Inschrift „de Germanis“ abgebildet sehen, und der vielleicht noch, durch Umbau und Zerstörung entstellt, in dem Bogen über der Via Appia erhalten ist (Abb. 16 u. 17).

Wenn Titus Livius wirklich sein großes Werk „ab urbe condita“ mit dem Jahre 9 v. Chr. schließen ließ und die letzten vier Bücher fast ganz mit der Erzählung der Taten des Drusus füllte, so muß er wohl das für einen glänzenden, der stolzen Geschichte Roms würdigen Abschluß gehalten haben; und wenn Plinius, als er zwanzig Bücher „bellorum Germaniae“ verfaßte, vorgab, dazu durch den ihm im Traum

Abb. 17. Der sogenannte Triumphbogen des Drusus in Rom. (Zu Seite 20.)

erschienenen Drusus veranlaßt zu sein, der ihn bat, sich seines Andenkens anzunehmen, so beweist diese Anekdote wohl weniger, daß dieses Andenken wirklich in Gefahr war, als daß Drusus eben „der Held“ der germanischen Kriege war.

Was ist unsere Überlieferung im Vergleich zu jener, die wir besitzen könnten! Und dennoch läßt sie uns den Erfolg der vier Feldzüge noch ahnen und läßt uns auch noch erkennen, daß in diesen Feldzügen ein System lag, das den Erfolg verdiente und seine Dauer verbürgte — mehr, so will uns scheinen, als in den späteren Kriegszügen des Sohnes.

Deshalb ist auch die Nachricht des Florus nicht unglaublich, nach der Drusus wie am Rhein auch an der Weser Kastelle errichtet hätte. Neben der Weser wird freilich die Elbe genannt, und ein Kastell wenigstens an der Mündung der Elbe ist keineswegs unglaublich; die Ems aber, für die es kaum bezeugt zu werden brauchte, ist erst durch Änderung in den Text gebracht worden, während die überlieferte Mosa (Maas) doch nicht so unmöglich ist, um eine Textesänderung berechtigt erscheinen zu lassen.

Durchaus nicht unwahrscheinlich ist es, daß Tiberius als des Bruders Erbe in weiteren zwei Jahren es soweit gebracht hat, daß Germanien wenigstens bis zur Weser, „fast“ als Provinz gelten konnte: „sic perdomuit eam, ut in formam paene stipendiariae redigeret provinciae.“

* * *

Bietet uns schon für diese beiden Jahre unsere Überlieferung fast nichts, so werden wir uns nicht wundern, daß sie vollends verstummt, für die Zeit, in der kein kaiserlicher Prinz in Germanien Lorbeeren pflückte. Der Statthalterschaft des Tiberius hatte ein Zerwürfnis mit Augustus ein Ende gemacht, und erst nach zehn Jahren kehrte der Verbannte von Rhodos, nun als Adoptivsohn seines Stiefvaters, an den Rhein zurück. Inzwischen hatte L. Domitius, der zuvor von der Donau her bis zur Elbe und darüber hinaus vorgedrungen war — weiter als je vor ihm ein römischer Feldherr — den dort erworbenen und durch die Triumphalabzeichen belohnten Ruhm im Chattenland nicht bewährt, und vielleicht außer den nach ihm benannten Moorbrücken (s. unten S. 29) kein dauerndes Andenken in Germanien hinterlassen, hatte gar M. Vinicius so bestanden, daß selbst der schmeichelhafteste Ausdruck, den Velleius dem Enkel gegenüber gewiß gewählt hat, den Mißerfolg nicht verbirgt. Es bedurfte der kräftigen Hand des Tiberius.

Wenn der erste Feldzug (4 n. Chr.) bis in den Dezember ausgedehnt wurde, und dann das ganze Heer mitten in Germanien das Winterlager aufschlug, so ist das ein Zeugnis zugleich für den Nachdruck, mit dem der Krieg geführt werden mußte, und für den Erfolg, mit dem er geführt wurde. Das Winterlager des Tiberius, das einzige rechtsrheinische Winterlager eines großen Heeres, von dem wir wissen, gehört auch zu den Träumen der Lokalforscher. Leider ist das Suchen dadurch erschwert, daß der Text des Velleius verderbt oder doch durch eine beabsichtigte Verbesserung beunruhigt ist: „ad caput Juliae fluminis“ stand in der einzigen, nun verlorenen Handschrift, auf der unser Text beruht; „ad caput Lupiae“ pflegt man seit Jahrhunderten zu lesen, aber noch heute gibt es Verteidiger der ursprünglichen Überlieferung und Bächlein, die die Anwartschaft auf den Namen „Julia“ geltend machen.

Brukterer, Cherusker, Chauken unterwerfen sich, Völker, die vorher nicht einmal dem Namen nach bekannt waren, beugen sich vor Roms Macht. Bis zur Elbe führt Tiberius die Legionen; in die Elbe fährt eine römische Flotte ein, und den Eindruck solcher Erfolge soll die Erzählung widerspiegeln von dem alten Germanen, der in seinem Einbaum über die Elbe fährt, um den großen Cäsar in scheuer Ehrfurcht zu betrachten, und den Tag, an dem ihm das vergönnt ist, für den schönsten seines Lebens hält.

Das folgende Jahr sollte den Sieg vollenden. Des Tiberius Vordringen bis zur Elbe war kein vereinzelter flüchtiger Vorstoß wie der des Drusus. Die Grenze sollte behauptet werden, und von Tiberius dürften wir glauben, was von Drusus gesagt wird, ja wir müssen es glauben ohne Zeugnis, daß er auch an der Elbe Kastelle errichtet hat. Ohne solche Stützpunkte, mindestens einen an der Elbmündung, würde die Flotte sich schwerlich im nächsten Jahre noch über die Elbe hinausgewagt haben, während die Legionen auf einem weit entfernten Kriegsschauplatz den angeblich letzten noch unbesiegten Germanenstamm niederwerfen sollten. Auf der nordischen Halbinsel entdeckte man Abkömmlinge der alten Cimbern, und die Gesandtschaft des einst so gefürchteten Volks hält Augustus der Erwähnung in seinem Rechenschaftsbericht für wert. Von zwei Seiten sollten die Markomannen umklammert werden, die der Vorschiebung der Grenze von der Donau nach der Elbe im Weg standen. Sentius Saturninus, schon in den vorigen

Abb. 18. Grabstein vom Kenotaph des in der Varusschlacht gefallenen Caelius. Im Museum zu Bonn. (Zu Seite 24 f.)

Feldzügen des Tiberius wackerer Helfer, sollte vom Rhein her durchs Chattenland, mainaufwärts gewiß, gegen das Reich des Marbod vorgehen, während Tiberius selbst von der Donau her, von Carnuntum aus, den Angriff führte. Schon waren beide Heere der Vereinigung nah und dem Feind nicht mehr fern, als den Tiberius ein Aufstand in Pannonien und Dalmatien zurückrief. Und als diese Empörung nach jahrelangem Ringen, mit der unerhörten Machtentfaltung von fünfzehn Legionen, endlich niedergeworfen war, fiel in die Siegesfreude Roms die Schreckensnachricht von der Vernichtung dreier Legionen im Teutoburger Wald. Wir können den Eindruck der Botschaft um so eher nachempfinden, als für uns nach dem glänzenden Bild von Tiberius' siegreichem Erscheinen an der Elbe die Niederlage des Varus die erste Kunde ist, die aus Germanien kommt.

* * *

Deshalb ist auch die Nachricht des Florus nicht unglaublich, nach der Drusus wie am Rhein auch an der Weser Kastelle errichtet hätte. Neben der Weser wird freilich die Elbe genannt, und ein Kastell wenigstens an der Mündung der Elbe ist keineswegs unglaublich; die Ems aber, für die es kaum bezeugt zu werden brauchte, ist erst durch Änderung in den Text gebracht worden, während die überlieferte Mosa (Maas) doch nicht so unmöglich ist, um eine Textesänderung berechtigt erscheinen zu lassen.

Durchaus nicht unwahrscheinlich ist es, daß Tiberius als des Bruders Erbe in weiteren zwei Jahren es soweit gebracht hat, daß Germanien wenigstens bis zur Weser, „fast" als Provinz gelten konnte: „sic perdomuit eam, ut in formam paene stipendiariae redigeret provinciae."

* * *

Bietet uns schon für diese beiden Jahre unsere Überlieferung fast nichts, so werden wir uns nicht wundern, daß sie vollends verstummt, für die Zeit, in der kein kaiserlicher Prinz in Germanien Lorbeeren pflückte. Der Statthalterschaft des Tiberius hatte ein Zerwürfnis mit Augustus ein Ende gemacht, und erst nach zehn Jahren kehrte der Verbannte von Rhodos, nun als Adoptivsohn seines Stiefvaters, an den Rhein zurück. Inzwischen hatte L. Domitius, der zuvor von der Donau her bis zur Elbe und darüber hinaus vorgedrungen war — weiter als je vor ihm ein römischer Feldherr — den dort erworbenen und durch die Triumphalabzeichen belohnten Ruhm im Chattenland nicht bewährt, und vielleicht außer den nach ihm benannten Moorbrücken (s. unten S. 29) kein dauerndes Andenken in Germanien hinterlassen, hatte gar M. Vinicius so bestanden, daß selbst der schmeichelhafteste Ausdruck, den Velleius dem Enkel gegenüber gewiß gewählt hat, den Mißerfolg nicht verbirgt. Es bedurfte der kräftigen Hand des Tiberius.

Wenn der erste Feldzug (4 n. Chr.) bis in den Dezember ausgedehnt wurde, und dann das ganze Heer mitten in Germanien das Winterlager aufschlug, so ist das ein Zeugnis zugleich für den Nachdruck, mit dem der Krieg geführt werden mußte, und für den Erfolg, mit dem er geführt wurde. Das Winterlager des Tiberius, das einzige rechtsrheinische Winterlager eines großen Heeres, von dem wir wissen, gehört auch zu den Träumen der Lokalforscher. Leider ist das Suchen dadurch erschwert, daß der Text des Velleius verderbt oder doch durch eine beabsichtigte Verbesserung beunruhigt ist: „ad caput Juliae fluminis" stand in der einzigen, nun verlorenen Handschrift, auf der unser Text beruht; „ad caput Lupiae" pflegt man seit Jahrhunderten zu lesen, aber noch heute gibt es Verteidiger der ursprünglichen Überlieferung und Bächlein, die die Anwartschaft auf den Namen „Julia" geltend machen.

Brukterer, Cherusker, Chauken unterwerfen sich, Völker, die vorher nicht einmal dem Namen nach bekannt waren, beugen sich vor Roms Macht. Bis zur Elbe führt Tiberius die Legionen; in die Elbe fährt eine römische Flotte ein, und den Eindruck solcher Erfolge soll die Erzählung widerspiegeln von dem alten Germanen, der in seinem Einbaum über die Elbe fährt, um den großen Cäsar in scheuer Ehrfurcht zu betrachten, und den Tag, an dem ihm das vergönnt ist, für den schönsten seines Lebens hält.

Das folgende Jahr sollte den Sieg vollenden. Des Tiberius Vordringen bis zur Elbe war kein vereinzelter flüchtiger Vorstoß wie der des Drusus. Die Grenze sollte behauptet werden, und von Tiberius dürften wir glauben, was von Drusus gesagt wird, ja wir müssen es glauben ohne Zeugnis, daß er auch an der Elbe Kastelle errichtet hat. Ohne solche Stützpunkte, mindestens einen an der Elbmündung, würde die Flotte sich schwerlich im nächsten Jahre noch über die Elbe hinausgewagt haben, während die Legionen auf einem weit entfernten Kriegsschauplatz den angeblich letzten noch unbesiegten Germanenstamm niederwerfen sollten. Auf der nordischen Halbinsel entdeckte man Abkömmlinge der alten Cimbern, und die Gesandtschaft des einst so gefürchteten Volks hält Augustus der Erwähnung in seinem Rechenschaftsbericht für wert. Von zwei Seiten sollten die Markomannen umklammert werden, die der Vorschiebung der Grenze von der Donau nach der Elbe im Weg standen. Sentius Saturninus, schon in den vorigen

Abb. 18. Grabstein vom Kenotaph des in der Varusschlacht gefallenen Caelius. Im Museum zu Bonn. (Zu Seite 24 f.)

Feldzügen des Tiberius wackerer Helfer, sollte vom Rhein her durchs Chattenland, mainaufwärts gewiß, gegen das Reich des Marbod vorgehen, während Tiberius selbst von der Donau her, von Carnuntum aus, den Angriff führte. Schon waren beide Heere der Vereinigung nah und dem Feind nicht mehr fern, als den Tiberius ein Aufstand in Pannonien und Dalmatien zurückrief. Und als diese Empörung nach jahrelangem Ringen, mit der unerhörten Machtentfaltung von fünfzehn Legionen, endlich niedergeworfen war, fiel in die Siegesfreude Roms die Schreckensnachricht von der Vernichtung dreier Legionen im Teutoburger Wald. Wir können den Eindruck der Botschaft um so eher nachempfinden, als für uns nach dem glänzenden Bild von Tiberius' siegreichem Erscheinen an der Elbe die Niederlage des Varus die erste Kunde ist, die aus Germanien kommt.

* * *

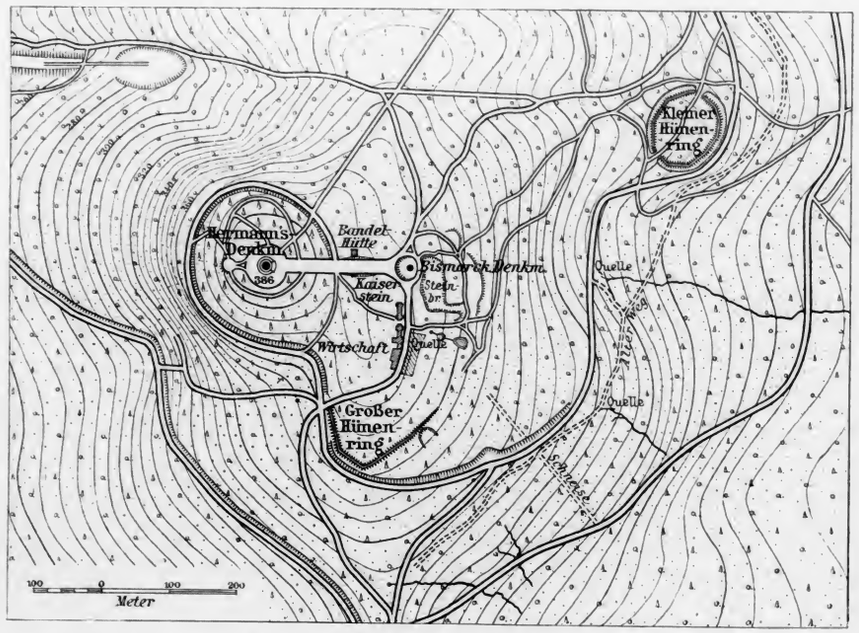
Die Varusschlacht! Mag dem Patrioten bei dem Namen die Brust schwellen: dem Geschichtsschreiber muß der Mut sinken beim Gedanken an so manche Bemühungen seiner Vorgänger um dieses Ereignis! Mit Beschämung gedenkt er der alten Kollegen, die es so ungenau, mit Beschämung vieler neuen, die es so genau erzählt haben, so mancher wohlgemeinten Schriftstellerleistung, der man kein besseres Motto geben könnte als Scheffels Vers: „In Westfalen trank er viel, drum aus Nationalgefühl hat er's angefertigt." Die Literatur über die Varusschlacht fällt meist zusammen mit der über das Kastell Aliso, aber sie hat vor ihr doch einen Vorzug: man kann ihr eher aus dem Wege gehen.

Das klingt wohl manchem sonderbar, und dennoch ist es wahr.

Was an der Varusschlacht groß und wichtig ist, darüber besteht kein Streit und keine Unklarheit. Ob Varus aber bei Detmold oder bei Barenau, bei Iburg oder sonstwo geschlagen worden ist, ob seine Schuld etwas größer oder geringer war, das ist im Grunde gleichgültig. Ob Aliso hingegen bei Paderborn oder bei Haltern gelegen hat, das ist nicht gleichgültig. Denn ganz anders als in jenem Fall erscheint in diesem, was die Römer gewollt und erreicht haben.

Indessen gedenke ich nicht, mich jeder Erörterung der Varusschlacht unter diesem Vorwand zu entziehen. Was für die Geschichte ohne Bedeutung ist, kann für die Beurteilung der Geschichtsüberlieferung und die Methode der Geschichtsforschung dennoch Bedeutung haben. Wir fragen nicht, wo Varus geschlagen wurde; aber wir fragen, wie es kommt, daß diese Frage noch immer beantwortet und noch immer verschieden beantwortet wird, wie es kommt, daß diese Frage auch Theodor Mommsen beantwortet hat, ohne der letzte zu sein.

Wir besitzen zwei Berichte, den ausführlicheren des Dio Cassius, den kürzeren des Florus, die sich in wesentlichen Dingen zu widersprechen scheinen. Mit der verschiedenen Bewertung dieser Berichte beginnt schon die Uneinigkeit der Forscher.



Umgebung der Grotenburg bei Detmold.
Nach Schuchhardt, Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen, Heft VII, Blatt LV. (Zu Seite 26.)

Abb. 19. Blick auf die Grotenburg bei Detmold. (Zu Seite 26.)

Nach Dio ward Varus mit Arglist ins Innere Germaniens, bis an die Weser, gelockt, in Sorglosigkeit gewiegt, dann durch die Kunde von einer fernen Empörung geschreckt, zum Aufbruch bewogen, auf dem Marsch überfallen. Mehrere Tage hätte der Kampf sich hingezogen, in dem die Schwerfälligkeit des mit endlosem Troß belasteten Heerzugs sich mit der Ungunst des Geländes und des Wetters verband, um die Römer in Nachteil zu setzen, bis die Verzweiflung des Feldherrn schließlich das Verderben vollendete.

Nach Florus hingegen wäre Varus im Lager selbst überfallen worden. Während er ahnungslos dem Amt des Richters oblag, wäre das Lager — die größte Schmach für den Feldherrn! — von den Germanen gestürmt worden.

Diese Schilderung erklärt Mommsen für ein aus der Überlieferung willkürlich verfertigtes „Tableau"; in Dios Erzählung sehen andere eine zum Bericht an den Senat offiziell zurechtgemachte beschönigende Darstellung des nur in der Erzählung des Florus in seiner ganzen Schimpflichkeit erkennbaren Hergangs. Ich bekenne mich zur der Ansicht Mommsens — um so mehr, als ich die mit Dio besser übereinstimmende Vorlage des Florus noch durchschimmern sehe in den Worten: „Nichts Blutigeres kann man sich denken, als dieses durch Sümpfe und Wälder sich hinziehende Morden (nihil illa caede per paludes perque silvas cruentius)", die zu der Katastrophe im Lager selbst nicht recht passen, während Dios Erzählung im ganzen in sich geschlossen ist und überdies durch Tacitus mittelbar bestätigt zu werden scheint. Aber ich sehe keine Möglichkeit, die Richtigkeit der Darstellung Dios bündig zu beweisen und das Urteil von der mehr oder weniger günstigen Schätzung des Florus und des Dio unabhängig zu machen (Abb. 18).

Zur Ortsbestimmung, die ja länger und mehr als der Hergang selbst die Gemüter erregt hat, bietet Florus gar keinen, Dio fast keinen Anhaltspunkt. Das Sommerlager des Varus wäre ja nach Dio im Cheruskerland in der Nähe der Weser zu suchen, damit aber der Ort der Schlacht nicht gegeben.

„Schluchtenreiche Berge" und „schwergangbare Wälder" charakterisieren die Gegend nicht genügend; unter einer „Enge" (στενοχωρία) kann man sich auch mancherlei vorstellen. Sümpfe, von denen Velleius und Florus sprechen, werden von Dio trotz der

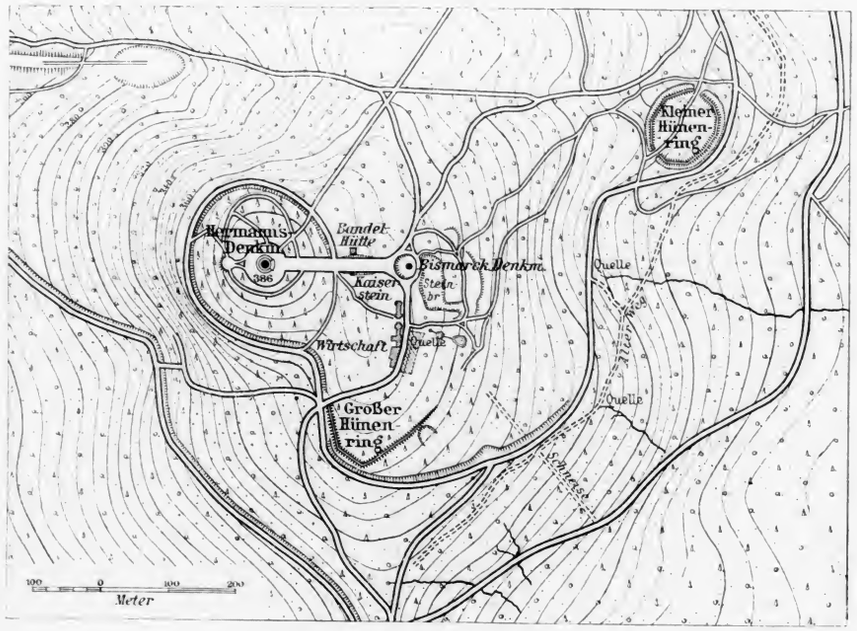
Die Varusschlacht! Mag dem Patrioten bei dem Namen die Brust schwellen: dem Geschichtsschreiber muß der Mut sinken beim Gedanken an so manche Bemühungen seiner Vorgänger um dieses Ereignis! Mit Beschämung gedenkt er der alten Kollegen, die es so ungenau, mit Beschämung vieler neuen, die es so genau erzählt haben, so mancher wohlgemeinten Schriftstellerleistung, der man kein besseres Motto geben könnte als Scheffels Vers: „In Westfalen trank er viel, drum aus Nationalgefühl hat er's angefertigt." Die Literatur über die Varusschlacht fällt meist zusammen mit der über das Kastell Aliso, aber sie hat vor ihr doch einen Vorzug: man kann ihr eher aus dem Wege gehen.

Das klingt wohl manchem sonderbar, und dennoch ist es wahr.

Was an der Varusschlacht groß und wichtig ist, darüber besteht kein Streit und keine Unklarheit. Ob Varus aber bei Detmold oder bei Barenau, bei Iburg oder sonstwo geschlagen worden ist, ob seine Schuld etwas größer oder geringer war, das ist im Grunde gleichgültig. Ob Aliso hingegen bei Paderborn oder bei Haltern gelegen hat, das ist nicht gleichgültig. Denn ganz anders als in jenem Fall erscheint in diesem, was die Römer gewollt und erreicht haben.

Indessen gedenke ich nicht, mich jeder Erörterung der Varusschlacht unter diesem Vorwand zu entziehen. Was für die Geschichte ohne Bedeutung ist, kann für die Beurteilung der Geschichtsüberlieferung und die Methode der Geschichtsforschung dennoch Bedeutung haben. Wir fragen nicht, wo Varus geschlagen wurde; aber wir fragen, wie es kommt, daß diese Frage noch immer beantwortet und noch immer verschieden beantwortet wird, wie es kommt, daß diese Frage auch Theodor Mommsen beantwortet hat, ohne der letzte zu sein.

Wir besitzen zwei Berichte, den ausführlicheren des Dio Cassius, den kürzeren des Florus, die sich in wesentlichen Dingen zu widersprechen scheinen. Mit der verschiedenen Bewertung dieser Berichte beginnt schon die Uneinigkeit der Forscher.



Umgebung der Grotenburg bei Detmold.
Nach Schuchhardt, Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen, Heft VII, Blatt LV. (Zu Seite 26.)

Abb. 19. Blick auf die Grotenburg bei Detmold. (Zu Seite 26.)

Nach Dio ward Varus mit Arglist ins Innere Germaniens, bis an die Weser, gelockt, in Sorglosigkeit gewiegt, dann durch die Kunde von einer fernen Empörung geschreckt, zum Aufbruch bewogen, auf dem Marsch überfallen. Mehrere Tage hätte der Kampf sich hingezogen, in dem die Schwerfälligkeit des mit endlosem Troß belasteten Heerzugs sich mit der Ungunst des Geländes und des Wetters verband, um die Römer in Nachteil zu setzen, bis die Verzweiflung des Feldherrn schließlich das Verderben vollendete.

Nach Florus hingegen wäre Varus im Lager selbst überfallen worden. Während er ahnungslos dem Amt des Richters oblag, wäre das Lager — die größte Schmach für den Feldherrn! — von den Germanen gestürmt worden.

Diese Schilderung erklärt Mommsen für ein aus der Überlieferung willkürlich verfertigtes „Tableau"; in Dios Erzählung sehen andere eine zum Bericht an den Senat offiziell zurechtgemachte beschönigende Darstellung des nur in der Erzählung des Florus in seiner ganzen Schimpflichkeit erkennbaren Hergangs. Ich bekenne mich zur der Ansicht Mommsens — um so mehr, als ich die mit Dio besser übereinstimmende Vorlage des Florus noch durchschimmern sehe in den Worten: „Nichts Blutigeres kann man sich denken, als dieses durch Sümpfe und Wälder sich hinziehende Morden (nihil illa caede per paludes perque silvas cruentius)", die zu der Katastrophe im Lager selbst nicht recht passen, während Dios Erzählung im ganzen in sich geschlossen ist und überdies durch Tacitus mittelbar bestätigt zu werden scheint. Aber ich sehe keine Möglichkeit, die Richtigkeit der Darstellung Dios bündig zu beweisen und das Urteil von der mehr oder weniger günstigen Schätzung des Florus und des Dio unabhängig zu machen (Abb. 18).

Zur Ortsbestimmung, die ja länger und mehr als der Hergang selbst die Gemüter erregt hat, bietet Florus gar keinen, Dio fast keinen Anhaltspunkt. Das Sommerlager des Varus wäre ja nach Dio im Cheruskerland in der Nähe der Weser zu suchen, damit aber der Ort der Schlacht nicht gegeben.

„Schluchtenreiche Berge" und „schwergangbare Wälder" charakterisieren die Gegend nicht genügend; unter einer „Enge" (*στενοχωρία*) kann man sich auch mancherlei vorstellen. Sümpfe, von denen Velleius und Florus sprechen, werden von Dio trotz der

Ausführlichkeit seiner Schilderung nicht erwähnt. Daß sich nach Dio das ganze Heer auf dem Marsch befand — vielleicht das Befremdlichste an seiner Erzählung! — hat man dadurch erklärt, daß es der Marsch vom Sommer- zum Winterlager gewesen sei, der nur infolge jenes Aufstands auf einem Umweg vor sich ging. Das Winterlager nimmt man am Rhein an, obgleich vielleicht auch das nicht einmal durchaus sicher ist, da gerade Dio sagt, daß zu jener Zeit, wie zuerst fünf Jahre zuvor, die Truppen auch in Germanien überwinterten. Vollends für die Richtung des Umwegs haben wir nicht den geringsten Anhaltspunkt. Mehr also sagt uns Dio nicht, als „in waldigen Bergen zwischen Weser und Rhein". Das ist wahrlich wenig. Im Cheruskerland ereignete sich nach Strabo die Katastrophe.

Einzig und allein Tacitus bietet einige genauere Angaben. Als Germanicus im Jahre 15 n. Chr. mit seinem Heer zwischen Ems und Lippe stand, „am Ende des Brukterergebiets (ad ultimos Bructerorum)", war nicht fern das „Teutoburger Waldgebirge", in dem die Gebeine der Legionare des Varus unbestattet lagen. Auf dem Weg dahin gab es dunkle Wälder (occulta saltuum), Sümpfe und Moore („paludes" und „fallaces campi"). Am Ort des Unglücks selbst gab es Bäume, und Haine waren in der Nähe.

Zwischen Münster und Paderborn müssen die „ultimi Bructerorum" gewohnt haben. Der „saltus Teutoburgiensis" wird der Höhenzug sein, der dieses immerhin noch recht weite Gebiet im Nordosten begrenzt; aber die südöstlichen und südlichen Berge wären höchstens dadurch ausgeschlossen, daß sie wahrscheinlich nicht mehr zum Gebiet der Cherusker gehörten — wenn die Katastrophe durchaus dort stattfand, und welchem Teil nun gar des langgestreckten Osning der sicher von einer „Teutoburg" entnommene Name zukommt, welchem nicht, wie weit der Name etwa gereicht haben kann, ist völlig unbestimmbar, selbst wenn es nach neuesten örtlichen Untersuchungen gar nicht mehr bezweifelt werden könnte, daß die Grotenburg bei Detmold wirklich die Teutoburg ist. Es haben aber doch die Untersuchungen Schuchhardts nur nachgewiesen, daß eine altgermanische Volksburg sich hier befunden hat, für deren Benennung wir nach wie vor auf die Beweise des alten Clostermeyer angewiesen bleiben, die freilich durch so kindliche Bemerkungen, wie die neuestens vorgebrachte, daß die Römer nach ihrer Aussprache „Toyt" und „Teut" nicht hätten verwechseln können, nicht erschüttert werden können, zwingend aber doch nicht sind und auch besonnene Forscher zuweilen nicht überzeugt, ja zu gewichtigen sprachgeschichtlichen Einwendungen veranlaßt haben (Abb. 19 und die Karte S. 24).

So resigniert wie ich hat wohl noch niemand die Frage nach der Örtlichkeit der Varusschlacht angesehen — von denen wenigstens, die darüber geschrieben haben — und ich bin darauf gefaßt, von dem streitbaren Entdecker sämtlicher Varuslager und Moorbrücken der „Denkträgheit" und „Gedankenlosigkeit" geziehen zu werden, „die hinter der Ausflucht sich verbarg, es sei auf Grund der literarischen Quellen kein Ergebnis zu gewinnen". Dennoch haben sich schon manche in der Erkenntnis der Unzulänglichkeit der literarischen Quellen nach anderen Anhaltspunkten umgesehen. Einige schöpften beruhigende Gewißheit aus der Tiefe strategischer Erwägungen. Einem einzigen gab ein Gott, nicht nur die Sprache der Schriftzeugnisse allein völlig und unzweifelhaft zu verstehen, sondern auch mit der Wünschelrute dieses Verständnisses — nicht Verborgenes dem Boden zu entreißen, sondern das seit 1900 Jahren offen Daliegende zu finden. Andere endlich schauten nach bescheideneren Funden aus, und solche Funde sind es vornehmlich, die der nach Mommsen, als ihrem berühmtesten Vertreter, genannten Ansetzung der Schlacht in neuerer Zeit besonderes Ansehen verschafft haben, der Ansetzung in der Gegend von Bramsche nördlich vom Wiehengebirge.

Auffällig ist in der Tat die Menge augusteischer wohlerhaltener Münzen, die in der Sammlung der Gutsherren von Barenau als in der Umgebung gefunden vereinigt sind, und sie fordert zu einer besonderen Erklärung auf (Karte S. 27). Zwar darf man gegen Mommsens Erklärung nicht füglich einwenden, daß auf einem Schlachtfeld vor allem Waffen gefunden werden müßten; denn manches verrostete Eisenstück kann im Laufe der Jahrhunderte achtlos beiseite geworfen worden sein, während die kostbareren Münzen

Umgebung von Barenau. (Ausschnitt aus: Karte des Deutschen Reiches, 1:100000, herausg. von der Königl. Preuß. Landesaufnahme.)
(Zu Seite 26.)

gerettet wurden. Aber dennoch ist Mommsens Erklärung, solange die Münzfunde allein stehen, gewiß nicht die einzig mögliche, und diese Lage des Schlachtfeldes mit des Tacitus Angaben nicht eben besonders gut vereinbar.

Abb. 20. Germanicus. (Zu Seite 33.)

Können wir überhaupt von Funden eine Entscheidung erwarten? Ja wenn — die Richtigkeit der Schilderung des Florus einmal vorausgesetzt — ein Lager der augusteischen Zeit gefunden würde, das Raum für drei Legionen böte und die Spuren des plötzlichen Überfalls trüge, wie sie noch neulich bei dem Limeskastell von Niederbiber nachgewiesen worden sind, oder wenn, nach Dios Schilderung, auf eine Strecke von Meilen Spuren des auf dem Marsche angegriffenen Heeres, dazwischen Reste der Lager sich finden würden — nicht nur nach der Ansicht des Entdeckers finden würden! — dann könnte das Gespenst der Varusschlacht noch einmal zur Ruhe kommen. Es könnten Funde noch einmal für Dio oder für Florus entscheiden — es könnten! Aber die Tatsache, daß von den römischen Wällen und Gräben bei Haltern nichts über dem Boden zu sehen war, lehrt uns doch wohl, daß die Aussicht gering ist, nach neunzehn Jahrhunderten etwa ein Lager noch über der Erde erkennbar zu finden, das bereits nach sechs Jahren einen halbeingefallenen Wall und flachen Graben hatte („semiruto vallo, humili fossa", sagt Tacitus). Aber die Erfolge von Haltern lassen uns doch auch die Hoffnung, daß die methodische Verfolgung dieser Spuren allmählich auch für die Suche nach dem Schlachtfeld den Kreis der Möglichkeiten einschränkt, und deshalb stehe am Schlusse dieser für manchen Leser gewiß zu skeptischen Erörterung nicht „ignorabimus", sondern nur „ignoramus", und wenn von den Fragen, die der Verfasser der „Kriegszüge des Germanicus" seit einem halben Menschenalter auf tausend Seiten unermüdlich beantwortet, vielleicht in Zukunft eine oder die andere in seinem Sinne entschieden werden sollte, so würde ich doch bei dem Glauben verharren, daß es besser ist, mit Methode zu irren, als ohne Methode die Wahrheit zu finden.

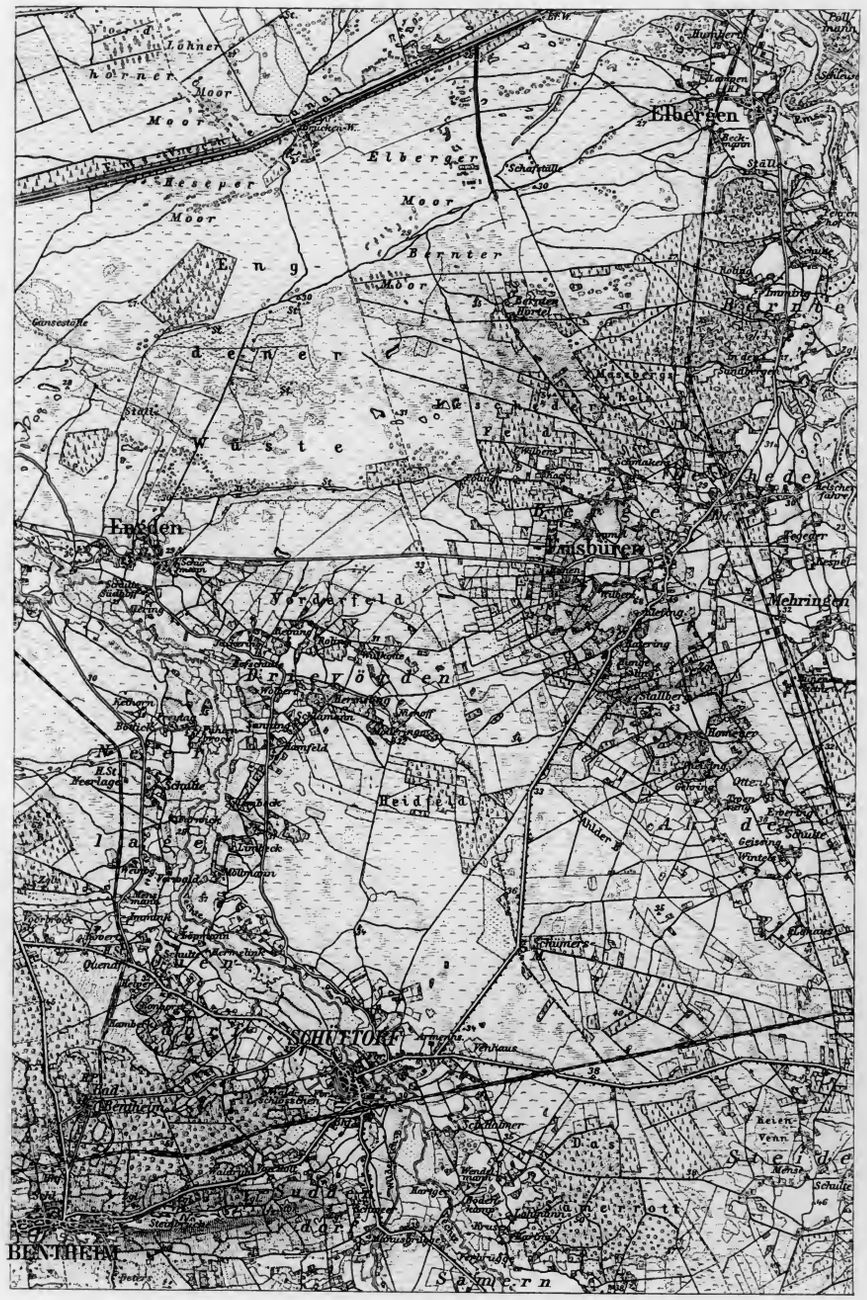
* * *

Nur dem Herzen des Lokalforschers kann jenes Eingeständnis der „Denkfaulheit" schwer werden. Dem Weiterblickenden sind die Hauptfragen, wie ich schon sagte, nicht die nach Ort und Verlauf der Schlacht. Viel wichtiger sind ihm die Fragen: Was bedeutete die Schlacht für Rom? und was für die Germanen? Was ging verloren? Was ward gewonnen?

Gar wenig ist es, was wir wissen von der Stellung der Römer vor der Katastrophe, von dem Zustand Germaniens um diese Zeit; — nichts, wenn wir dem Zeugnis des Dio nicht vertrauen wollten!

Abb. 21. Angeblich Claudius und Germanicus mit ihren Gemahlinnen, der jüngeren und der älteren Agrippina.
Sardonyx-Cameo in Wien. (Zu Seite 33.)

Wir sahen den Tiberius siegreich an der Elbe, und wir dürfen glauben, daß im Jahre 6 nach Christus wieder erreicht war, was für das Jahr 6 vor Christus Velleius mit den Worten bezeichnet: „Fast war Germanien zur Provinz geworden." Einige Teile besaßen, nach Dio, die Römer, aber nicht im Zusammenhang, sondern je nachdem sie gerade unterworfen worden waren. Ihre Soldaten lagen in Germanien auch im Winter, und Städte wurden gegründet. „Die Barbaren wurden der Kultur gewonnen und gewöhnten sich an den friedlichen Verkehr. Aber sie hatten darum doch nicht ihrer Väter Sitten ver-



Das Gebiet der Moorbrücken. (Ausschnitt aus: Karte des Deutschen Reiches, 1 : 100 000.)
(Zu Seite 22 u. 36.)

gerettet wurden. Aber dennoch ist Mommsens Erklärung, solange die Münzfunde allein stehen, gewiß nicht die einzig mögliche, und diese Lage des Schlachtfeldes mit des Tacitus Angaben nicht eben besonders gut vereinbar.

Abb. 20. Germanicus. (Zu Seite 33.)

Können wir überhaupt von Funden eine Entscheidung erwarten? Ja wenn — die Richtigkeit der Schilderung des Florus einmal vorausgesetzt — ein Lager der augusteischen Zeit gefunden würde, das Raum für drei Legionen böte und die Spuren des plötzlichen Überfalls trüge, wie sie noch neulich bei dem Limeskastell von Niederbiber nachgewiesen worden sind, oder wenn, nach Dios Schilderung, auf eine Strecke von Meilen Spuren des auf dem Marsche angegriffenen Heeres, dazwischen Reste der Lager sich finden würden — nicht nur nach der Ansicht des Entdeckers finden würden! — dann könnte das Gespenst der Varusschlacht noch einmal zur Ruhe kommen. Es könnten Funde noch einmal für Dio oder für Florus entscheiden — es könnten! Aber die Tatsache, daß von den römischen Wällen und Gräben bei Haltern nichts über dem Boden zu sehen war, lehrt uns doch wohl, daß die Aussicht gering ist, nach neunzehn Jahrhunderten etwa ein Lager noch über der Erde erkennbar zu finden, das bereits nach sechs Jahren einen halbeingefallenen Wall und flachen Graben hatte („semiruto vallo, humili fossa", sagt Tacitus). Aber die Erfolge von Haltern lassen uns doch auch die Hoffnung, daß die methodische Verfolgung dieser Spuren allmählich auch für die Suche nach dem Schlachtfeld den Kreis der Möglichkeiten einschränkt, und deshalb stehe am Schlusse dieser für manchen Leser gewiß zu skeptischen Erörterung nicht „ignorabimus", sondern nur „ignoramus", und wenn von den Fragen, die der Verfasser der „Kriegszüge des Germanicus" seit einem halben Menschenalter auf tausend Seiten unermüdlich beantwortet, vielleicht in Zukunft eine oder die andere in seinem Sinne entschieden werden sollte, so würde ich doch bei dem Glauben verharren, daß es besser ist, mit Methode zu irren, als ohne Methode die Wahrheit zu finden.

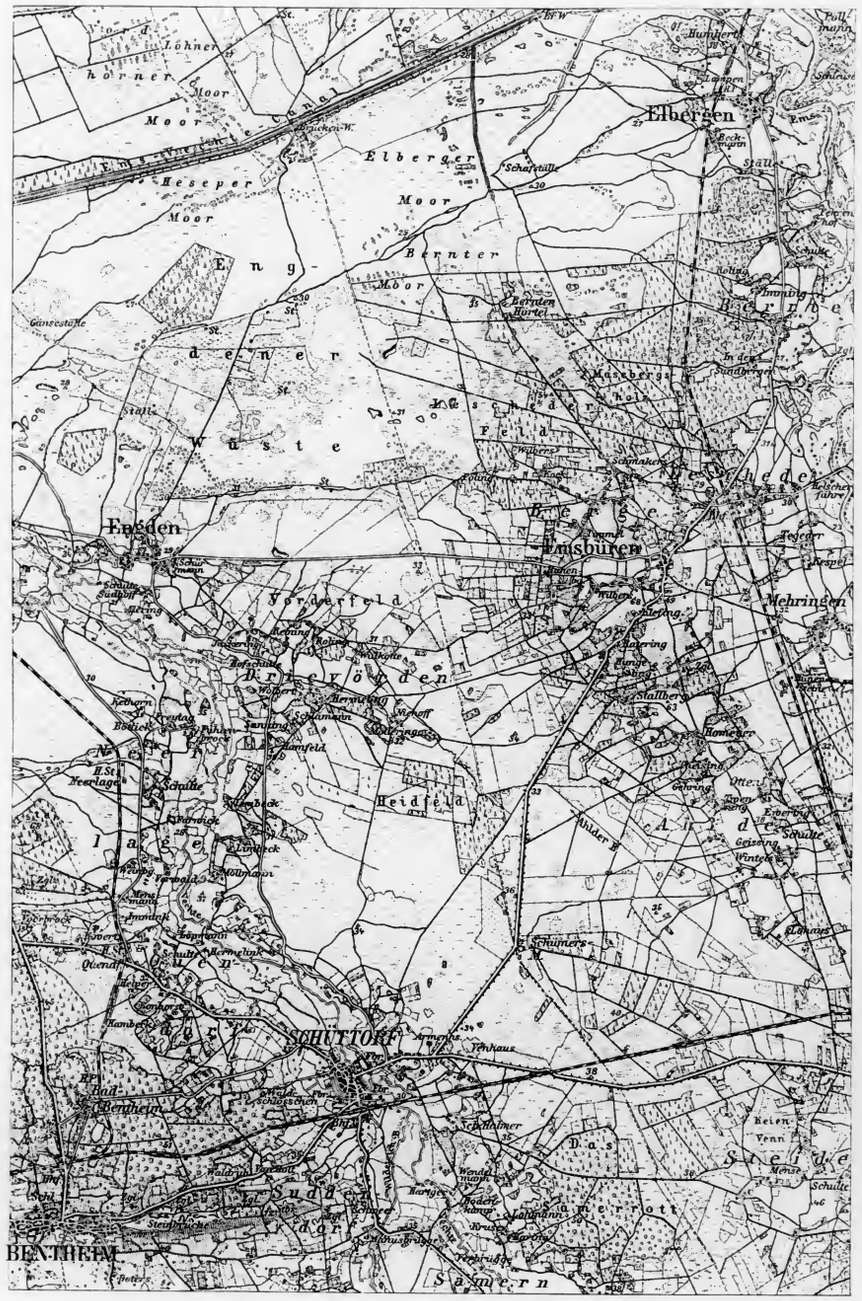
* * *

Nur dem Herzen des Lokalforschers kann jenes Eingeständnis der „Denkfaulheit" schwer werden. Dem Weiterblickenden sind die Hauptfragen, wie ich schon sagte, nicht die nach Ort und Verlauf der Schlacht. Viel wichtiger sind ihm die Fragen: Was bedeutete die Schlacht für Rom? und was für die Germanen? Was ging verloren? Was ward gewonnen?

Gar wenig ist es, was wir wissen von der Stellung der Römer vor der Katastrophe, von dem Zustand Germaniens um diese Zeit; — nichts, wenn wir dem Zeugnis des Dio nicht vertrauen wollten!

Abb. 21. Angeblich Claudius und Germanicus mit ihren Gemahlinnen, der jüngeren und der älteren Agrippina.
Sardonyx-Cameo in Wien. (Zu Seite 33.)

Wir sahen den Tiberius siegreich an der Elbe, und wir dürfen glauben, daß im Jahre 6 nach Christus wieder erreicht war, was für das Jahr 6 vor Christus Velleius mit den Worten bezeichnet: „Fast war Germanien zur Provinz geworden." Einige Teile besaßen, nach Dio, die Römer, aber nicht im Zusammenhang, sondern je nachdem sie gerade unterworfen worden waren. Ihre Soldaten lagen in Germanien auch im Winter, und Städte wurden gegründet. „Die Barbaren wurden der Kultur gewonnen und gewöhnten sich an den friedlichen Verkehr. Aber sie hatten darum doch nicht ihrer Väter Sitten ver-



Das Gebiet der Moorbrücken. (Ausschnitt aus: Karte des Deutschen Reiches, 1 : 100000.)
(Zu Seite 22 u. 36.)

gessen, nicht den heimischen Brauch, das freie Leben und die auf den Gebrauch der Waffen gegründete Macht. Deshalb ließen sie sich wohl eine allmähliche und behutsame Umwandlung gefallen; empfanden die veränderte Lebensweise nicht als lästig und wurden unmerklich selbst andere. Als aber Quintilius Varus den Oberbefehl in Germanien übernahm und nun gewaltsamen Wandel schaffen wollte, als er wie Unfreien ihnen gebot und wie Untertanen ihnen Steuern auflegte, da ließen sie sich das nicht gefallen. Die Vornehmen wollten ihre Stellung nicht einbüßen, das Volk aber wollte jedenfalls nicht fremden Herren gehorchen." Angesichts der zahlreichen römischen Truppen am Rhein und im Lande selbst scheuten sie sich vor offenem Abfall und gingen lieber den Weg heimlicher Verschwörung. So kam es denn zu der Katastrophe des Varus.

Die Weltgeschichte hat ihre Lieblinge und ihre Sündenböcke. Zu diesen gehört, wenn einer, Quintilius Varus, zu jenen sein Überwinder Arminius. Gerechtigkeit mag die Geschichte üben im großen; bitter ungerecht ist sie oft gegen den einzelnen. Den Varus verfolgt noch heute Spott und Hohn, wenn germanische Jünglinge beim Becher Scheffels Weise singen; und doch war er vielleicht nicht schlechter als mancher andere, und der verhängnisvolle Fehler des Feldherrn ehrt vielleicht den Menschen, und wie groß auch seine Schuld gewesen sein mag, nicht sein ist die Schuld, daß diese Niederlage zum Wendepunkt wurde in der Geschichte des Reichs. Als der Hort deutscher Freiheit und Einheit wird Arminius gefeiert; in seinem ehernen Bild verkörperte sich dem Geiste des Künstlers die Sehnsucht, deren endliche Erfüllung dann der die Arbeit eines Lebens fordernden Vollendung des Erzbildes zuvorkam. Und doch war er ein Bild der gepriesenen deutschen Treue gewiß nicht, der Cheruskerprinz, der im Dienste des römischen Kaisers den Ring des Ritters empfing, um dann den Statthalter dieses Kaisers durch schnöden Verrat zu verderben. Und doch hat Arminius den vollen Erfolg seiner Tat vielleicht nur dem Zufall zu verdanken, daß der Germanen Uneinigkeit sie zu einer wirklichen Gefahr für das Reich nicht werden ließ. Denn wäre sie das geworden, wie der pannonische Aufstand, so würde auch Rom sich zur Abwehr zusammengerafft haben, und der Feldherr, der jenen Aufstand in vierjährigem Kampfe niedergerungen hatte, würde vielleicht von neuem die Legionen bis an die Elbe geführt und das vor Jahren abgebrochene Werk vollendet haben.

Der Verwandtschaft mit dem kaiserlichen Hause verdankte vielleicht Quintilius Varus die Berufung auf den hohen Posten, der doch wohl der des Statthalters über ganz Gallien war, wie Drusus und Tiberius es gewesen waren. Aber Augustus wußte doch sonst seine Leute zu wählen und wird einem ganz Unfähigen das verantwortungsvolle Amt nicht anvertraut haben. Varus war vorher Statthalter in Syrien gewesen, und wenn auch die Ehreninschriften, die ihn als solchen „wegen jeglicher Tugend" rühmten, nicht viel bedeuten, so will doch auch des Velleius pointierter Vorwurf, daß er arm in die reiche Provinz gekommen, reich die verarmte verlassen habe, auch wenn er berechtigt war, nicht allzuviel besagen — welcher seiner Standesgenossen durfte da den ersten Stein aufheben! Hatte er den Spleen des Rechtsprechens, wie Florus so drastisch ausmalt, aber doch auch Velleius behauptet, so war ja römische Rechtsprechung immer noch besser als germanischer Totschlag, und auch zu anderen Zeiten ist besonders oft gefehlt worden, wenn der Eroberer mit dem Mantel des Kulturbringers einherging.

Abb. 22. Agrippina, Gemahlin des Germanicus. (Zu Seite 36.)

Vom römischen Standpunkt aus verdient Varus keinen Tadel, wenn er die einmal beschlossene Unterwerfung betrieb und vielleicht beschleunigen wollte. Daß aber auch in den Augen der Germanen sein Schalten nicht durchaus verwerflich war, beweist doch wohl die Tatsache, daß er Freunde hatte, die ihn warnten, Freunde, die man als Verräter ihres Volkes zu brandmarken pflegt, die aber vielleicht aus ehrlicher Überzeugung die römische Kultur begrüßten.

Umgebung der Porta Westfalica. (Ausschnitt aus: Karte des Deutschen Reiches, 1:100000.)
(Zu Seite 37 u. 38.)

Des Varus Fehler war, daß er verkannte, daß die Germanen keine Syrer waren — und an Verschlagenheit doch Syrer sein konnten.

Je mehr die Germanen sich wirklich römischer Kultur schon gefügt hatten, um so verzeihlicher wäre der Irrtum des Varus. Wir haben nicht die Möglichkeit, die Aussagen Dios zu prüfen, aber auch keinen Grund, sie zu verwerfen. Selbst die Anfänge städtischer Bildungen können dagewesen sein, obgleich Tacitus es für eine allbekannte Sache erklärt, daß es bei den Germanen keine Städte gebe. Die antirömische Bewegung hatte die entstehenden natürlich hinweggefegt, und nur ein oder der andere Name hat sich vielleicht, neben denen von auch längst verschwundenen römischen Kastellen, in das trügerische Verzeichnis des Ptolemäos gerettet und figuriert da neben noch irrealeren

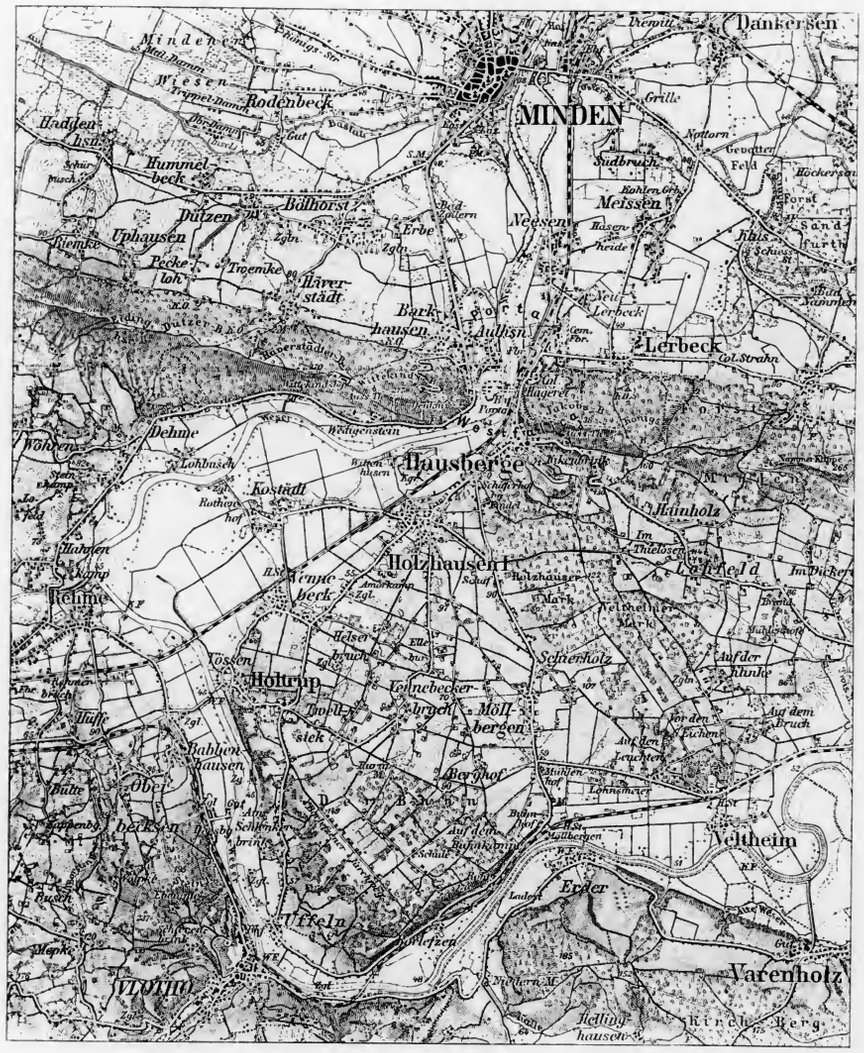
gessen, nicht den heimischen Brauch, das freie Leben und die auf den Gebrauch der Waffen gegründete Macht. Deshalb ließen sie sich wohl eine allmähliche und behutsame Umwandlung gefallen; empfanden die veränderte Lebensweise nicht als lästig und wurden unmerklich selbst andere. Als aber Quintilius Varus den Oberbefehl in Germanien übernahm und nun gewaltsamen Wandel schaffen wollte, als er wie Unfreien ihnen gebot und wie Untertanen ihnen Steuern auflegte, da ließen sie sich das nicht gefallen. Die Vornehmen wollten ihre Stellung nicht einbüßen, das Volk aber wollte jedenfalls nicht fremden Herren gehorchen." Angesichts der zahlreichen römischen Truppen am Rhein und im Lande selbst scheuten sie sich vor offenem Abfall und gingen lieber den Weg heimlicher Verschwörung. So kam es denn zu der Katastrophe des Varus.

Die Weltgeschichte hat ihre Lieblinge und ihre Sündenböcke. Zu diesen gehört, wenn einer, Quintilius Varus, zu jenen sein Überwinder Arminius. Gerechtigkeit mag die Geschichte üben im großen; bitter ungerecht ist sie oft gegen den einzelnen. Den Varus verfolgt noch heute Spott und Hohn, wenn germanische Jünglinge beim Becher Scheffels Weise singen; und doch war er vielleicht nicht schlechter als mancher andere, und der verhängnisvolle Fehler des Feldherrn ehrt vielleicht den Menschen, und wie groß auch seine Schuld gewesen sein mag, nicht sein ist die Schuld, daß diese Niederlage zum Wendepunkt wurde in der Geschichte des Reichs. Als der Hort deutscher Freiheit und Einheit wird Arminius gefeiert; in seinem ehernen Bild verkörperte sich dem Geiste des Künstlers die Sehnsucht, deren endliche Erfüllung dann der die Arbeit eines Lebens fordernden Vollendung des Erzbildes zuvorkam. Und doch war er ein Bild der gepriesenen deutschen Treue gewiß nicht, der Cheruskerprinz, der im Dienste des römischen Kaisers den Ring des Ritters empfing, um dann den Statthalter dieses Kaisers durch schnöden Verrat zu verderben. Und doch hat Arminius den vollen Erfolg seiner Tat vielleicht nur dem Zufall zu verdanken, daß der Germanen Uneinigkeit sie zu einer wirklichen Gefahr für das Reich nicht werden ließ. Denn wäre sie das geworden, wie der pannonische Aufstand, so würde auch Rom sich zur Abwehr zusammengerafft haben, und der Feldherr, der jenen Aufstand in vierjährigem Kampfe niedergerungen hatte, würde vielleicht von neuem die Legionen bis an die Elbe geführt und das vor Jahren abgebrochene Werk vollendet haben.

Der Verwandtschaft mit dem kaiserlichen Hause verdankte vielleicht Quintilius Varus die Berufung auf den hohen Posten, der doch wohl der des Statthalters über ganz Gallien war, wie Drusus und Tiberius es gewesen waren. Aber Augustus wußte doch sonst seine Leute zu wählen und wird einem ganz Unfähigen das verantwortungsvolle Amt nicht anvertraut haben. Varus war vorher Statthalter in Syrien gewesen, und wenn auch die Ehreninschriften, die ihn als solchen „wegen jeglicher Tugend" rühmten, nicht viel bedeuten, so will doch auch des Velleius pointierter Vorwurf, daß er arm in die reiche Provinz gekommen, reich die verarmte verlassen habe, auch wenn er berechtigt war, nicht allzuviel besagen — welcher seiner Standesgenossen durfte da den ersten Stein aufheben! Hatte er den Spleen des Rechtsprechens, wie Florus so drastisch ausmalt, aber doch auch Velleius behauptet, so war ja römische Rechtsprechung immer noch besser als germanischer Totschlag, und auch zu anderen Zeiten ist besonders oft gefehlt worden, wenn der Eroberer mit dem Mantel des Kulturbringers einherging.

Abb. 22. Agrippina, Gemahlin des Germanicus. (Zu Seite 36.)

Vom römischen Standpunkt aus verdient Varus keinen Tadel, wenn er die einmal beschlossene Unterwerfung betrieb und vielleicht beschleunigen wollte. Daß aber auch in den Augen der Germanen sein Schalten nicht durchaus verwerflich war, beweist doch wohl die Tatsache, daß er Freunde hatte, die ihn warnten, Freunde, die man als Verräter ihres Volkes zu brandmarken pflegt, die aber vielleicht aus ehrlicher Überzeugung die römische Kultur begrüßten.



Umgebung der Porta Westfalica. (Ausschnitt aus: Karte des Deutschen Reiches, 1:100000.) (Zu Seite 37 u. 38.)

Des Varus Fehler war, daß er verkannte, daß die Germanen keine Syrer waren — und an Verschlagenheit doch Syrer sein konnten.

Je mehr die Germanen sich wirklich römischer Kultur schon gefügt hatten, um so verzeihlicher wäre der Irrtum des Varus. Wir haben nicht die Möglichkeit, die Aussagen Dios zu prüfen, aber auch keinen Grund, sie zu verwerfen. Selbst die Anfänge städtischer Bildungen können dagewesen sein, obgleich Tacitus es für eine allbekannte Sache erklärt, daß es bei den Germanen keine Städte gebe. Die antirömische Bewegung hatte die entstehenden natürlich hinweggefegt, und nur ein oder der andere Name hat sich vielleicht, neben denen von auch längst verschwundenen römischen Kastellen, in das trügerische Verzeichnis des Ptolemäos gerettet und figuriert da neben noch irrealeren

Abb. 23. Caligula.
(Zu Seite 39.)

Gebilden, wie dem berühmten „Siatutanda“, das seine Entstehung nur dem Mißverständnis einer Tacitusstelle („ad sua tutanda“) verdankt.

Die „oppida“, die Cäsar bei den Sueben und bei den Ubiern kennt, haben mit jenen „urbes“ nichts zu tun. Sie sind vielmehr dasselbe gewesen, was Cäsar als die „oppida“ der Britannier beschreibt: große Zufluchtsburgen, wie wir sie ja auch heute noch nachweisen können; und wenn, nach der Aussage der Ubier, die Sueben bei Cäsars Nahen gerade aus den „oppida“ weg in die Wälder flüchten, so mag das entweder auf einem Mißverständnis beruhen oder beweisen, daß sie sich selbst in den Zufluchtsstätten nicht mehr sicher fühlten und sich lieber in den Wäldern verbargen.

* * *

Das Bild des alten Augustus, der verzweiflungsvoll mit dem Kopf gegen die Tür rennt und ruft: „Quintili Vare legiones redde!“, entspricht nicht der Größe des römischen Reichs. Aber wenn auch den alten Herrn mit der eisigen Ruhe einmal alle Würde verließ, so ist es doch schwer zu glauben, daß er in besonnenen Stunden aus dem Verlust dreier Legionen die Konsequenz gezogen haben sollte, daß es mit der Provinz Germanien aus und vorbei sein müsse. War freilich vor der Varusschlacht Germanien wirklich römische Provinz, so hätte man die Herstellung des status quo in den folgenden Jahren nicht erstrebt oder nicht erreicht; denn zur Zeit als Augustus starb, war es das sicherlich nicht. Aber mir scheint Riese im Gegensatz zu Mommsen erwiesen zu haben, daß man vor der Katastrophe soweit noch nicht war, und daß auch die dürftige Kunde von den auf die Katastrophe folgenden Jahren die Annahme nicht ausschließt, daß man die alte Politik aufrecht hielt, weil wir diese spärlichen Nachrichten nicht vergleichen dürfen mit der Erzählung des Tacitus von den Feldzügen des Germanicus, mit der eine vollere Überlieferung wieder einsetzt, sondern mit dem, was von den Ereignissen dieser Jahre außer jener Erzählung der Annalen auf uns gekommen ist.

Bei Mommsens Annahme völliger Resignation und entschiedenen Zurückgehens auf die Rheingrenze mußte auch des Augustus eigene Angabe in seinem „Rechenschaftsbericht“, dem Monumentum Ancyranum, befremden, wonach das Land bis zur Elbmündung „befriedet“, d. h. doch erobert war. Denn ein Verlegenheitsausweg war es doch nur, hier den Zustand vor der Varusschlacht bezeichnet zu sehen, während der Bericht sonst deutlich eine spätere Abfassung oder doch Überarbeitung verrät.

In Wahrheit drückt sich der Kaiser so richtig wie möglich aus: „bis zur Mündung der Elbe“. In früheren Jahren hätte er sagen können: „bis zur Elbe“. Wie die Bataver und die Friesen so waren aber auch die Chauken, die zu beiden Seiten der unteren Weser und bis zur Elbmündung hin wohnten, den Römern treu geblieben. Bei ihnen lagen im Jahre 14 n. Chr. nach des Tacitus ausdrücklichem Zeugnis römische Besatzungen, und Chauken waren unter den Hilfsvölkern des Germanicus. Einen so weit vorgeschobenen Posten zu behaupten, hatte aber keinen Sinn, wenn man das Hinterland endgültig aufgegeben hatte, wie denn auch das Chaukenland geräumt worden zu sein scheint, als Tiberius die Eroberungspolitik wirklich aufgab.

* * *

Der wackere Cädicius hatte die Germanen vor den Wällen von Aliso aufgehalten und ihnen keinesfalls mehr als die leere Festung schließlich überlassen; Asprenas, der Neffe des Varus, war mit seinen beiden Legionen auf die Kunde von dem Unglück schleunigst am Niederrhein erschienen und hatte alle Vorkehrungen getroffen, einen Einfall in Gallien zu verhindern. Vergebens

Abb. 24. Claudius.
(Zu Seite 41.)

hatte Arminius das Haupt des Varus dem Markomannenkönig Marbod zugesandt — eine drastische Aufforderung zum Bündnis. Der Fürst, der am ersten den Römern hätte gefährlich werden können und der doch nicht wissen konnte, wann sie ihm wieder gefährlich werden würden, da schon einmal das Schwert Roms gegen ihn erhoben war, Marbod, verschmähte es, mit dem Cherusker gemeinsame Sache zu machen, wie er vorher darauf verzichtet hatte, in den pannonischen Aufstand einzugreifen. Und auch die nicht aussterbende Römerpartei unter den Cheruskern, gewiß auch Eifersucht unter den Kampfgenossen, hemmten die Schritte des Arminius.

Vielleicht auch wagte des Cheruskerfürsten Trachten und Hoffen sich über die Befreiung der engeren Heimat nicht hinaus. Kurz als Tiberius am Rhein erschien, waren die Befürchtungen der ersten Aufregung schon zerstreut, die Folgen des Unglücksfalls eingedämmt. Rasch war das Heer ergänzt, ja vermehrt. Tiberius überschritt den Rhein. Und wenn er auch nicht weit in Germanien eindrang und im Herbst die Legionen auf das linke Rheinufer zurückführte, auch zu großen Siegen, wie es scheint, keine Gelegenheit hatte, so war doch die Ehre der römischen Waffen einigermaßen wiederhergestellt, und die Politik der früheren Zeit, mit verdoppelter Vorsicht freilich, wieder aufgenommen, als Tiberius die Statthalterschaft von Gallien und das Kommando der acht rheinischen Legionen dem Sohne des Drusus, Germanicus (Abb. 1, 20, 21), überließ.

Am ersten könnte man noch den von Tiberius „begonnenen Limes“ („limitem a Tiberio coeptum“) jenseits des „Cäsischen Waldes“, der nicht allzuweit vom Rhein

Abb. 25. Galba.
(Zu Seite 45.)

Abb. 26. Vitellius.
(Zu Seite 45.)

Abb. 27. Vespasianus.
(Zu Seite 45.)

entfernt gewesen sein kann, als Beweis anführen für die engen Schranken, die den Plänen des Tiberius gezogen waren. Aber wir wissen einstweilen weder, wo dieser Limes lag, noch wann er begonnen, noch warum er nicht vollendet wurde, noch gegen wen er gerichtet war oder sein sollte, ob etwa gegen einen einzelnen feindlichen Stamm oder ob er, vollendet, dem späteren Limes am oberen Rhein vergleichbar gewesen wäre.

Auch des Tiberius Lobredner Velleius deutet in keiner Weise an, daß die Feldzüge des Germanicus in anderer Absicht, mit einem ganz anderen politischen Ziel geführt wurden als die des Tiberius in den Jahren zuvor, obgleich sich dadurch doch das Zurückbleiben des Erfolgs zugunsten des Tiberius hätte erklären lassen.

Für diese Feldzüge des Germanicus tritt nun, wie gesagt, mit den „Annalen“ des Tacitus eine viel reichere, und wie man meinen sollte, bessere Überlieferung ein. Aber es zeigt sich, daß die Urteile der Forscher über diese Überlieferung und über die Ereignisse selbst womöglich noch weiter auseinandergehen als bei der Varusschlacht. Ein Feldzugsbericht, der dem einen so zuverlässig zu sein scheint, daß er nicht nur die Schlachtfelder zu finden, sondern auch die Aufstellung der Truppen graphisch zu veranschaulichen wagt, scheint einem anderen aus poetischer Quelle geschöpft, einem dritten so ziemlich von Anfang bis zu Ende aus den Fingern gesogen zu sein. Die neben der Erzählung des Tacitus hergehende Überlieferung ist so überaus dürftig, daß sie kaum einen Widerspruch zu dem taciteischen Bericht enthalten kann, jedenfalls nicht enthält. Aber schlimmer, als irgend ein Widerspruch eines Velleius oder Florus sein könnte, ist der Widerspruch

Abb. 23. Caligula.
(Zu Seite 39.)

Gebilden, wie dem berühmten „Statutanda“, das seine Entstehung nur dem Mißverständnis einer Tacitusstelle („ad statutanda“) verdankt.

Die „oppida“, die Cäsar bei den Sueben und bei den Ubiern kennt, haben mit jenen „urbes“ nichts zu tun. Sie sind vielmehr dasselbe gewesen, was Cäsar als die „oppida“ der Britannier beschreibt: große Zufluchtsburgen, wie wir sie ja auch heute noch nachweisen können; und wenn, nach der Aussage der Ubier, die Sueben bei Cäsars Nahen gerade aus den „oppida“ weg in die Wälder flüchten, so mag das entweder auf einem Mißverständnis beruhen oder beweisen, daß sie sich selbst in den Zufluchtsstätten nicht mehr sicher fühlten und sich lieber in den Wäldern verbargen.

* * *

Das Bild des alten Augustus, der verzweiflungsvoll mit dem Kopf gegen die Tür rennt und ruft: „Quintili Vare legiones redde!“, entspricht nicht der Größe des römischen Reichs. Aber wenn auch den alten Herrn mit der eisigen Ruhe einmal alle Würde verließ, so ist es doch schwer zu glauben, daß er in besonnenen Stunden aus dem Verlust dreier Legionen die Konsequenz gezogen haben sollte, daß es mit der Provinz Germanien aus und vorbei sein müsse. War freilich vor der Varusschlacht Germanien wirklich römische Provinz, so hätte man die Herstellung des status quo in den folgenden Jahren nicht erstrebt oder nicht erreicht; denn zur Zeit als Augustus starb, war es das sicherlich nicht. Aber mir scheint Riese im Gegensatz zu Mommsen erwiesen zu haben, daß man vor der Katastrophe soweit noch nicht war, und daß auch die dürftige Kunde von den auf die Katastrophe folgenden Jahren die Annahme nicht ausschließt, daß man die alte Politik aufrecht hielt, weil wir diese spärlichen Nachrichten nicht vergleichen dürfen mit der Erzählung des Tacitus von den Feldzügen des Germanicus, mit der eine vollere Überlieferung wieder einsetzt, sondern mit dem, was von den Ereignissen dieser Jahre außer jener Erzählung der Annalen auf uns gekommen ist.

Bei Mommsens Annahme völliger Resignation und entschiedenen Zurückgehens auf die Rheingrenze mußte auch des Augustus eigene Angabe in seinem „Rechenschaftsbericht“, dem Monumentum Ancyranum, befremden, wonach das Land bis zur Elbmündung „befriedet“, d. h. doch erobert war. Denn ein Verlegenheitsausweg war es doch nur, hier den Zustand vor der Varusschlacht bezeichnet zu sehen, während der Bericht sonst deutlich eine spätere Abfassung oder doch Überarbeitung verrät.

In Wahrheit drückt sich der Kaiser so richtig wie möglich aus: „bis zur Mündung der Elbe“. In früheren Jahren hätte er sagen können: „bis zur Elbe“. Wie die Bataver und die Friesen so waren aber auch die Chauken, die zu beiden Seiten der unteren Weser und bis zur Elbmündung hin wohnten, den Römern treu geblieben. Bei ihnen lagen im Jahre 14 n. Chr. nach des Tacitus ausdrücklichem Zeugnis römische Besatzungen, und Chauken waren unter den Hilfsvölkern des Germanicus. Einen so weit vorgeschobenen Posten zu behaupten, hatte aber keinen Sinn, wenn man das Hinterland endgültig aufgegeben hatte, wie denn auch das Chaukenland geräumt worden zu sein scheint, als Tiberius die Eroberungspolitik wirklich aufgab.

Abb. 24. Claudius
(Zu Seite 41.)

* * *

Der wackere Cädicius hatte die Germanen vor den Wällen von Aliso aufgehalten und ihnen keinesfalls mehr als die leere Festung schließlich überlassen; Asprenas, der Neffe des Varus, war mit seinen beiden Legionen auf die Kunde von dem Unglück schleunigst am Niederrhein erschienen und hatte alle Vorkehrungen getroffen, einen Einfall in Gallien zu verhindern. Vergebens

hatte Arminius das Haupt des Varus dem Markomannenkönig Marbod zugesandt — eine drastische Aufforderung zum Bündnis. Der Fürst, der am ersten den Römern hätte gefährlich werden können und der doch nicht wissen konnte, wann sie ihm wieder gefährlich werden würden, da schon einmal das Schwert Roms gegen ihn erhoben war, Marbod, verschmähte es, mit dem Cherusker gemeinsame Sache zu machen, wie er vorher darauf verzichtet hatte, in den pannonischen Aufstand einzugreifen. Und auch die nicht aussterbende Römerpartei unter den Cheruskern, gewiß auch Eifersucht unter den Kampfgenossen, hemmten die Schritte des Arminius.

Vielleicht auch wagte des Cheruskerfürsten Trachten und Hoffen sich über die Befreiung der engeren Heimat nicht hinaus. Kurz als Tiberius am Rhein erschien, waren die Befürchtungen der ersten Aufregung schon zerstreut, die Folgen des Unglücksfalls eingedämmt. Rasch war das Heer ergänzt, ja vermehrt. Tiberius überschritt den Rhein. Und wenn er auch nicht weit in Germanien eindrang und im Herbst die Legionen auf das linke Rheinufer zurückführte, auch zu großen Siegen, wie es scheint, keine Gelegenheit hatte, so war doch die Ehre der römischen Waffen einigermaßen wiederhergestellt, und die Politik der früheren Zeit, mit verdoppelter Vorsicht freilich, wieder aufgenommen, als Tiberius die Statthalterschaft von Gallien und das Kommando der acht rheinischen Legionen dem Sohne des Drusus, Germanicus (Abb. 1, 20, 21), überließ.

Am ersten könnte man noch den von Tiberius „begonnenen Limes“ („limitem a Tiberio coeptum“) jenseits des „Cäsischen Waldes“, der nicht allzuweit vom Rhein

Abb. 25. Galba.
(Zu Seite 45.)

Abb. 26. Vitellius.
(Zu Seite 45.)

Abb. 27. Vespasianus.
(Zu Seite 45.)

entfernt gewesen sein kann, als Beweis anführen für die engen Schranken, die den Plänen des Tiberius gezogen waren. Aber wir wissen einstweilen weder, wo dieser Limes lag, noch wann er begonnen, noch warum er nicht vollendet wurde, noch gegen wen er gerichtet war oder sein sollte, ob etwa gegen einen einzelnen feindlichen Stamm oder ob er, vollendet, dem späteren Limes am oberen Rhein vergleichbar gewesen wäre.

Auch des Tiberius Lobredner Velleius deutet in keiner Weise an, daß die Feldzüge des Germanicus in anderer Absicht, mit einem ganz anderen politischen Ziel geführt wurden als die des Tiberius in den Jahren zuvor, obgleich sich dadurch doch das Zurückbleiben des Erfolgs zugunsten des Tiberius hätte erklären lassen.

Für diese Feldzüge des Germanicus tritt nun, wie gesagt, mit den „Annalen“ des Tacitus eine viel reichere, und wie man meinen sollte, bessere Überlieferung ein. Aber es zeigt sich, daß die Urteile der Forscher über diese Überlieferung und über die Ereignisse selbst womöglich noch weiter auseinandergehen als bei der Varusschlacht. Ein Feldzugsbericht, der dem einen so zuverlässig zu sein scheint, daß er nicht nur die Schlachtfelder zu finden, sondern auch die Aufstellung der Truppen graphisch zu veranschaulichen wagt, scheint einem anderen aus poetischer Quelle geschöpft, einem dritten so ziemlich von Anfang bis zu Ende aus den Fingern gesogen zu sein. Die neben der Erzählung des Tacitus hergehende Überlieferung ist so überaus dürftig, daß sie kaum einen Widerspruch zu dem taciteischen Bericht enthalten kann, jedenfalls nicht enthält. Aber schlimmer, als irgend ein Widerspruch eines Velleius oder Florus sein könnte, ist der Widerspruch

unzweifelhafter geographischer Verhältnisse und unausweichlicher militärischer Erwägungen, wie er ganz besonders dem Bericht über den letzten Feldzug des Germanicus entgegensteht.

Wie die Reihe der Feldzüge des Drusus wird auch die der Feldzüge seines Sohns, soweit sie der Bericht des Tacitus umfaßt, durch einen kurzen Streifzug eröffnet, der, durch einen Zufall veranlaßt, vielleicht nicht im Zusammenhang eines großen Planes steht. Damals wollte Drusus den Sugambrern die Lust austreiben, den eben glücklich zurückgeworfenen Angriff so bald zu erneuern. Jetzt wollte Germanicus die nach dem Tode des Augustus in dem rheinischen Heere ausgebrochene Meuterei die Legionen sühnen und vergessen lassen. Die Jahreszeit war schon vorgeschritten, und an einen Feldzug weit ins Innere war nicht mehr zu denken. Aber auch die in der Nähe wohnenden Germanenstämme hatten sich seit einiger Zeit an Sorglosigkeit gewöhnt, und es gelang, die Marser völlig zu überraschen. Wir möchten zur Ehre des Germanicus annehmen, daß die Mordbrennerei eine zur Ablenkung der erregten Soldatengemüter ausnahmsweise gemachte Konzession war.

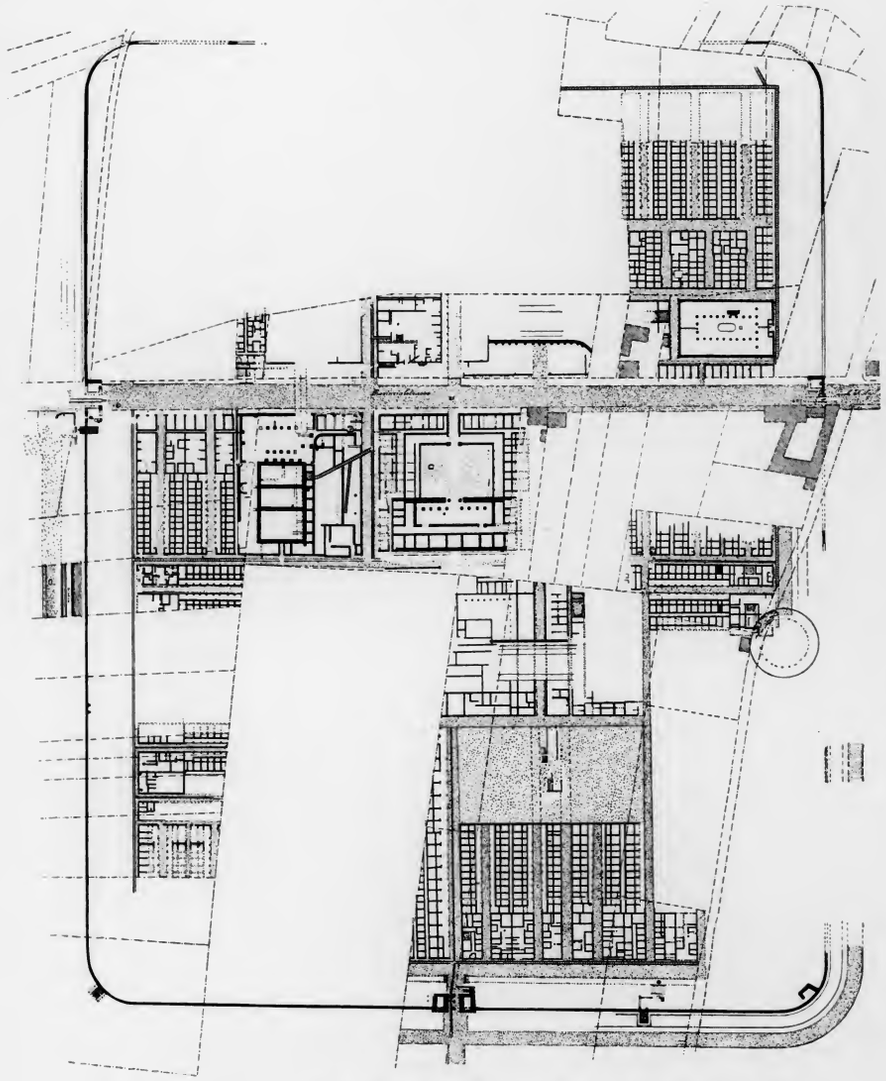
Der Weg zu den Marsern hatte durch den „Cäsischen“ Wald und den schon erwähnten von Tiberius begonnenen Limes geführt, wo das Lager aufgeschlagen wurde (zum erstenmal?), von da durch dunkle Waldgebirge, in denen man die Wahl hatte, zwischen einem kürzeren und bekannten und einem längeren und noch nicht betretenen Weg, auf dem man um so eher die Germanen zu überraschen hoffte. Es mag sein, daß im Gebiet der Ruhr und Lenne Germanicus sich diese blutigen, nicht allzu rühmlichen Lorbeeren holte. Zu den Heldentaten dieses Feldzugs gehörte auch die Zerstörung des Heiligtums der Tanfana, das, im Lande der Marser gelegen, nach Tacitus mehreren Stämmen gemeinsam war, den Istvaeonen, wie man annimmt, den zwischen Rhein und Weser wohnenden Völkern

Erbittert vielleicht am meisten über die Zerstörung des Heiligtums lauerten Brukterer, Tubanten und Usipeter den Römern auf dem Rückweg durchs Gebirge auf. Aber Germanicus wußte die Verfolger abzuwehren und brachte sein Heer glücklich an den Rhein zurück — das Rühmlichste wohl an dem ganzen Feldzug.

Hatte das niederrheinische Heer so durch Blut die Blutschuld gesühnt, so sollten die minder schuldigen Legionen von Mainz die von Vetera doch um ihren Feldzug nicht lange beneiden. Gleich zu Anfang des folgenden Jahres zog Germanicus mit jenen vier Legionen gegen die Chatten, auch hier überraschend, auch hier nicht Alter noch Geschlecht verschonend, ein rechtes Gegenstück zu dem Marserfeldzug des vorausgegangenen Herbsts. Das Taunuskastell des Vaters ward erneuert, die Eder überschritten, der Vorort der Chatten, Mattium, verbrannt, alles weit und breit verwüstet. Cherusker und Marser wären den Chatten zu Hilfe gekommen, wenn nicht Cäcina mit den vier niederrheinischen Legionen sie festgehalten hätte. Die Cherusker schwächte überdies der noch dauernde Zwist im eigenen Stamm, und statt der Römer bekämpfte Arminius den Römerfreund. In seiner Burg ward Segestes von seinen Stammesgenossen belagert und rief die Hilfe der Römer an. Jeder Unbefangene muß die Worte des Tacitus so verstehen, als ob Germanicus den Rückzug nach dem Rhein angetreten gehabt hätte, als er die Nachricht erhielt, und umgekehrt wäre, um durchs Chattenland dem Segestes zu Hilfe zu eilen. Kraft des Rechts klüger zu sein als Tacitus, zumal in geographischen Dingen, hat man das für unmöglich erklärt: Germanicus sei schon wieder am Rhein, ja am Niederrhein gewesen und das „umkehrende“ Heer seien die Legionen des Cäcina, nicht die von Mainz gewesen.

Niemand kann leugnen, daß dieser Hergang mit den Worten des Tacitus — „vertit ad Rhenum ... Germanico pretium fuit convertere agmen“*) — im Widerspruch steht. Unmögliches sollen uns diese Worte freilich nicht glauben machen. Aber wir wissen nicht, wo den Germanicus der Hilferuf des Segestes erreichte, und wissen nicht, wo die Burg des Segestes lag. Deshalb können wir die Möglichkeit gar nicht beurteilen,

*) Er wandte sich zurück nach dem Rhein ... es schien dem Germanicus der Mühe wert (noch einmal) umzukehren.



Plan des Lagers von Neuß (Novaesium). Nach dem Stand der Ausgrabungen von 1895.
Entnommen aus Band III der Kunstdenkmäler der Rheinprovinz.
Ein vollständiger Plan erscheint in Heft 111 der Bonner Jahrbücher. (Zu Seite 49.)

und wenn Germanicus sich etwa noch nicht südlicher als die Eder befand, so war sein Weg ins Cheruskerland vielleicht halb so weit als der Rückweg nach Mainz. Könnte man da von „Unmöglichkeit“ sprechen? Segestes wurde befreit und mit den Seinen in die Obhut der Römer genommen. Beute der Varusschlacht fiel in des Germanicus Hände. Unter den Befreiten aber, die man auch Gefangene nennen konnte, war des Segestes stolze Tochter, Thusnelda, die Arminius dem Vater einst geraubt, dann dieser wieder in seine Gewalt gebracht hatte.

Jetzt erst, da er die Feindschaft der römischen Eindringlinge am eigenen Blut erfahren, packt den Arminius vollends die Begeisterung des Befreiers, und den einstigen Verrat sühnt der offene Kampf dieser Jahre. Zum Kampfe ruft er die Cherusker, zum Kampfe alle Nachbarn auf. Die Erfolge der Überraschungen sind für Germanicus vorüber. Der für den Sommer schon geplante, nun nicht mehr ins Belieben des Germanicus gestellte Feldzug forderte einen Feldherrn, nicht einen Führer plündernder Mordbrenner.

Germanicus teilte sein Heer — es ist das gesamte Rheinheer von acht Legionen — in drei Abteilungen: „ne bellum mole una ingrueret".

Cäcina, der Legat des niederrheinischen Heeres, führte seine vier Legionen durch das Gebiet der Brukterer, mit der Aufgabe, die feindlichen Streitkräfte zu teilen („distrahendo hosti"); die Reiterei zog durch das Land der Friesen, wohl der leichteren Verpflegung wegen; Germanicus selbst schiffte vier Legionen, vermutlich das oberrheinische Heer, auf der Flotte ein. An der Ems trafen die drei Abteilungen zusammen. Über Meppen hinaus konnten die Schiffe schwerlich stromauf fahren. Ob die Hasemündung etwa das Marschziel auch der beiden anderen Abteilungen war, oder wo sonst diese mit den vier Legionen des Germanicus zusammenstießen, ist ungewiß. Das Land der Brukterer ward verheert, von da jener Zug auf das Schlachtfeld des Varus unternommen, von dem schon die Rede gewesen ist (S. 26), endlich Arminius in unwegsame Gegenden verfolgt, wo zwischen Wäldern und Sümpfen die römische Reiterei samt den ihr zu Hilfe gesandten Kohorten in größte Bedrängnis geriet und nur mit knapper Not von den Legionen gerettet wurde. Ein unentschiedener Kampf — „manibus aequis abscessum" — bedeutet für ein römisches Heer von acht Legionen einen empfindlichen Mißerfolg. Dann geht es zur Ems zurück, und länger als bei den gemeinsamen Operationen, in denen man doch die Hauptleistung des Feldzugs sehen möchte, verweilt Tacitus bei dem Rückweg, zumal bei dem des Cäcina, der über Moorbrücken führte, von Wäldern umgeben, aus denen die auf Richtwegen dem römischen Heer vorausgeeilten Germanen hervorbrachen. Es bedurfte der ganzen Kaltblütigkeit des alten Generals, damit er dem Schicksal des Varus entging, dessen Bild ihm unheilverkündend im Traum erschienen sein soll. Der Verlust des Gepäcks, das die Beutegier der Germanen auf sich zog, war der Preis, um den es den Legionen gelang, mitten auf dem gefahrvollen Weg noch einmal ein Lager aufzuschlagen, und als die Germanen wider des Arminius Rat das Lager zu stürmen suchten, statt den Weitermarsch abzuwarten, wandte sich das Glück zugunsten der Römer. Mit blutigen Köpfen schicken sie die Germanen von den Wällen des Lagers zurück, und durch den Sieg wird die Bahn zum Rhein frei. Schon war dorthin das Gerücht von der Vernichtung der Legionen vorausgeeilt, und man hätte aus Furcht vor dem Nahen der siegreichen Germanen die Rheinbrücke bei Vetera abgeworfen, wenn sich dem nicht des Germanicus tapfere Gattin, Agrippina, die Tochter Agrippas (Abb. 22), widersetzt hätte.

Die anschauliche Schilderung des Tacitus von dem Marsche des Cäcina scheint auf einen Teilnehmer zurückzugehen, aber sie gibt dem Suchen nach den Moorbrücken des Domitius doch noch einigen Spielraum, auch wenn man nicht die deutliche Angabe, daß sie nur westlich von der Ems gesucht werden dürfen, überhört (S. 29). Bohlwege gehen kreuz und quer durch die Moore des Ems- und Wesergebiets. Wie die Moorbrücken des Domitius sich von denen der Germanen unterschieden haben, wissen wir nicht, wenn wir es nicht aus der Angabe des Tacitus lernen wollen, nach der jene „aufgedämmt" waren, während die landesüblichen, aus Holz zusammengefügt, auf dem Moor schwimmen. Bis etwa solche aufgedämmte Moorwege gefunden werden, oder wenigstens die Forderung, daß nur so die des Domitius gewesen sein können, anerkannt wird, werden bald diese, bald jene Bohlwege für die „pontes longi" weiter ausgegeben werden, zumal auch etwaige vereinzelte Funde auf den Wegen keine sichere Entscheidung bringen können, da eine römische Münze ja nicht nur auf den „pontes longi" des Domitius verloren worden sein kann, sondern auf allen, die aus so alter Zeit stammen. Zu den richtigen „pontes longi" gehört auch das Lager des Cäcina, dessen Entdeckung denn auch dem

Abb. 28. Domitianus.
(Zu Seite 56.)

glücklichen Finder sämtlicher Varuslager nicht entgehen konnte. Leider ist sie aber in einer Gegend ihm geglückt, in der zwar „pontes longi" dutzendweise zur Verfügung standen, durch die nur der Rückmarsch des Cäcina nicht geführt haben kann, bei Mehrholz nördlich von Diepholz.

Schlimmer fast als den Legionen des Cäcina erging es zwei anderen, die Germanicus, um die Flotte zu entlasten, unter Vitellius auf dem Landweg nahe der Küste den Rückzug hatte antreten lassen. Sie scheinen in den Bereich einer Sturmflut gekommen zu sein und retteten kaum das nackte Leben, wurden schließlich aber doch von der Flotte wieder aufgenommen und glücklich nach Vetera gebracht, wo man sie schon verloren geglaubt hatte. Man könnte den Zug an der friesischen Küste her sich leidlich vorstellen, wenn nicht bei Tacitus schließlich zu lesen wäre, daß die Legionen an der Weser die Flotte getroffen hätten („penetratumque ad amnem Visurgin, quo Caesar classe contenderat"). Aber hierfür darf man wohl doch nicht eine geographische Begriffsverwirrung des Tacitus verantwortlich machen oder gar die Angabe für richtig halten, sondern es kann nur eine Verderbnis des Textes vorliegen, entweder durch Veränderung eines minder geläufigen Flußnamens — man hat an die Hunse gedacht — oder durch unverständige Hinzufügung des Namens, während mit dem ungenannten Fluß, zu dem Germanicus mit der Flotte gefahren war, selbstverständlich der Rhein oder vielmehr die Yssel gemeint war.

Minder leicht lassen sich die geographischen Sonderbarkeiten des Berichts über das folgende Jahr beseitigen.

Germanicus will diesmal nicht nur einen Teil des Heeres, sondern das ganze den Seeweg nehmen lassen. Tacitus führt seine Gründe an: „Geschlagen würden die Germanen in offener Schlacht auf einem rechten Schlachtfeld. Zu statten kämen ihnen hingegen Wälder und Sümpfe, des Sommers Kürze und des Winters früher Beginn. Nicht so sehr durch Wunden litten die römischen Truppen, als durch die weiten Märsche und Mängel der Bewaffnung. Gallien sei durch Pferdelieferungen erschöpft, und die langen Gepäckzüge seien dem Angriff aus dem Hinterhalt besonders ausgesetzt und schwer zu schützen. Dringe man aber zur See ein, so könne man ungehindert und unbemerkt festen Fuß fassen. Überdies könne der Krieg früher beginnen; Legionen und Proviant würden zu Schiff befördert, und ohne jede Erschöpfung kämen auf den Flüssen Roß und Reiter mitten ins germanische Land."

Das läßt sich hören. Aber was soll man dazu sagen, wenn dann Germanicus nach dem kurzen Feldzug zum Entsatze von Aliso, von dem die Rede war (S. 16 f.), und einem Streifzug des Silius ins Chattenland, auf den tausend Schiffen, die er eigens hat bauen lassen, das Heer nur bis zur Ems bringt, noch im Bereich der Meerflut ausschifft, und gar auf dem linken Ufer, um es dann auf einer Brücke aufs rechte Ufer zu schaffen und auf einem Weg, der nicht weniger weit war als der vom Rhein her durch Wälder und Sümpfe, an die Weser zu bringen! Auch Tacitus tadelt es, daß die Flotte nicht weiter flußaufwärts fuhr und die Truppen auf dem rechten Ufer aussetzte; aber von dem langen Marsch, der das Heer von der unteren Ems bis in die Gegend der Porta Westfalica brachte (Karte S. 31), sagt er nicht ein einziges Wort. Unversehens stehen Römer und Cherusker an der Weser einander gegenüber; Arminius unterhält sich über den Fluß hin mit seinem gegen sein Vaterland kämpfenden Bruder Flavus; die Reiterei geht durch den Fluß und gerät drüben in bedenkliche Bedrängnis; inzwischen führt Germanicus die Legionen auf Brücken über die Weser, schreitet unerkannt durch die Gassen des Lagers, um den Sinn der Soldaten kennen zu lernen, träumt schöne Träume, redet

Abb. 29.
Münze des Domitian.
(Zu Seite 56.)

weise Worte zur Ermutigung der Seinen. Aber auch Arminius weiß zu den Seinen zu sprechen, mit besserem Erfolg als der germanische Krieger, der an die Wälle des römischen Lagers heranritt und zum Überlauf aufforderte. Dann folgt eine anschaulich scheinende Schilderung der Schlacht auf dem Felde Idisiavisus und einer zweiten bei dem Wall, der das Gebiet der Angrivarier von dem der Cherusker trennt. Zwei glänzende Siege wären es nach Tacitus gewesen. Als unterworfen bezeichnete das Siegesdenkmal die Völker zwischen Rhein und Elbe; über Cherusker, Chatten, Angrivarier „und die anderen Völker bis zur Elbe“ feierte Germanicus später seinen Triumph, da der Krieg, den er nicht beenden sollte, für beendet angesehen ward.

Wer die Erzählung des Tacitus liest, der wundert sich weniger darüber, daß sie einmal auf eine dichterische Quelle zurückgeführt worden ist — vielleicht in Verkennung der Dichternatur des Tacitus selbst — als darüber, daß der eine Forscher nicht nur die Schlachtfelder des Tacitus mit voller Sicherheit wiederzuerkennen und die Bewegungen der Truppen im Gelände sich vorzustellen, sondern auch den von Tacitus übersprungenen Zug von der Ems bis zur Weser aufs genaueste zu ergänzen wagt, während ein anderer, weniger an Tacitus, aber nicht weniger an sich selbst glaubend, von all den anschaulichen Einzelheiten absieht, um „den strategischen Zusammenhang trotz allem zu erraten und aus der allgemeinen Sachlage zu rekonstruieren“.

Die einzige Ortsangabe des Tacitus zwischen der Emsmündung und der Weser, wonach Germanicus irgendwann die „Angrivarier“ im Rücken gehabt hätte, genügt nicht, um uns den Zug durchs Hasetal, dann über Kloppenburg, Twisingen, Siedenburg nach der Weser, den Eintritt in die unbesetzte Porta von Norden her annehmbar zu machen oder gar sicher scheinen zu lassen, obgleich wir auch die beliebte Ersetzung des überlieferten Namens durch den der „Amsivarier“ nicht ohne weiteres gutheißen möchten. Anderseits mag der Stratege vielleicht den Delbrückschen Feldzugsplan loben, wonach Germanicus nicht seine sechs Legionen, sondern nur allenfalls zwei von Aliso zum Rhein zurückgeführt, die anderen vier direkt nach der Weser hat marschieren lassen, wonach er ferner die zwei Legionen nicht nach der Ems, sondern an die Weser, nicht an die Mündung, sondern möglichst hoch hinauf, mitten ins Feindesland gebracht hat, wonach der ganze Feldzug gegen die Cherusker, der noch nicht durchaus unterworfene Gebiete übersprang, auf Einbildungen und Vorspiegelungen der cheruskischen „Emigranten“ zurückzuführen wäre, — mag der Stratege vielleicht diese Hypothese loben, der Historiker wird sich nicht leicht dazu verstehen, solches Umspringen mit der Überlieferung für eine erlaubte Hypothese oder gar für mehr als eine Hypothese zu halten.

Dagegen möchte ich die Frage, ob das von Tacitus beschriebene Gelände der Schlacht von Idisiavisus bei Rehme oder etwas oberhalb bei Eisbergen wiederzuerkennen ist, dem Leser anheimstellen, je nachdem er lieber Dahm oder Knoke folgen mag und etwa auf Namensanklänge, die für Eisbergen angeführt werden könnten, Wert legen möchte (S. 31).

Den Rückweg hätte Germanicus nach Tacitus tatsächlich einen Teil des Heers zu Land machen lassen, während er für den anderen, größeren mehr als auf dem Hinweg die Ems benutzt hätte. Wenn er aber die Meerfahrt für gefahrloser gehalten hatte als den Weg durchs Bruktererland, so sollte er bitter enttäuscht werden; denn ein Sturm zerstreute seine Flotte in alle Winde, kaum daß den ins Land der Chauken verschlagenen, verzweifelnden Feldherrn die Freunde vor dem Schicksal des Varus bewahrten. Aber wenn auch manches verlorengeglaubte Schiff sich schließlich wieder einfand und den Heimkehrenden die Erzählung des Erlebten und Erlogenen alle ausgestandenen Leiden aufwog, so mußte doch der Vergleich von Gewinn und Verlust des Feldzugs nach solcher Heimfahrt bedenklich machen, auch wenn die Cherusker wirklich in zwei Schlachten besiegt worden waren, und der Mut der Soldaten durch die billigen Lorbeeren zweier herbstlichen Streifzüge ins Chatten- und Marserland wieder einigermaßen gehoben wurde.

Dem Kaiser Tiberius jedenfalls kann man es nicht verdenken, wenn er Siege von zweifelhaftem Erfolg durch solche Verluste für zu teuer erkauft hielt und dem Ehrgeiz seines Neffen ein anderes Feld wies. Es bedarf für die Abberufung des Germanicus nicht der Begründung, die des Tacitus gegen Tiberius so feindselige Stimmung ihr

Abb. 30. Limeskastell Weißenburg a. S. (Zu Seite 58.)

gibt. Uns aber genügt auch die Tatsache allein ohne alle Begründung: der Plan der Eroberung Germaniens ward endgültig aufgegeben. Erst jetzt hatte Arminius den vollen Ruhm des Befreiers.

* * *

Germanicus durfte den Triumph feiern als Besieger der Cherusker, Chatten, Angrivarier und aller Stämme bis zur Elbe: „der Krieg, den er nicht beenden durfte, ward für beendet ausgegeben“. Dem Rat des Tiberius aber, die Germanen sich selbst zu überlassen, als ihren schlimmsten Feinden, gaben nur zu bald die Ereignisse recht. Die vereint das Reich hätten erschüttern können, Marbod und Arminius, verzehrten ihre Kräfte im Bruderkampf, Marbod gab sich schließlich besiegt, rief die Hilfe des gemeinsamen Feindes in Rom an, flüchtete endlich unter dessen Schutz und fristete in dem Asyl von Ravenna ein wertloses Leben, er in dessen Hand einst vielleicht das Schicksal Roms gegeben war, wenn er den Mut des Arminius besessen hätte. Aber auch Arminius ward des Siegs über den Nebenbuhler nicht froh. Der Königstitel, der noch eben dem Marbod Abbruch getan hatte, soll den Vertreter der Freiheit gelockt haben. So beschönigten wenigstens des Arminius Stammesgenossen und Blutsverwandte ihre Tat, als sie den für ihren Neid zu Mächtigen hinterlistig aus dem Weg geräumt hatten.

Um diese Zeit (21 n. Chr.) brach in Gallien ein Aufstand los, bei den Treverern durch Julius Florus, bei den Äduern durch Julius Sacrovir geschürt, der durch das Eingreifen der Germanen leicht hätte bedenklich werden können, in der Furcht der Hauptstadt auch schon geworden war, so aber, da die Germanen, wie es scheint, ruhig blieben, von den Rheinlegionen ohne Mühe niedergeworfen wurde, zumeist durch das Verdienst des bewährten Generals des Germanicus, des langjährigen Legaten des oberen Heers Caius Silius. Hingegen endete wenige Jahre später der Feldzug gegen die aufständigen Friesen trotz Aufbietung beider Rheinheere mit einer empfindlichen Schlappe, die erst nach fast zwanzig Jahren wieder gut gemacht war, während Tiberius darüber wegsah, wie Tacitus meint, um niemandem den Krieg anzuvertrauen.

Gegenüber dem im offensiven Vorgehen wie im resignierten Zurückgehen gleich zielbewußten Handeln des Tiberius in seiner besseren Zeit nimmt sich das lächerliche Possenspiel der Germanenkämpfe seines Nachfolgers um so kläglicher aus, und sicherlich hat dieses Possenspiel die Rheingrenze weit mehr gefährdet als das die eigene Vergangenheit verleugnende Gehenlassen der späteren Jahre des Tiberius. Wenn Caligula (Abb. 23)

weise Worte zur Ermutigung der Seinen. Aber auch Arminius weiß zu den Seinen zu sprechen, mit besserem Erfolg als der germanische Krieger, der an die Wälle des römischen Lagers heranritt und zum Überlauf aufforderte. Dann folgt eine anschaulich scheinende Schilderung der Schlacht auf dem Felde Idisiavisus und einer zweiten bei dem Wall, der das Gebiet der Angrivarier von dem der Cherusker trennt. Zwei glänzende Siege wären es nach Tacitus gewesen. Als unterworfen bezeichnete das Siegesdenkmal die Völker zwischen Rhein und Elbe; über Cherusker, Chatten, Angrivarier „und die anderen Völker bis zur Elbe“ feierte Germanicus später seinen Triumph, da der Krieg, den er nicht beenden sollte, für beendet angesehen ward.

Wer die Erzählung des Tacitus liest, der wundert sich weniger darüber, daß sie einmal auf eine dichterische Quelle zurückgeführt worden ist — vielleicht in Verkennung der Dichternatur des Tacitus selbst — als darüber, daß der eine Forscher nicht nur die Schlachtfelder des Tacitus mit voller Sicherheit wiederzuerkennen und die Bewegungen der Truppen im Gelände sich vorzustellen, sondern auch den von Tacitus übersprungenen Zug von der Ems bis zur Weser aufs genaueste zu ergänzen wagt, während ein anderer, weniger an Tacitus, aber nicht weniger an sich selbst glaubend, von all den anschaulichen Einzelheiten absieht, um „den strategischen Zusammenhang trotz allem zu erraten und aus der allgemeinen Sachlage zu rekonstruieren“.

Die einzige Ortsangabe des Tacitus zwischen der Emsmündung und der Weser, wonach Germanicus irgendwann die „Angrivarier“ im Rücken gehabt hätte, genügt nicht, um uns den Zug durchs Hasetal, dann über Kloppenburg, Twisingen, Siedenburg nach der Weser, den Eintritt in die unbesetzte Porta von Norden her annehmbar zu machen oder gar sicher scheinen zu lassen, obgleich wir auch die beliebte Ersetzung des überlieferten Namens durch den der „Amsivarier“ nicht ohne weiteres gutheißen möchten. Anderseits mag der Stratege vielleicht den Delbrückschen Feldzugsplan loben, wonach Germanicus nicht seine sechs Legionen, sondern nur allenfalls zwei von Aliso zum Rhein zurückgeführt, die anderen vier direkt nach der Weser hat marschieren lassen, wonach er ferner die zwei Legionen nicht nach der Ems, sondern an die Weser, nicht an die Mündung, sondern möglichst hoch hinauf, mitten ins Feindesland gebracht hat, wonach der ganze Feldzug gegen die Cherusker, der noch nicht durchaus unterworfene Gebiete übersprang, auf Einbildungen und Vorspiegelungen der cheruskischen „Emigranten“ zurückzuführen wäre, — mag der Stratege vielleicht diese Hypothese loben, der Historiker wird sich nicht leicht dazu verstehen, solches Umspringen mit der Überlieferung für eine erlaubte Hypothese oder gar für mehr als eine Hypothese zu halten.

Dagegen möchte ich die Frage, ob das von Tacitus beschriebene Gelände der Schlacht von Idisiavisus bei Rehme oder etwas oberhalb bei Eisbergen wiederzuerkennen ist, dem Leser anheimstellen, je nachdem er lieber Dahm oder Knoke folgen mag und etwa auf Namensanklänge, die für Eisbergen angeführt werden könnten, Wert legen möchte (S. 31).

Den Rückweg hätte Germanicus nach Tacitus tatsächlich einen Teil des Heers zu Land machen lassen, während er für den anderen, größeren mehr als auf dem Hinweg die Ems benutzt hätte. Wenn er aber die Meerfahrt für gefahrloser gehalten hatte als den Weg durchs Bructererland, so sollte er bitter enttäuscht werden; denn ein Sturm zerstreute seine Flotte in alle Winde, kaum daß den ins Land der Chauken verschlagenen, verzweifelnden Feldherrn die Freunde vor dem Schicksal des Varus bewahrten. Aber wenn auch manches verlorengeglaubte Schiff sich schließlich wieder einfand und den Heimkehrenden die Erzählung des Erlebten und Erlogenen alle ausgestandenen Leiden aufwog, so mußte doch der Vergleich von Gewinn und Verlust des Feldzugs nach solcher Heimfahrt bedenklich machen, auch wenn die Cherusker wirklich in zwei Schlachten besiegt worden waren, und der Mut der Soldaten durch die billigen Lorbeeren zweier herbstlichen Streifzüge ins Chatten- und Marserland wieder einigermaßen gehoben wurde.

Dem Kaiser Tiberius jedenfalls kann man es nicht verdenken, wenn er Siege von zweifelhaftem Erfolg durch solche Verluste für zu teuer erkauft hielt und dem Ehrgeiz seines Neffen ein anderes Feld wies. Es bedarf für die Abberufung des Germanicus nicht der Begründung, die des Tacitus gegen Tiberius so feindselige Stimmung ihr

Abb. 30. Limeskastell Weißenburg a. S. (Zu Seite 58.)

gibt. Uns aber genügt auch die Tatsache allein ohne alle Begründung: der Plan der Eroberung Germaniens ward endgültig aufgegeben. Erst jetzt hatte Arminius den vollen Ruhm des Befreiers.

* * *

Germanicus durfte den Triumph feiern als Besieger der Cherusker, Chatten, Angrivarier und aller Stämme bis zur Elbe: „der Krieg, den er nicht beenden durfte, ward für beendet ausgegeben“. Dem Rat des Tiberius aber, die Germanen sich selbst zu überlassen, als ihren schlimmsten Feinden, gaben nur zu bald die Ereignisse recht. Die vereint das Reich hätten erschüttern können, Marbod und Arminius, verzehrten ihre Kräfte im Bruderkampf, Marbod gab sich schließlich besiegt, rief die Hilfe des gemeinsamen Feindes in Rom an, flüchtete endlich unter dessen Schutz und fristete in dem Asyl von Ravenna ein wertloses Leben, er in dessen Hand einst vielleicht das Schicksal Roms gegeben war, wenn er den Mut des Arminius besessen hätte. Aber auch Arminius ward des Siegs über den Nebenbuhler nicht froh. Der Königstitel, der noch eben dem Marbod Abbruch getan hatte, soll den Vertreter der Freiheit gelockt haben. So beschönigten wenigstens des Arminius Stammesgenossen und Blutsverwandte ihre Tat, als sie den für ihren Neid zu Mächtigen hinterlistig aus dem Weg geräumt hatten.

Um diese Zeit (21 n. Chr.) brach in Gallien ein Aufstand los, bei den Treverern durch Julius Florus, bei den Äduern durch Julius Sacrovir geschürt, der durch das Eingreifen der Germanen leicht hätte bedenklich werden können, in der Furcht der Hauptstadt auch schon geworden war, so aber, da die Germanen, wie es scheint, ruhig blieben, von den Rheinlegionen ohne Mühe niedergeworfen wurde, zumeist durch das Verdienst des bewährten Generals des Germanicus, des langjährigen Legaten des oberen Heers Caius Silius. Hingegen endete wenige Jahre später der Feldzug gegen die aufständigen Friesen trotz Aufbietung beider Rheinheere mit einer empfindlichen Schlappe, die erst nach fast zwanzig Jahren wieder gut gemacht war, während Tiberius darüber wegsah, wie Tacitus meint, um niemandem den Krieg anzuvertrauen.

Gegenüber dem im offensiven Vorgehen wie im resignierten Zurückgehen gleich zielbewußten Handeln des Tiberius in seiner besseren Zeit nimmt sich das lächerliche Possenspiel der Germanenkämpfe seines Nachfolgers um so kläglicher aus, und sicherlich hat dieses Possenspiel die Rheingrenze weit mehr gefährdet als das die eigene Vergangenheit verleugnende Gehenlassen der späteren Jahre des Tiberius. Wenn Caligula (Abb. 23)

sich überhaupt um die Wahrung der Rheingrenze ein Verdienst erworben hat, so ist es nur das gewesen, daß er den späteren Kaiser Galba an den Rhein berief. Dieser hat dann in demselben Jahr, in dem die Welt von der Furcht vor Caligulas Narrheit befreit wurde, einen Sieg über die Chatten erfochten, während gleichzeitig ein Gabinius — wenn wir die widersprechende Überlieferung recht verstehen — das Volk der Chauken (Cauchen) besiegt und dabei den letzten der in der Varusschlacht verlorenen Legionsadler wiedergewann, von dem wir freilich nicht recht begreifen, wie er zu den Chauken gekommen sein soll, die an der Varusschlacht schwerlich beteiligt waren. Mag hier nun vielleicht eine Verwechslung vorliegen, einen Sieg des Gabinius über die Chauken bezeugt sein Ehrenname „Cauchius“. Aber die Wirkung des Siegs muß nicht lange gewährt haben, da schon sechs Jahre später ein anderer Legat des niederrheinischen Heers, Domitius Corbulo, genötigt ist, von neuem gegen das Volk zu Felde zu ziehen, um den räuberischen Streifzügen, mit denen die Chauken die benachbarten Küsten bis nach Gallien hin beunruhigten, ein Ende zu machen.

Mit eben diesem Jahr (47 n. Chr.) tritt der Bericht des Tacitus nach der großen Lücke der Annalen wieder ein, und es ist wahrscheinlich gemacht worden, daß dieser Bericht auf den eines Augenzeugen, des älteren Plinius, zurückgeht, der nach seinem eigenen Zeugnis im Land der Chauken war und kaum zu anderer Zeit dorthin gelangt sein kann.

Domitius Corbulo, ein General von altem Schrot und Korn, stellte die Zucht in den rheinischen Legionen und damit das Ansehen des Reiches bei den überrheinischen Barbaren wieder her. Die Friesen, seit der Niederlage des Apronius eher unzuverlässige Nachbarn als zuverlässige Untertanen oder Bundesgenossen, fügten sich ohne Schwertstreich wieder in das alte Verhältnis der Abhängigkeit, und wir erfahren durch eine Inschrift, daß der römische Staat damals Fischereigerechtsame im Friesenlande verpachtete. Aber des Domitius Feldzug ins Chaukenland fand nicht die allerhöchste Billigung: wie einst Germanicus ward jetzt Domitius zurückgerufen, unwillig, wie jener, gehorchte er und pries die Feldherren des alten Rom glücklich, denen kein kaiser-

Abb. 31. Limeskastell Neckarburken. (Zu Seite 58.)

sich überhaupt um die Wahrung der Rheingrenze ein Verdienst erworben hat, so ist es nur das gewesen, daß er den späteren Kaiser Galba an den Rhein berief. Dieser hat dann in demselben Jahr, in dem die Welt von der Furcht vor Caligulas Narrheit befreit wurde, einen Sieg über die Chatten erfochten, während gleichzeitig ein Gabinius — wenn wir die widersprechende Überlieferung recht verstehen — das Volk der Chauken (Cauchen) besiegt und dabei den letzten der in der Varusschlacht verlorenen Legionsadler wiedergewann, von dem wir freilich nicht recht begreifen, wie er zu den Chauken gekommen sein soll, die an der Varusschlacht schwerlich beteiligt waren. Mag hier nun vielleicht eine Verwechslung vorliegen, einen Sieg des Gabinius über die Chauken bezeugt sein Ehrenname „Cauchius“. Aber die Wirkung des Siegs muß nicht lange gewährt haben, da schon sechs Jahre später ein anderer Legat des niederrheinischen Heers, Domitius Corbulo, genötigt ist, von neuem gegen das Volk zu Felde zu ziehen, um den räuberischen Streifzügen, mit denen die Chauken die benachbarten Küsten bis nach Gallien hin beunruhigten, ein Ende zu machen.

Mit eben diesem Jahr (47 n. Chr.) tritt der Bericht des Tacitus nach der großen Lücke der Annalen wieder ein, und es ist wahrscheinlich gemacht worden, daß dieser Bericht auf den eines Augenzeugen, des älteren Plinius, zurückgeht, der nach seinem eigenen Zeugnis im Land der Chauken war und kaum zu anderer Zeit dorthin gelangt sein kann.

Domitius Corbulo, ein General von altem Schrot und Korn, stellte die Zucht in den rheinischen Legionen und damit das Ansehen des Reiches bei den überrheinischen Barbaren wieder her. Die Friesen, seit der Niederlage des Apronius eher unzuverlässige Nachbarn als zuverlässige Untertanen oder Bundesgenossen, fügten sich ohne Schwertstreich wieder in das alte Verhältnis der Abhängigkeit, und wir erfahren durch eine Inschrift, daß der römische Staat damals Fischereigerechtsame im Friesenlande verpachtete. Aber des Domitius Feldzug ins Chaukenland fand nicht die allerhöchste Billigung: wie einst Germanicus ward jetzt Domitius zurückgerufen, unwillig, wie jener, gehorchte er und pries die Feldherren des alten Rom glücklich, denen kein kaiser-

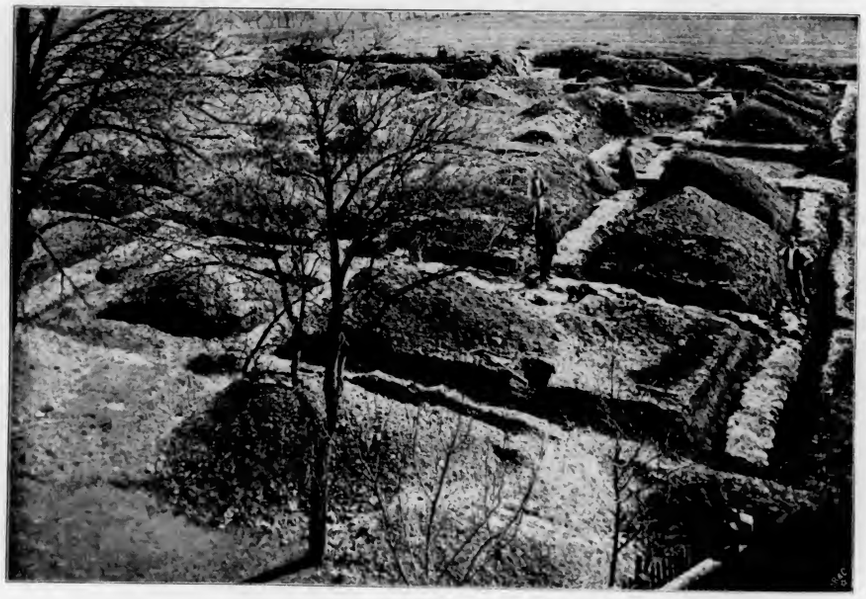


Abb. 31. Limeskastell Neckarburken. (Zu Seite 58.)

Uebersichtskarte des obergermanischen und raetischen Limes.

▪ festgestelltes, ▫ vermutetes römisches Kastell
Palisade mit Grenzwall oder Mauer
Palisade

Maßstab 1 : 1 260 000

25 20 15 10 5 0 25 30 Kilometer

GERMANIA SUPERIOR

LIMES GERMANIAE SUPERIORIS

RAETIA

Linz, Hönningen, Rheinbrohl, Andernach, Neuwied, Bendorf, Niederbieber, Neuwied, Höhr, Niederberg, Koblenz, Ems, Zugmantel, Pohl, Holzhausen, Hunzel, Marienfels, Kemel, Heidekringen, Langenschwalbach, Wiesbaden, Hofheim, Horch, Castel, Mainz, Bingen, Großgerau, Darmstadt, Gießen, Grüningen, Butzbach, Langenhain, Saalburg, Capersburg, Okarben, Homburg, Heftrich, Feldberg, Heddernheim, FRANKFURT, Hochst, Kesselstadt, Hanau, Gr. Krotzenburg, Rückingen, Marköbel, Wüchtersbach, Altenstadt, Oberforstadt, Friedberg, Echzell, Inheiden, Ilungen, Arnsburg, Lich, Borloff, Seligenstadt, Stockstadt, Aschaffenburg, Wiedernberg, Arnheiterhof, Obernburg, Wörth, Seckmauern, Trennfurt, Lützelbach, Freudenberg, Bürgstadt, Vielbrunn, Eulbach, Miltenberg, Erbach, Würzburg, Walldürn, Hesselbach, Schlossau, Oh. Scheidenthal, Eberbach, Mannheim, Ladenburg, Heidelberg, Osterburken, Neckarburken, Neckarelz, Jagsthausen, Wimpfen, Oehringen, Heilbronn, Böckingen, Wahlheim, Benningen, Karlsruhe, Hall, Gaildorf, Murrhardt, Welzheim, Haghof, Brackwangen, Pfahlbronn, Aalen, Ober Böbingen, Gmünd, Schierenhof, Cannstadt, STUTTGART, Plochingen, Hohenstaufen, Göppingen, Köngen, Tübingen, Rottenburg, STRASZBURG, Heidenheim, Urspring, Faimingen, Dinkelsbühl, Ellwangen, Halheim, Schwabsberg, Buch, Wellingen, Hessel B., Buffenhofen, Thellenhofen, Gnotzheim, Emeczheim, Weblenburg, Gunzenhausen, Pleinfeld, Dambach, Spalt, NÜRNBERG, Pegnitz, Regnitz, Fränk. Rezat, Altmühl, Sulzach, Wörnitz, Jagst, Kocher, Rems, Murr, Enz, Neckar, Tauber, Main, Weißer Main, Roter Main, Ilz, Rednitz, Aisch, Schwab. Rezat, Altmühl, Eichstätt, Pfünz, Böhming, Kipfenberg, Kelheim, Hienheim, Eining, Irnsing, Kösching, Pförring, Ingolstadt, Donau, Regensburg, Lech, Zusmarshausen, Rottweil, Wildmössingen, Sulz.

Nach E. Fabricius

Karte zu Koepp, Römer in Deutschland.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig

Abb. 32. Limeskastell Neckarburken. (Zu Seite 58.)

licher Befehl den Weg zu Sieg und Ruhm versperrte. Claudius (Abb. 24) zog alle Besatzungen vom rechten Rheinufer zurück; man konnte früher zweifeln, ob es nur Kastelle des Küstengebiets, wie das bei dem Aufstand des Jahres 28 erwähnte Flevum in Friesland, waren, die damals geräumt wurden, oder ob auch im Binnenland Kastelle wie Aliso so lange behauptet worden waren. Jedenfalls wurde jetzt die letzte Konsequenz der veränderten Politik des Tiberius gezogen, und der Niederrhein blieb nun die Grenze des Reiches, bis die Germanen diese Grenze durchbrachen. Am Mittelrhein aber ließ man sich vielleicht durch die Bodenschätze des Mattiakergaus, heiße Quellen und Silberadern, verlocken, einen Fuß auf dem rechten Rheinufer zu behalten, wie man auch zwei Jahrhunderte später, nach der Aufgabe des Limes, doch die Aquae Mattiacae besetzt hielt. Damals, zur Zeit des Claudius, verdiente sich der Legat Curtius Rufus die Triumphalabzeichen, nicht durch einen Kriegszug wie es scheint, sondern durch die Ausbeutung eines Bergwerkes (s. S. 10), und die Soldaten, unzufrieden mit solchem Dienst, richteten an den Kaiser das wunderliche Gesuch, in Zukunft den Generalen im voraus die Triumphalabzeichen zu verleihen, damit sie sich diese nicht erst — wo nicht durch das Blut, so durch den Schweiß ihrer Legionare zu erwerben brauchten. Aus dieser Zeit stammt die einzige uns erhaltene Beschreibung der heißen Quellen von Wiesbaden, die uns Plinius, offenbar als Augenzeuge, gibt, und als Augenzeuge berichtete derselbe Plinius auch über einen Chattenfeldzug, durch den sein Gönner Pomponius Secundus zu dem Dichterlorbeer die Abzeichen des Triumphators erwarb. Auch die kurze Nachricht, die aus jenem Bericht in die Annalen des Tacitus übergegangen ist, läßt, wie mich dünkt, noch erkennen, daß man den jetzigen Rheingau zu jener Zeit behauptete. Raubend und plündernd waren die Chatten ins obere Germanien — wir müssen noch sagen in den Bereich des obergermanischen Heeres — eingebrochen, und der Legat Pomponius Secundus hatte Reiterei und Hilfstruppen ausgesandt, um die Beutebeladenen zu verfolgen, während er selbst mit den Legionen die Taunushöhen besetzte, bereit einzugreifen, wenn die ausgesandten Truppen mit dem Feind nicht fertig würden. Indessen gelang es dem

Abb. 32. Limeskastell Neckarburken. (Zu Seite 58.)

licher Befehl den Weg zu Sieg und Ruhm versperrte. Claudius (Abb. 24) zog alle Besatzungen vom rechten Rheinufer zurück; man konnte früher zweifeln, ob es nur Kastelle des Küstengebiets, wie das bei dem Aufstand des Jahres 28 erwähnte Flevum in Friesland, waren, die damals geräumt wurden, oder ob auch im Binnenland Kastelle wie Alisо so lange behauptet worden waren. Jedenfalls wurde jetzt die letzte Konsequenz der veränderten Politik des Tiberius gezogen, und der Niederrhein blieb nun die Grenze des Reiches, bis die Germanen diese Grenze durchbrachen. Am Mittelrhein aber ließ man sich vielleicht durch die Bodenschätze des Mattiakergaus, heiße Quellen und Silberadern, verlocken, einen Fuß auf dem rechten Rheinufer zu behalten, wie man auch zwei Jahrhunderte später, nach der Aufgabe des Limes, doch die Aquae Mattiacae besetzt hielt. Damals, zur Zeit des Claudius, verdiente sich der Legat Curtius Rufus die Triumphalabzeichen, nicht durch einen Kriegszug wie es scheint, sondern durch die Ausbeutung eines Bergwerkes (s. S. 10), und die Soldaten, unzufrieden mit solchem Dienst, richteten an den Kaiser das wunderliche Gesuch, in Zukunft den Generalen im voraus die Triumphalabzeichen zu verleihen, damit sie sich diese nicht erst — wo nicht durch das Blut, so durch den Schweiß ihrer Legionare zu erwerben brauchten. Aus dieser Zeit stammt die einzige uns erhaltene Beschreibung der heißen Quellen von Wiesbaden, die uns Plinius, offenbar als Augenzeuge, gibt, und als Augenzeuge berichtete derselbe Plinius auch über einen Chattenfeldzug, durch den sein Gönner Pomponius Secundus zu dem Dichterlorbeer die Abzeichen des Triumphators erwarb. Auch die kurze Nachricht, die aus jenem Bericht in die Annalen des Tacitus übergegangen ist, läßt, wie mich dünkt, noch erkennen, daß man den jetzigen Rheingau zu jener Zeit behauptete. Raubend und plündernd waren die Chatten ins obere Germanien — wir müssen noch sagen in den Bereich des obergermanischen Heeres — eingebrochen, und der Legat Pomponius Secundus hatte Reiterei und Hilfstruppen ausgesandt, um die Beutebeladenen zu verfolgen, während er selbst mit den Legionen die Taunushöhen besetzte, bereit einzugreifen, wenn die ausgesandten Truppen mit dem Feind nicht fertig würden. Indessen gelang es dem

Abb. 33. Das Saalburg-Kastell. Wiederaufgebaut. Porta Praetoria.
Nach dem Meßbild. (Zu Seite 58.)

einen Korps, einen Teil der Germanen zu überraschen, wobei nicht nur alle Beute ihnen abgejagt wurde, sondern auch einige Gefangene aus der Varusschlacht nach vierzig Jahren sich befreit sahen; das andere Korps trat gar einem anderen Teil der Chatten in offenem Kampf mit Erfolg entgegen. Die Legionen konnten nach Mogontiacum zurückgeführt werden; aber der Legat wird gewiß eine Vorpostenkette auf dem Taunus zurückgelassen haben.

Überhaupt ist ja die Räumung des rechten Rheinufers nicht so zu verstehen, als ob nun die Germanen nach Belieben an den Strom vorrücken und das gegenüberliegende Reichsgebiet aus nächster Nähe hätten bedrohen dürfen. Wie es nach dem Zeugnis des Tacitus erst den Friesen, dann den Amsivariern zur Zeit Neros mit Gewalt verwehrt wurde, das scheinbar herrenlose rechte Ufer des Niederrheins zu besetzen, so wird man am ganzen Strom entlang die Germanen vom Ufer abgedrängt haben, um so mehr als nach der Vorstellung der Germanen selbst das Ödland um die Grenzen der Maßstab der Macht eines Volks war. Wenn die Cherusker sich von Rom einen König erbaten, einen von dem durch Bruderkämpfe in der Heimat vernichteten Stamm des Arminius, Italicus, den Sohn jenes Flavus, so konnte das den Schein erwecken, als ob der Arm des Kaisers noch weit nach Germanien hineinreichte. Aber es war Schein. Mit gnädigen Worten, wie einen Vasallenfürsten, entließ den Italicus Claudius, aber er tat nichts, um ihn auf seinem Thron zu halten, als der ins Wanken geriet: mit den Waffen fristete Italicus seine angefochtene Herrschaft, dann ward er vertrieben und von den Langobarden zurückgeführt, „in Glück und Unglück“, wie Tacitus sagt, „ein Unheil für die Cherusker“. Die kaiserliche Gnade, die sein Vater sich durch den Abfall von der Heimat verdient hatte, bedeutete nichts für ihn. Ebensowenig griff Claudius ein, als ein anderer Schützling des Reichs, der Quade Vannius, seine Hilfe anrief, dem Drusus, des Tiberius Sohn, nach Marbods Sturz eine Herrschaft jenseits der Donau verschafft hatte. Eine sichere Zuflucht ward ihm angeboten, aber erst auf dem rechten Donauufer gab es römische Waffen zu seinem Schutz. Es konnte die Meinung aufkommen, den Legaten der Grenzheere sei das Recht der Kriegführung entzogen, und die tätigen unter ihnen suchten durch Friedensarbeiten wie Damm- und Kanalbauten den Folgen des müßigen Lagerlebens vorzubeugen: ein vor mehr als sechzig Jahren von Drusus begonnener Deich

zur Abdämmung des Rheins wurde damals vollendet, Rhein und Maas werden in der Nähe ihrer Mündung durch einen Kanal verbunden (Karte zw. S. 38 u. 39), ein Kanal zwischen Mosel und Saône wurde geplant, der einen Schiffsweg vom Mittelmeer zur Nordsee geschaffen hätte, die Ausführung aber durch den Legaten der Belgica hintertrieben, der sich den Eintritt der Legionen in seine Provinz verbat.

* * *

Aber bald sollte es wieder in Erinnerung gebracht werden, daß dieses stolze Rheinheer, das größte, das Rom an einer Reichsgrenze stehen hatte, bestimmt war, nicht nur die Germanen zum mindesten im Zaum zu halten, sondern auch die innere Ruhe Galliens zu verbürgen: „commune in Germanos Gallosque subsidium“ nach den Worten des Tacitus. Und wenn die Angriffslust, nicht nur der römischen Generale oder doch des allerhöchsten Kriegsherrn, sondern dem Anschein nach auch die der Germanen, eine Zeitlang eingeschlafen zu sein schien, nichts war geeigneter, die Germanen aufzurütteln als ein Aufstand in Gallien wie er in der letzten Zeit des Nero losbrach — die Empörung des Julius Vindex, weniger gegen die römische Herrschaft als gegen die Person des Herrschers gerichtet und der Anstoß zu Neros Sturz, aber ebendarum auch das Vorspiel zu den Wirren des Vierkaiserjahres und mitschuldig an der bedeutenden und schließlich so schmachvollen Rolle des Rheinheers in diesen Kämpfen. Der Legat

Abb. 34. Das Saalburg-Kastell. Wiederaufgebaut. Porta Decumana.
Nach dem Meßbild. (Zu Seite 58.)

Abb. 33. Das Saalburg Kastell. Wiederaufgebaut. Porta Praetoria.
Nach dem Meßbild. (Zu Seite 58.)

einen Korps, einen Teil der Germanen zu überraschen, wobei nicht nur alle Beute ihnen abgejagt wurde, sondern auch einige Gefangene aus der Varusschlacht nach vierzig Jahren sich befreit sahen; das andere Korps trat gar einem anderen Teil der Chatten in offenem Kampf mit Erfolg entgegen. Die Legionen konnten nach Mogontiacum zurückgeführt werden; aber der Legat wird gewiß eine Vorpostenkette auf dem Taunus zurückgelassen haben.

Überhaupt ist ja die Räumung des rechten Rheinufers nicht so zu verstehen, als ob nun die Germanen nach Belieben an den Strom vorrücken und das gegenüberliegende Reichsgebiet aus nächster Nähe hätten bedrohen dürfen. Wie es nach dem Zeugnis des Tacitus erst den Friesen, dann den Ansivariern zur Zeit Neros mit Gewalt verwehrt wurde, das scheinbar herrenlose rechte Ufer des Niederrheins zu besetzen, so wird man am ganzen Strom entlang die Germanen vom Ufer abgedrängt haben, um so mehr als nach der Vorstellung der Germanen selbst das Ödland um die Grenzen der Maßstab der Macht eines Volks war. Wenn die Cherusker sich von Rom einen König erbaten, einen von dem durch Bruderkämpfe in der Heimat vernichteten Stamm des Arminius, Italicus, den Sohn jenes Flavus, so konnte das den Schein erwecken, als ob der Arm des Kaisers noch weit nach Germanien hineinreichte. Aber es war Schein. Mit gnädigen Worten, wie einen Vasallenfürsten, entließ den Italicus Claudius, aber er tat nichts, um ihn auf seinem Thron zu halten, als der ins Wanken geriet: mit den Waffen fristete Italicus seine angefochtene Herrschaft, dann ward er vertrieben und von den Langobarden zurückgeführt, „in Glück und Unglück“, wie Tacitus sagt, „ein Unheil für die Cherusker“. Die kaiserliche Gnade, die sein Vater sich durch den Abfall von der Heimat verdient hatte, bedeutete nichts für ihn. Ebensowenig griff Claudius ein, als ein anderer Schützling des Reichs, der Quade Vannius, seine Hilfe anrief, dem Drusus, des Tiberius Sohn, nach Marbods Sturz eine Herrschaft jenseits der Donau verschafft hatte. Eine sichere Zuflucht ward ihm angeboten, aber erst auf dem rechten Donauufer gab es römische Waffen zu seinem Schutz. Es konnte die Meinung aufkommen, den Legaten der Grenzheere sei das Recht der Kriegführung entzogen, und die tätigen unter ihnen suchten durch Friedensarbeiten wie Damm- und Kanalbauten den Folgen des müßigen Lagerlebens vorzubeugen: ein vor mehr als sechzig Jahren von Drusus begonnener Deich

zur Abdämmung des Rheins wurde damals vollendet, Rhein und Maas werden in der Nähe ihrer Mündung durch einen Kanal verbunden (Karte zw. S. 38 u. 39), ein Kanal zwischen Mosel und Saône wurde geplant, der einen Schiffsweg vom Mittelmeer zur Nordsee geschaffen hätte, die Ausführung aber durch den Legaten der Belgica hintertrieben, der sich den Eintritt der Legionen in seine Provinz verbat.

* * *

Aber bald sollte es wieder in Erinnerung gebracht werden, daß dieses stolze Rheinheer, das größte, das Rom an einer Reichsgrenze stehen hatte, bestimmt war, nicht nur die Germanen zum mindesten im Zaum zu halten, sondern auch die innere Ruhe Galliens zu verbürgen: „commune in Germanos Gallosque subsidium“ nach den Worten des Tacitus. Und wenn die Angriffslust, nicht nur der römischen Generale oder doch des allerhöchsten Kriegsherrn, sondern dem Anschein nach auch die der Germanen, eine Zeitlang eingeschlafen zu sein schien, nichts war geeigneter, die Germanen aufzurütteln als ein Aufstand in Gallien wie er in der letzten Zeit des Nero losbrach — die Empörung des Julius Vindex, weniger gegen die römische Herrschaft als gegen die Person des Herrschers gerichtet und der Anstoß zu Neros Sturz, aber ebendarum auch das Vorspiel zu den Wirren des Vierkaiserjahres und mitschuldig an der bedeutenden und schließlich so schmachvollen Rolle des Rheinheers in diesen Kämpfen. Der Legat

Abb. 34. Das Saalburg-Kastell. Wiederaufgebaut. Porta Decumana.
Nach dem Meßbild. (Zu Seite 58.)

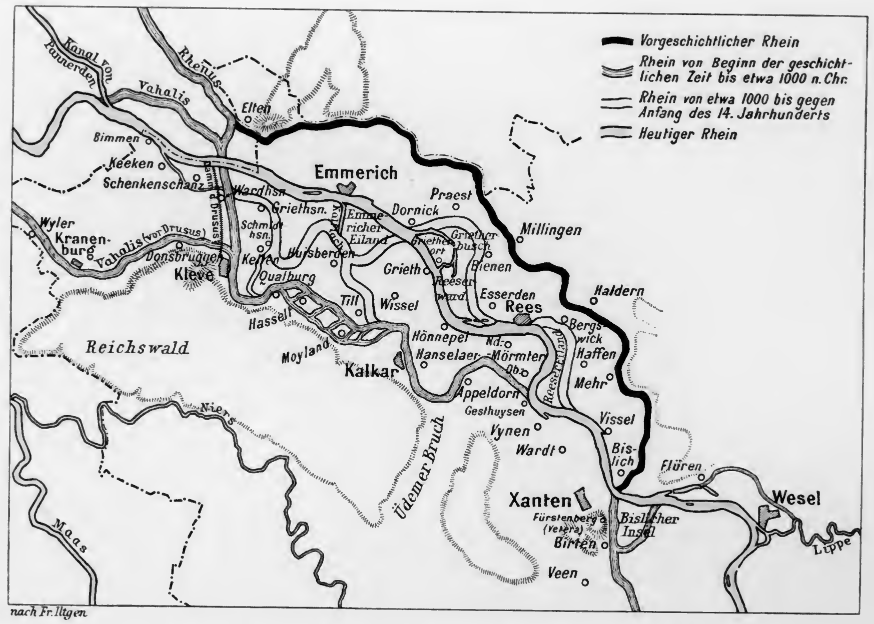
der oberrheinschen Legionen **Verginius Rufus** zog mit seinem aus den niederrheinischen Legionen noch verstärkten Heer gegen Vindex zu Felde, aber vor Vesontio kam seine Treue zu Nero ins Wanken, und wider den Willen ihres Führers, der sich mit dem Empörer verständigt hatte, besiegten die Legionen die Truppen des Vindex in blutigem Kampf, dessen Ausgang den Vindex zum Selbstmord trieb. Daß aber die Legionen auch nicht die Treue zu Nero zum Kampf geführt hatte, sondern nur die Abneigung gegen den Gallier und gegen seinen Kaiserkandidaten Galba, das zeigte sich, als sie nach dem Sieg ihren Legaten zum Kaiser ausriefen. Aber Verginius Rufus wies die gefährliche Ehre zurück, wie es heißt um seiner bescheidenen Herkunft willen, vielleicht auch als überzeugter Anhänger des Freistaats, zu dem er sich freilich vor seinen nicht dem Princeps, wohl aber dem Principat anhängenden Soldaten schwerlich bekannte, aber in der uns durch den jüngeren Plinius aufbewahrten Inschrift seines Grabsteins wohl bekennen wollte:

„Hic situs est Rufus pulso qui Vindice quondam
Imperium adseruit non sibi sed patriae."

Cornelius Tacitus, der als Konsul dem Verginius fast dreißig Jahr nach jenem Höhepunkt seines Lebens die Leichenrede hielt, wird mit Sympathie das Verhalten des Mannes gewürdigt und die Worte der Grabschrift verstanden haben. Dem Plinius erschien es als der Gipfel des Glücks, nach einem an Ehren reichen Leben von so beredtem Mund gepriesen zu werden.

Die rheinischen Legionen aber wollten ihren Kaiser haben, und da der Legat der einen Armee sich ihnen versagte, erhoben die Legionen am Niederrhein ihren Legaten **Aulus Vitellius** auf den Schild und fanden bald für ihn auch die Zustimmung ihrer Kameraden vom Oberrhein; das um so eher, als der von den spanischen Legionen zum Kaiser ausgerufene Galba sich durch die Beseitigung des Verginius, an dessen Stelle der unfähige Hordeonius Flaccus trat, und durch die Begünstigung der Anhänger des Vindex bei dem rheinischen Heer bald ebenso verhaßt gemacht hatte, wie durch mancherlei

Abb. 35. Die Mauer des rätischen Limes bei Ellingen-Kalldorf. (Zu Seite 58.)



Die wechselnden Rheinläufe unterhalb Vetera. (Zu Seite 43.)

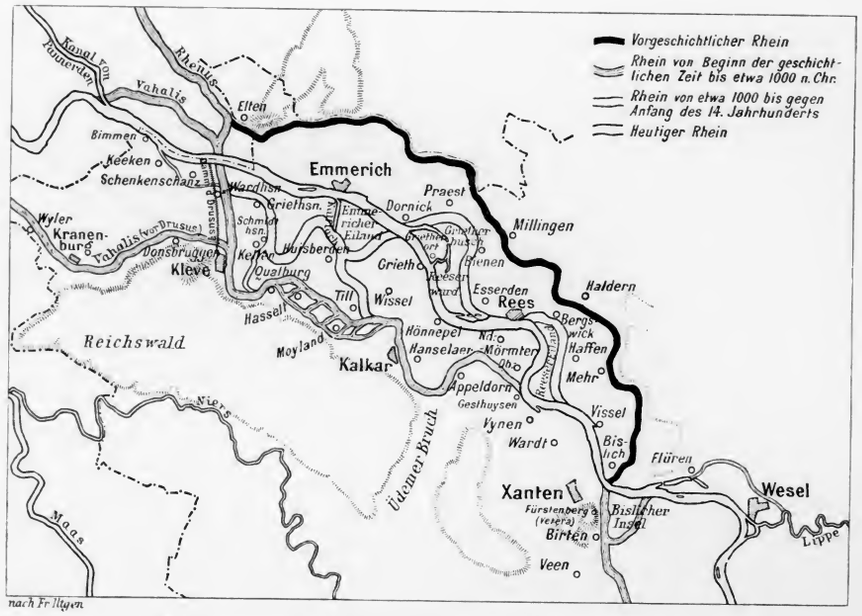
der oberrheinischen Legionen Verginius Rufus zog mit seinem aus den niederrheinischen Legionen noch verstärkten Heer gegen Vindex zu Felde, aber vor Vesontio kam seine Treue zu Nero ins Wanken, und wider den Willen ihres Führers, der sich mit dem Empörer verständigt hatte, besiegten die Legionen die Truppen des Vindex in blutigem Kampf, dessen Ausgang den Vindex zum Selbstmord trieb. Daß aber die Legionen auch nicht die Treue zu Nero zum Kampf geführt hatte, sondern nur die Abneigung gegen den Gallier und gegen seinen Kaiserkandidaten Galba, das zeigte sich, als sie nach dem Sieg ihren Legaten zum Kaiser ausriefen. Aber Verginius Rufus wies die gefährliche Ehre zurück, wie es heißt um seiner bescheidenen Herkunft willen, vielleicht auch als überzeugter Anhänger des Freistaats, zu dem er sich freilich vor seinen nicht dem Princeps, wohl aber dem Principat anhängenden Soldaten schwerlich bekannte, aber in der uns durch den jüngeren Plinius aufbewahrten Inschrift seines Grabsteins wohl bekennen wollte:

„Hic situs est Rufus pulso qui Vindice quondam
Imperium asseruit non sibi sed patriae."

Cornelius Tacitus, der als Konsul dem Verginius fast dreißig Jahr nach jenem Höhepunkt seines Lebens die Leichenrede hielt, wird mit Sympathie das Verhalten des Mannes gewürdigt und die Worte der Grabschrift verstanden haben. Dem Plinius erschien es als der Gipfel des Glücks, nach einem an Ehren reichen Leben von so beredtem Mund gepriesen zu werden.

Die rheinischen Legionen aber wollten ihren Kaiser haben, und da der Legat der einen Armee sich ihnen versagte, erhoben die Legionen am Niederrhein ihren Legaten Aulus Vitellius auf den Schild und fanden bald für ihn auch die Zustimmung ihrer Kameraden vom Oberrhein; das um so eher, als der von den spanischen Legionen zum Kaiser ausgerufene Galba sich durch die Beseitigung des Verginius, an dessen Stelle der unfähige Hordeonius Flaccus trat, und durch die Begünstigung der Anhänger des Vindex bei dem rheinischen Heer bald ebenso verhaßt gemacht hatte, wie durch mancherlei

Abb. 35. Die Mauer des rätischen Limes bei Ellingen-Kalldorf. (Zu Seite 58.)



Die wechselnden Rheinläufe unterhalb Vetera. (Zu Seite 43.)

Abb. 36. Traianus.
(Zu Seite 64.)

Mißgriffe, gutgemeinte und schlechtgemachte Reformen in der Hauptstadt selbst.

Das Ende Galbas (Abb. 25), der Kampf zwischen Otho und Vitellius (Abb. 26), das Aufkommen Vespasians (Abb. 27) ist hier nicht zu erzählen. Aber das Schicksal der Rheinlande ist mit dem Kampf um den Thron verflochten. Das Schicksal der Rheinlande ist Schicksal und Schuld der rheinischen Legionen. Diese hatten den Vitellius erhoben, hatten im heißen Kampf für ihn entschieden. Nun suchte der neue Gegner, der dem Kaiser des Rheinheers im Osten erstand, die Stellung seines Rivalen gerade von der Seite, von der jener ausgegangen war, zu erschüttern: es war ein bedenklicher Plan, durch die Erregung eines germanischen Aufstands die Legionen des Vitellius am Rhein festzuhalten oder dahin zurückzurufen. Aber Vespasian scheint das weite Gewissen zu solchem Beginnen gehabt zu haben. Der Geschichtsschreiber der flavischen Zeit freilich, auf den die ausführliche, allein uns erhaltene Erzählung des Tacitus in den „Historien" zurückgeht, wiederum der ältere Plinius, will dem Kaiser selbst die Schuld ersparen und bürdet sie lieber dem Feldherrn des Vespasian Antonius Primus und dem Legaten des Rheinheers Hordeonius Flaccus auf, wie jenem auch die Verantwortung für die Plünderung von Cremona: die Ungnade, in der der einst mächtige Mann sein Leben beschloß, konnte als Beweis dafür gelten, wie fern der Kaiser selbst dem stand, was man seiner Partei nicht ohne Grund vorwarf. Wie dem auch sei: als Boten Vespasians kamen die Abgesandten des Antonius zu dem Bataver Civilis und fanden bei ihm ein williges Ohr. Er wußte seine Bataver und ihre nächsten Nachbarn zu gewinnen, forderte auch die im römischen Heer stehenden Landsleute zum Anschluß auf, und der erste kleine Erfolg verschaffte ihm die Bundesgenossenschaft zahlreicher Germanenstämme des rechten Rheinufers.

Die Gefahr war um so größer, als die Legionare, die Vitellius nach Italien geführt hatte, nur durch Rekruten und nicht in voller Zahl ersetzt waren. Sieben Legionen standen noch am Rhein — von den vier des unteren Heeres zwei in Vetera, je eine in Neuß und Bonn, von den drei des oberen zwei in Mainz, eine in dem fernen Windisch — aber es waren nicht volle und nicht die alten Legionen. Die Nebenbuhlerschaft und der rasche Wechsel der Kaiser mußte auf Treue und Mannszucht verderblich wirken, aber vielleicht hätten doch jene alten Legionen nicht die unerhörte Schmach auf sich geladen, die eines der dunkelsten Blätter in der Geschichte des römischen Heeres ist.

Ganz anders aber als zu einem rechtschaffenen Germanenkrieg standen auch von vornherein die Legionen zu einem Kampf, der, im Bundesgenossenland entfacht, sofort in die Reihen der „Bundesgenossen" des Heeres getragen werden mußte. So wurde die Bewegung zu einem „Krieg der Soldaten zweiter Klasse gegen die der ersten" und vereinigte mit der Gefahr des auswärtigen Kriegs die Gefahr und Erbitterung eines inneren Kriegs und das Widerliche der Meuterei. Schon bevor Civilis zum Abfall von Vitellius aufrief, hatten acht Bataverkohorten von der vierzehnten Legion, mit der sie früher am oberen Rhein gestanden, dann in Britannien ruhmvoll gefochten hatten, sich in Unfrieden getrennt. Während die Legion dem Nero anhing, dann für Otho kämpfte, verweigerten die Bataverkohorten zuerst dem Galba den Gehorsam, der sie nach Britannien zurückschicken wollte, schlossen sich dann zögernd dem Vitellius an. Bei Betriacum standen die Auxiliarkohorten und die vierzehnte Legion einander gegenüber, und nach dem Sieg sollten die Bataver ihre einstigen Kameraden nach Britannien geleiten. Kein Wunder, daß es dabei zu Reibereien und bald auch zu Tätlichkeiten kam. Es war das rechte Vorspiel der folgenden Kämpfe.

Aber der ausgezeichnete Gewährsmann, dem des Tacitus Kriegsbericht im vierten und fünften Buch der „Historien" seine bei dem „unmilitärischsten aller Schriftsteller" ungewöhnliche sach- und ortskundige Anschaulichkeit verdankt, ohne Zweifel Plinius, und gewiß nicht bloß zufällig noch ein anderer hervorragender Offizier der Flavierzeit,

Frontinus, sprechen lieber von einem „Germanenkrieg“, als dessen Grund der Freiheitsdrang der Bataver erscheint, und bereiten die Auffassung vor, die dann Schiller zu der wohl mehr täuschenden als treffenden Vergleichung mit dem „Abfall der vereinigten Niederlande“ geführt hat.

Vielleicht wird manchem Leser die folgende Erzählung des Batаverkriegs im Verhältnis zu seiner Bedeutung allzu ausführlich scheinen, zumal sie doch nichts anderes sein kann als eine Nacherzählung des Taciteischen Berichts. Aber eine stärkere Kürzung dieses einzigen uns erhaltenen wirklich anschaulichen Berichts aus der Zeit der Germanenkriege hätte seinen ganzen Reiz und Wert zerstört, und so möge der Leser, der diese Seiten nicht überschlägt, sie dadurch gerechtfertigt finden, daß diese Erzählung über die Bedeutung der Ereignisse hinaus wichtig für uns ist — nicht zuletzt als Probe von dem, was uns mit dem großen Werk des Plinius über die Germanenkriege verloren gegangen ist.

Gerade die Bataver hatten sich eigentlich am wenigsten über den Druck der römischen Herrschaft zu beklagen. Freiwillig, wie es scheint, hatten sie sich dem Drusus unterworfen und seitdem als Bundesgenossen und im Dienst Roms eine ehrenvolle Rolle gespielt. Steuern brauchten sie nicht zu zahlen, und der starken Heranziehung zum Kriegsdienst kam des Volkes kriegerischer Sinn entgegen. Fast nur auf Andeutungen der zum Abfall aufrufenden Rede des Civilis konnte Schiller sich berufen, wenn er die Bataver gleich ihren Enkeln „von habsüchtigen Satrapen mißhandelt“ nennt. Mögen immerhin manche Willkürhandlungen römischer Machthaber das Volk erbittert haben, an solchen wird es weder vorher noch nachher gefehlt haben; und ohne den Anstoß, den persönliche Motive und die offene oder versteckte Aufforderung von römischer Seite einem ehrgeizigen Manne gaben, würde es zu dem Aufstand schwerlich gekommen sein. „Dort wie hier,“ sagt wiederum Schiller, „waffnet Privathaß die Nation; ein einziger Mensch, für seine Zeit geboren, deckt ihr das gefährliche Geheimnis ihrer Kräfte auf und bringt ihren stummen Gram zu einer blutigen Erklärung.“

Der Mann war Julius Claudius Civilis — schon durch seinen Namen ein Zeuge des willigen Bundes mit Rom. Anführer einer Kohorte seiner Landsleute, deren Vorrecht es war, nur Offizieren ihres Stammes zu gehorchen, war er in Neros Tagen von dem Legaten des unteren Rheinheers, Fonteius Capito, mit Unrecht, nach Tacitus' Aussage wenigstens, der Untreue verdächtigt, unter Anklage gestellt und in Ketten nach Rom geschickt worden, während sein Bruder gar auf die gleiche Anklage hin den Tod fand. Von Galba dann freigelassen, war er oder schien er später beteiligt an der Ermordung des Fonteius Capito und wurde nach der Erhebung des Vitellius durch die Forderung der Soldaten von neuem dem Tode nahegebracht. Andere wurden damals geopfert, Civilis wurde verschont aus Furcht vor dem Eindruck, den der Tod des angesehenen Mannes bei seinem Stamme machen würde. Aber der zweimal so dem Tod mit knapper Not Entronnene mochte lieber im Kampf um die Freiheit seines Volks als im Dienst Roms in Zukunft sein Leben aufs Spiel setzen. Dazu mochte seinen Ehrgeiz das Beispiel des Vindex locken, und dem stolzen Bewußtsein batavischer Kriegstüchtigkeit durfte das Schicksal des Galliers ausgeschlossen erscheinen.

So ruft er seine Landsleute, ruft die Nachbarn zum Abfall, schickt Boten zu den in der Ferne stehenden Batаverkohorten. Canninefaten und Friesen brechen zuerst los. Zwei Kohortenlager werden überfallen, erobert, geplündert. Die überraschten Präfekten decken selbst die Kastelle in Brand, an deren Verteidigung sie angesichts des Schicksals ster beiden Standlager verzweifeln. Alle Truppen werden im oberen Teil der Batаverinsel zusammengezogen.

Mit dreister Verstellung macht Civilis sich anheischig, den Canninefatenaufstand zu unterdrücken, heißt jene anderen Kohortenführer in ihre Winterlager zurückkehren. Lange aber kann es nicht mehr verborgen bleiben, wer die Seele des Aufruhrs ist, daß hinter den Canninefaten Friesen und Bataver stehen. In offenem Kampf tritt schließlich Civilis an der Spitze seiner Landsleute und ihrer Verbündeten den römischen Truppen entgegen. Unweit des Rheins und auf dem Strom selbst kommt es zur Schlacht,

Abb. 37. Porta Praetoria des römischen Kastells von Regensburg. (Zu Seite 73 u. 80.)

die dort wie hier der Verrat der römischen Auxilia germanischen Stammes zugunsten der Empörer entscheidet. Dem Sieger bieten die Germanen des rechten Rheinufers freiwillig ihren Beistand an; seiner Aufforderung schenken die Gallier ein geneigtes Ohr. An das Schicksal des Varus läßt Tacitus ihn erinnern, durch das Germanien von der Knechtschaft befreit worden sei; und jetzt sei kein Augustus der Gegner, sondern nur ein Vitellius, ja nicht einmal dieser; denn da Vitellius und Vespasianus sich um die Herrschaft stritten, sei es um so leichter, beider Herrschaft abzuschütteln.

Frontinus, sprechen lieber von einem „Germanenkrieg“, als dessen Grund der Freiheitsdrang der Bataver erscheint, und bereiten die Auffassung vor, die dann Schiller zu der wohl mehr täuschenden als treffenden Vergleichung mit dem „Abfall der vereinigten Niederlande“ geführt hat.

Vielleicht wird manchem Leser die folgende Erzählung des Batavekriegs im Verhältnis zu seiner Bedeutung allzu ausführlich scheinen, zumal sie doch nichts anderes sein kann als eine Nacherzählung des Taciteischen Berichts. Aber eine stärkere Kürzung dieses einzigen uns erhaltenen wirklich anschaulichen Berichts aus der Zeit der Germanenkriege hätte seinen ganzen Reiz und Wert zerstört, und so möge der Leser, der diese Seiten nicht überschlägt, sie dadurch gerechtfertigt finden, daß diese Erzählung über die Bedeutung der Ereignisse hinaus wichtig für uns ist — nicht zuletzt als Probe von dem, was uns mit dem großen Werk des Plinius über die Germanenkriege verloren gegangen ist.

Gerade die Bataver hatten sich eigentlich am wenigsten über den Druck der römischen Herrschaft zu beklagen. Freiwillig, wie es scheint, hatten sie sich dem Drusus unterworfen und seitdem als Bundesgenossen und im Dienst Roms eine ehrenvolle Rolle gespielt. Steuern brauchten sie nicht zu zahlen, und der starken Heranziehung zum Kriegsdienst kam des Volkes kriegerischer Sinn entgegen. Fast nur auf Andeutungen der zum Abfall aufrufenden Rede des Civilis konnte Schiller sich berufen, wenn er die Bataver gleich ihren Enkeln „von habsüchtigen Satrapen mißhandelt“ nennt. Mögen immerhin manche Willkürhandlungen römischer Machthaber das Volk erbittert haben, an solchen wird es weder vorher noch nachher gefehlt haben; und ohne den Anstoß, den persönliche Motive und die offene oder versteckte Aufforderung von römischer Seite einem ehrgeizigen Manne gaben, würde es zu dem Aufstand schwerlich gekommen sein. „Dort wie hier,“ sagt wiederum Schiller, „waffnet Privathaß die Nation; ein einziger Mensch, für seine Zeit geboren, deckt ihr das gefährliche Geheimnis ihrer Kräfte auf und bringt ihren stummen Gram zu einer blutigen Erklärung.“

Der Mann war Julius Claudius Civilis — schon durch seinen Namen ein Zeuge des willigen Bundes mit Rom. Anführer einer Kohorte seiner Landsleute, deren Vorrecht es war, nur Offizieren ihres Stammes zu gehorchen, war er in Neros Tagen von dem Legaten des unteren Rheinheers, Fonteius Capito, mit Unrecht, nach Tacitus' Aussage wenigstens, der Untreue verdächtigt, unter Anklage gestellt und in Ketten nach Rom geschickt worden, während sein Bruder gar auf die gleiche Anklage hin den Tod fand. Von Galba dann freigelassen, war er oder schien er später beteiligt an der Ermordung des Fonteius Capito und wurde nach der Erhebung des Vitellius durch die Forderung der Soldaten von neuem dem Tode nahegebracht. Andere wurden damals geopfert, Civilis wurde verschont aus Furcht vor dem Eindruck, den der Tod des angesehenen Mannes bei seinem Stamme machen würde. Aber der zweimal so dem Tod mit knapper Not Entronnene mochte lieber im Kampf um die Freiheit seines Volks als im Dienst Roms in Zukunft sein Leben aufs Spiel setzen. Dazu mochte seinen Ehrgeiz das Beispiel des Vindex locken, und dem stolzen Bewußtsein batavischer Kriegstüchtigkeit durfte das Schicksal des Galliers ausgeschlossen erscheinen.

So ruft er seine Landsleute, ruft die Nachbarn zum Abfall, schickt Boten zu den in der Ferne stehenden Batavekohorten. Canninefaten und Friesen brechen zuerst los. Zwei Kohortenlager werden überfallen, erobert, geplündert. Die überraschten Präfekten decken selbst die Kastelle in Brand, an deren Verteidigung sie angesichts des Schicksals ster beiden Standlager verzweifeln. Alle Truppen werden im oberen Teil der Batavereinsel zusammengezogen.

Mit dreister Verstellung macht Civilis sich anheischig, den Canninefatenaufstand zu unterdrücken, heißt jene anderen Kohortenführer in ihre Winterlager zurückkehren. Lange aber kann es nicht mehr verborgen bleiben, wer die Seele des Aufruhrs ist, daß hinter den Canninefaten Friesen und Bataver stehen. In offenem Kampf tritt schließlich Civilis an der Spitze seiner Landsleute und ihrer Verbündeten den römischen Truppen entgegen. Unweit des Rheins und auf dem Strom selbst kommt es zur Schlacht,

Abb. 37. Porta Praetoria des römischen Kastells von Regensburg. (Zu Seite 73 u. 80.)

die dort wie hier der Verrat der römischen Auxilia germanischen Stammes zugunsten der Empörer entscheidet. Dem Sieger bieten die Germanen des rechten Rheinufers freiwillig ihren Beistand an; seiner Aufforderung schenken die Gallier ein geneigtes Ohr. An das Schicksal des Varus läßt Tacitus ihn erinnern, durch das Germanien von der Knechtschaft befreit worden sei; und jetzt sei kein Augustus der Gegner, sondern nur ein Vitellius, ja nicht einmal dieser; denn da Vitellius und Vespasianus sich um die Herrschaft stritten, sei es um so leichter, beider Herrschaft abzuschütteln.

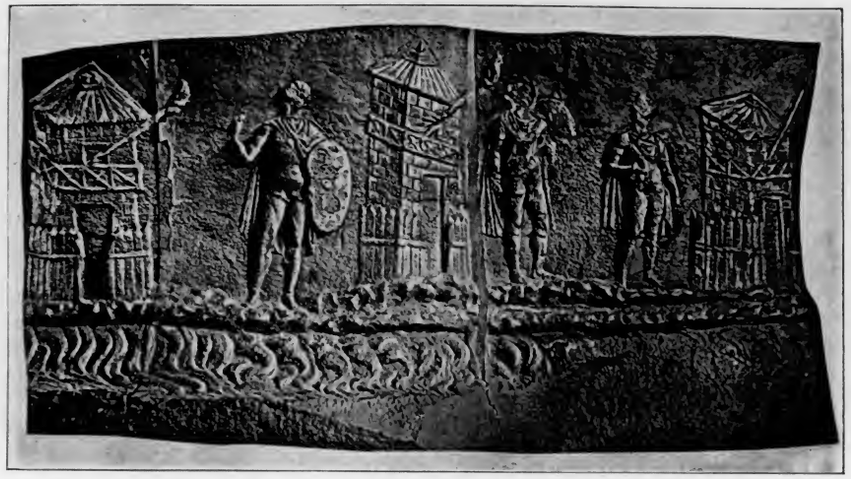


Abb. 38. Die Donaugrenze zur Zeit Trajans.
Nach: Cichorius, „Die Reliefs der Trajanssäule", Verlag von Georg Reimer in Berlin. (Zu Seite 73.)

Hordeonius Flaccus, der Aufgabe eines Kommandanten beider Rheinheere selbst in ruhigeren Zeiten nicht gewachsen, schickt zunächst zwei Legionen vom Niederrhein gegen die Empörer aus — zwei Legionen freilich nur dem Namen nach, und durch die Hilfsvölker der Ubier und Treverer und gar der Bataver eher geschwächt als verstärkt. In der Schlacht gehen die batavischen Reiter zu ihren Landsleuten über, Ubier und Treverer ergreifen bald die Flucht; die Legionen sind froh, sich hinter die Wälle von Vetera zurückziehen zu können. Aber Flaccus sollte nicht nur durch Befehle aus der Ferne eingreifen haben: in seinem Hauptquartier selbst lagen Bataverkohorten, wie es heißt auf dem Durchmarsche nach Italien. In Mainz erreichte sie des Civilis Botschaft. Gegen den Befehl des Flaccus, der durch abgetrotzte Zugeständnisse nur noch mehr an Ansehen verloren hatte, setzten sie sich in Marsch rheinabwärts, um sich mit ihren Landsleuten zu verbinden. Der General denkt an Gewalt, läßt den Gedanken wieder fallen, läßt sie ziehen; dann wieder schickt er an Herennius Gallus, der mit einer Legion im Lager von Bonn stand, Befehl, den Batavern sich entgegenzuwerfen, er selbst wolle sie im Rücken fassen. Dann widerruft er den Befehl und weist den Gallus an, sie ruhig vorbeizulassen. Die Legionare aber drängten ihren Legaten dazu, die Heranziehenden dennoch anzugreifen. In überlegener Zahl brechen sie aus den Toren des Lagers hervor; aber mit blutigen Köpfen schicken die kampferfahrenen Bataver sie hinter ihre Wälle zurück und ziehen ihres Wegs weiter.

Noch einmal hätte, nach Tacitus, trotz solcher Verstärkung Civilis sich bemüht, durch den Namen Vespasians seine weitergehenden Absichten zu verhüllen, hätte auf diesen Namen die Seinigen verpflichtet und die Legionen von Vetera dazu aufgefordert. Es wird schwer zu glauben, daß der Bataver durch die Abweisung der Legionslegaten überrascht worden sei. Zornig ging er nun mit seinen Batavern, mit Tenkterern und Brukterern zum Angriff vor; weiterer überrheinischer Zuzug stand in Aussicht.

Doch schon jetzt waren beide Ufer des Stromes um Vetera von Germanenscharen besetzt. Der Sturm freilich wird abgeschlagen, obgleich die Wälle des für zwei Legionen bestimmten Lagers von kaum fünftausend Mann verteidigt werden müssen, obgleich selbst Belagerungsmaschinen, von Überläufern und Gefangenen errichtet, gegen die Befestigungen herangeführt werden. Aber eine lange Belagerung konnte man nicht aushalten; denn mit dem Mundvorrat war es schlecht bestellt.

Abb. 39. Die Donaugrenze zur Zeit Marc Aurels. (Zu Seite 73.)

Auf baldigen Entsatz kam alles an. In der Tat sandte denn auch Hordeonius Flaccus den Legaten der zweiundzwanzigsten Legion, Dillius Vocula, mit einem auserlesenen Teil der beiden Mainzer Legionen in Eilmärschen rheinabwärts, entbot Hilfstruppen aus Gallien und weiter her und machte sich sogar selbst, wie es scheint zu Schiff, auf den Weg. Aber die nötige Energie, die von dem alten General, der, wie die Soldaten murrten, vom Bett aus das Kommando führte, schon niemand mehr erwartete, ließ auch der sonst tüchtige Vocula schließlich vermissen, unsicher gemacht vielleicht durch das Mißtrauen und die Widerspenstigkeit der Soldaten. Denn diese hingen dem Vitellius, dem Kaiser ihrer Wahl, an und sahen in Flaccus mit Recht oder Unrecht einen Parteigänger Vespasians. Seine klägliche Schwäche gegen die batavischen Kohorten bestärkte in solchem Verdacht, und die noch kläglicheren Versuche, ihn zu zerstreuen, mußten dem Flaccus den letzten Rest von Ansehen bei der Truppe rauben, ohne ihren Zweck zu erreichen. Es kam soweit, daß Flaccus nicht nur seine Briefe zur Rechtfertigung den Legionaren vorlesen ließ, sondern sogar die an ihn gerichteten Depeschen, bevor sie in seine Hände kamen, im Lager zur Verlesung brachte. Angesichts des Bonner Lagers und bei frischer Erinnerung an die Niederlage der dortigen Legion, die Flaccus leicht hätte verhindern können, mußte der Unwille und Argwohn der Soldaten wachsen, und ein schwächlicher Versuch, einen allzulauten Schreier zum Schweigen zu bringen, hatte den entgegengesetzten Erfolg, bis Vocula andere Saiten aufzog und dadurch den Soldaten soweit imponierte, daß sie unter sein, statt des alten Flaccus Kommando gestellt sein wollten und ihren kommandierenden General nötigten, sich selbst zur Disposition zu stellen.

Aber zu einem raschen Angriff auf die Belagerer von Vetera kam es auch unter Voculas Führung nicht, obgleich nicht weniger die Schwierigkeit der Verpflegung im eigenen Heer und die schwankende Treue der gallischen Hilfsvölker als die Not der Belagerten ein entschiedenes Vorgehen forderte. Auch nach der Vereinigung mit der im Lager von Novaesium (Neuß, Plan S. 35) stehenden sechzehnten Legion fühlte sich Vocula zum Angriff nicht stark genug und schlug einen Tagemarsch vor Vetera, bei Gelduba (Gellep), sein Lager auf, in dem er mit Herennius Gallus, dem Legaten der Bonner Legion, die also auch herangezogen worden war, das Kommando teilte. Während Vocula einen Teil der Truppen ins Gebiet der Cugerner führt, holt sich Gallus im Kampf um ein von den Germanen gekapertes Schiff eine empfindliche Schlappe und verfällt dadurch auch der den Soldaten schon geläufigen Verdächtigung des Verrats. Gefesselt von seinen eigenen Soldaten und mit dem Tode bedroht, sucht Gallus sich durch die Beschuldigung des Hordeonius zu retten; aber erst Vocula verschafft ihm die Freiheit und stellt zum zweitenmal die Disziplin notdürftig wieder her.

Civilis, dem mehr und mehr Germanen zuströmten, griff immer weiter um sich, ließ das Gebiet der Treverer und mit besonderer Erbitterung das der Ubier heimsuchen,

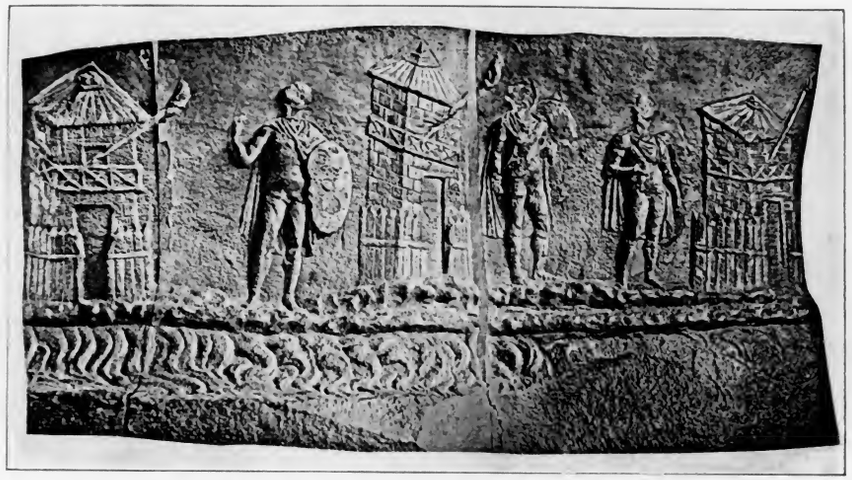


Abb. 38. Die Donaugrenze zur Zeit Trajans.
Nach: Eichorius, „Die Reliefs der Trajanssäule", Verlag von Georg Reimer in Berlin. (Zu Seite 73.)

Hordeonius Flaccus, der Aufgabe eines Kommandanten beider Rheinheere selbst in ruhigeren Zeiten nicht gewachsen, schickt zunächst zwei Legionen vom Niederrhein gegen die Empörer aus — zwei Legionen freilich nur dem Namen nach, und durch die Hilfsvölker der Ubier und Treverer und gar der Bataver eher geschwächt als verstärkt. In der Schlacht gehen die batavischen Reiter zu ihren Landsleuten über, Ubier und Treverer ergreifen bald die Flucht; die Legionen sind froh, sich hinter die Wälle von Vetera zurückziehen zu können. Aber Flaccus sollte nicht nur durch Befehle aus der Ferne einzugreifen haben: in seinem Hauptquartier selbst lagen Batаverkohorten, wie es heißt auf dem Durchmarsche nach Italien. In Mainz erreichte sie des Civilis Botschaft. Gegen den Befehl des Flaccus, der durch abgetrotzte Zugeständnisse nur noch mehr an Ansehen verloren hatte, setzten sie sich in Marsch rheinabwärts, um sich mit ihren Landsleuten zu verbinden. Der General denkt an Gewalt, läßt den Gedanken wieder fallen, läßt sie ziehen; dann wieder schickt er an Herennius Gallus, der mit einer Legion im Lager von Bonn stand, Befehl, den Batavern sich entgegenzuwerfen, er selbst wolle sie im Rücken fassen. Dann widerruft er den Befehl und weist den Gallus an, sie ruhig vorbeizulassen. Die Legionare aber drängten ihren Legaten dazu, die Heranziehenden dennoch anzugreifen. In überlegener Zahl brechen sie aus den Toren des Lagers hervor; aber mit blutigen Köpfen schicken die kampferfahrenen Bataver sie hinter ihre Wälle zurück und ziehen ihres Wegs weiter.

Noch einmal hätte, nach Tacitus, trotz solcher Verstärkung Civilis sich bemüht, durch den Namen Vespasians seine weitergehenden Absichten zu verhüllen, hätte auf diesen Namen die Seinigen verpflichtet und die Legionen von Vetera dazu aufgefordert. Es wird schwer zu glauben, daß der Bataver durch die Abweisung der Legionslegaten überrascht worden sei. Zornig ging er nun mit seinen Batavern, mit Tenkterern und Brukterern zum Angriff vor; weiterer überrheinischer Zuzug stand in Aussicht.

Doch schon jetzt waren beide Ufer des Stromes um Vetera von Germanenscharen besetzt. Der Sturm freilich wird abgeschlagen, obgleich die Wälle des für zwei Legionen bestimmten Lagers von kaum fünftausend Mann verteidigt werden müssen, obgleich selbst Belagerungsmaschinen, von Überläufern und Gefangenen errichtet, gegen die Befestigungen herangeführt werden. Aber eine lange Belagerung konnte man nicht aushalten; denn mit dem Mundvorrat war es schlecht bestellt.

Abb. 39. Die Donaugrenze zur Zeit Marc Aurels. (Zu Seite 73.)

Auf baldigen Entsatz kam alles an. In der Tat sandte denn auch Hordeonius Flaccus den Legaten der zweiundzwanzigsten Legion, Dillius Vocula, mit einem auserlesenen Teil der beiden Mainzer Legionen in Eilmärschen rheinabwärts, entbot Hilfstruppen aus Gallien und weiter her und machte sich sogar selbst, wie es scheint zu Schiff, auf den Weg. Aber die nötige Energie, die von dem alten General, der, wie die Soldaten murrten, vom Bett aus das Kommando führte, schon niemand mehr erwartete, ließ auch der sonst tüchtige Vocula schließlich vermissen, unsicher gemacht vielleicht durch das Mißtrauen und die Widerspenstigkeit der Soldaten. Denn diese hingen dem Vitellius, dem Kaiser ihrer Wahl, an und sahen in Flaccus mit Recht oder Unrecht einen Parteigänger Vespasians. Seine klägliche Schwäche gegen die batavischen Kohorten bestärkte in solchem Verdacht, und die noch kläglicheren Versuche, ihn zu zerstreuen, mußten dem Flaccus den letzten Rest von Ansehen bei der Truppe rauben, ohne ihren Zweck zu erreichen. Es kam soweit, daß Flaccus nicht nur seine Briefe zur Rechtfertigung den Legionaren vorlesen ließ, sondern sogar die an ihn gerichteten Depeschen, bevor sie in seine Hände kamen, im Lager zur Verlesung brachte. Angesichts des Bonner Lagers und bei frischer Erinnerung an die Niederlage der dortigen Legion, die Flaccus leicht hätte verhindern können, mußte der Unwille und Argwohn der Soldaten wachsen, und ein schwächlicher Versuch, einen allzulauten Schreier zum Schweigen zu bringen, hatte den entgegengesetzten Erfolg, bis Vocula andere Saiten aufzog und dadurch den Soldaten soweit imponierte, daß sie unter sein, statt des alten Flaccus Kommando gestellt sein wollten und ihren kommandierenden General nötigten, sich selbst zur Disposition zu stellen.

Aber zu einem raschen Angriff auf die Belagerer von Vetera kam es auch unter Voculas Führung nicht, obgleich nicht weniger die Schwierigkeit der Verpflegung im eigenen Heer und die schwankende Treue der gallischen Hilfsvölker als die Not der Belagerten ein entschiedenes Vorgehen forderte. Auch nach der Vereinigung mit der im Lager von Novaesium (Neuß, Plan S. 35) stehenden sechzehnten Legion fühlte sich Vocula zum Angriff nicht stark genug und schlug einen Tagemarsch vor Vetera, bei Gelduba (Gellep), sein Lager auf, in dem er mit Herennius Gallus, dem Legaten der Bonner Legion, die also auch herangezogen worden war, das Kommando teilte. Während Vocula einen Teil der Truppen ins Gebiet der Cugerner führt, holt sich Gallus im Kampf um ein von den Germanen gekapertes Schiff eine empfindliche Schlappe und verfällt dadurch auch der den Soldaten schon geläufigen Verdächtigung des Verrats. Gefesselt von seinen eigenen Soldaten und mit dem Tode bedroht, sucht Gallus sich durch die Beschuldigung des Hordeonius zu retten; aber erst Vocula verschafft ihm die Freiheit und stellt zum zweitenmal die Disziplin notdürftig wieder her.

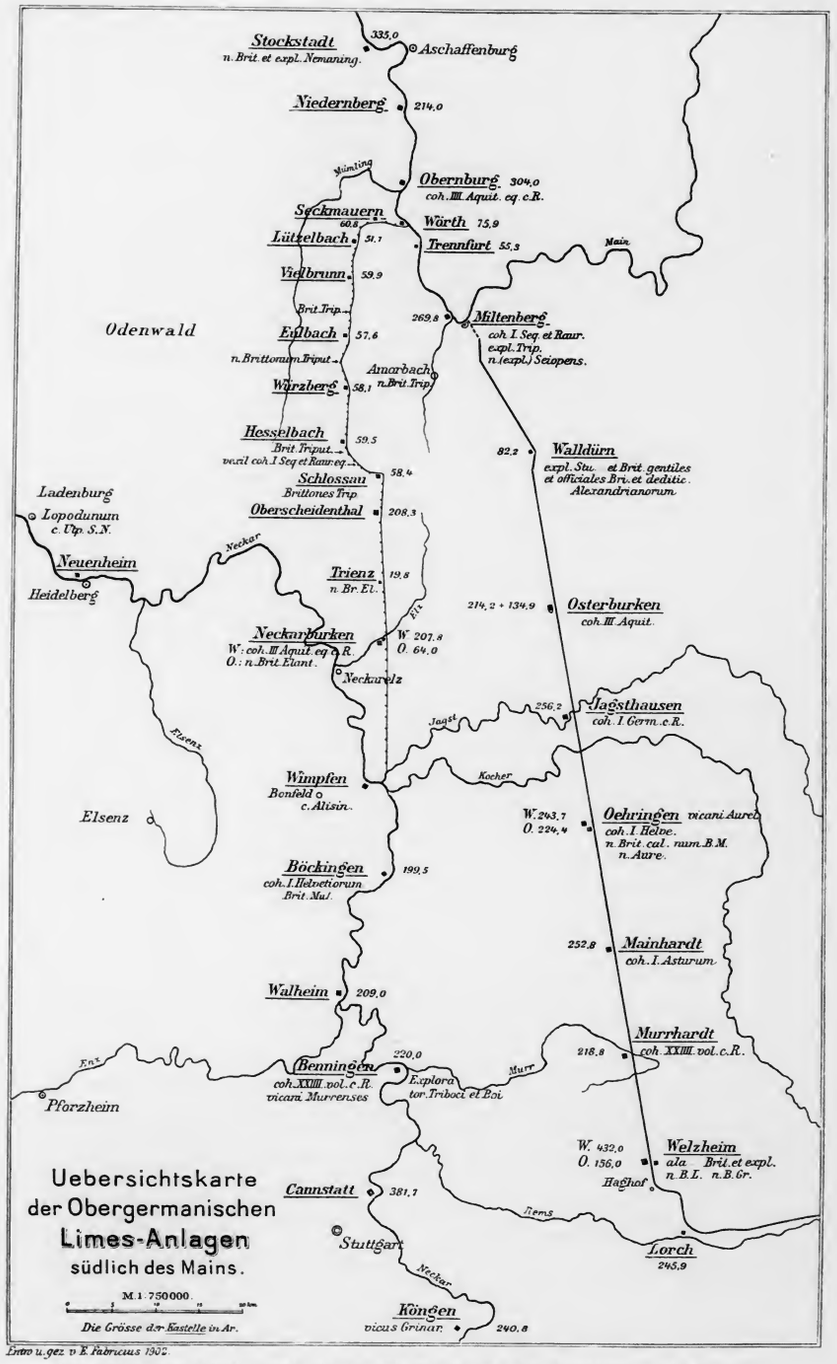
Civilis, dem mehr und mehr Germanen zuströmten, griff immer weiter um sich, ließ das Gebiet der Treverer und mit besonderer Erbitterung das der Ubier heimsuchen,

sandte Germanenscharen über die Maas hinaus zu Menapiern und Morinern. Gleichzeitig überschritten Chatten, Usipeter und Mattiaker den Mittelrhein und schickten sich an, das nur noch schwach besetzte Mainz zu belagern. Die Gefahr wuchs ringsum. Aber die Besatzung von Vetera hielt aus. Tacitus schildert uns, wie das Ungestüm der Germanen an den Wällen des Lagers sich bricht, wie Civilis wieder von den vergeblichen Sturmversuchen zu der geduldigen Belagerung übergeht.

Als nun die Kunde von des Vitellius Niederlage an den Rhein kam, und gleichgültig die gallischen Hilfstruppen, widerwillig die Legionen sich auf Vespasians Namen verpflichten ließen, erging an Civilis die Aufforderung, vom Kriege abzulassen, da die Sache Vespasians, die er zu verfechten vorgegeben, ja gesiegt habe. Da zeigte es sich aber, daß der Bataver nicht nur oder nicht mehr, wie er hatte scheinen wollen, ein Parteigänger Vespasians war. Wäre er auch früher es gewesen: jetzt war ein Krieg entfesselt, den zu beschwören nicht in seiner Macht lag, und der bisherige Erfolg und die Ausbreitung der Bewegung über Galliens Gaue, gewiß auch die Kenntnis von dem Zustand des römischen Heers ließen die Aussicht auf glänzendere Siege weit größer erscheinen als die Gefahr einer Niederlage.

Da sich die Römer an die Belagerer von Vetera nicht heranwagen, läßt Civilis sie in ihrem Lager aufsuchen. Die kriegserprobten Batavercohorten und die Kerntruppen der Germanen sondern sich von dem Belagerungsheer ab, erobern im Vorbeiziehen das Alenlager von Asciburgium und brechen unversehens ins Lager von Gelduba ein. Vocula wird völlig überrascht. Ein ordnungsloser, blutiger Kampf, mehr ein Gemetzel als eine Schlacht zu nennen, erfüllt das Lager. Vernichtend wäre die Niederlage geworden, wenn nicht plötzlich im Rücken der Germanen den Überfallenen Hilfe erschienen wäre, nach der Meinung der Bataver die ganze Garnison von Novaesium oder gar von Mogontiacum, in Wahrheit nur zwei zufällig eben eintreffende spanische Kohorten. So werden die Germanen aus dem Lager herausgeworfen; aber nur zögernd folgt Vocula, der bei entschiedener Verfolgung des aus der Niederlage erwachsenen Siegs die Kette der Belagerer von Vetera hätte durchbrechen können. Nun drang zwar die Kunde von dem Erfolg und dem Nahen der Helfer auch hinter die Wälle des Lagers und strafte den Civilis Lügen, der durch die Schaustellung der Trophäen des vorangegangenen Siegs den Mut der Belagerten hatte brechen wollen. Aber als Vocula endlich vor Vetera erschien, mußten die Soldaten den Zögernden erst zum Angriff zwingen, dessen Verlauf freilich beinahe dem Feldherrn, der erst ein Lager aufschlagen und die Truppen ausruhen lassen wollte, recht gegeben hätte. Schließlich reichte dennoch das Entsatzheer den Belagerten die Hand, und als diese aus allen Toren hervorbrachen, als vollends Civilis durch einen Sturz mit dem Pferde den Blicken der Seinen entschwand und für verloren galt, da wandten die Germanen, von zwei Seiten bedrängt, und, wie sie meinten, des Führers beraubt, sich zur Flucht. Wieder ließ es Vocula an der Verfolgung des Sieges fehlen und verlor die Zeit mit der Verstärkung der Wälle und Türme des Lagers, als ob er dem Sieg selbst nicht traute und eine neue Belagerung erwartete. Da blieb diese denn auch nicht aus und fand die Feste eher schlechter als besser gerüstet. Noch beherrschten die Germanen den Strom, und die Zufuhr von Novaesium her war manchen Gefahren ausgesetzt. Den ersten Proviantzug ließ Civilis unbelästigt ziehen, da er sich von der Niederlage noch nicht erholt hatte, den zweiten aber griff er schon auf dem Auszug an. Zum Schutz der beladen zurückkehrenden Wagen zog Vocula einen guten Teil der Legionen von Vetera an sich, und während die Zurückbleibenden, bald von neuem belagert, sich geschwächt sahen und verraten meinten, weigerten die Ausgezogenen — dazu noch in größerer Zahl als befohlen war ausgezogen — sich der Rückkehr. Vocula geht erst auf Gelduba (Gellep), dann auf Novaesium zurück. Auch dorthin folgen die Reiter des Civilis. Im Mißerfolg wächst der Trotz der Legionen. Ungestüm fordern sie das Geldgeschenk des Vitellius, dessen Eintreffen bekannt geworden war. Hordeonius

Abb. 40. Hadrian.
(Zu Seite 66 u. ff.)



Der obergermanische Limes südlich des Mains mit der Verteilung der Truppen.
Nach Fabricius. (Zu Seite 56 f. u. 74 f.)

gewährt es im Namen Vespasians. Dadurch wird die Erbitterung von neuem angefacht; denn nur mit den Lippen hatten sie sich zu Vespasian bekannt, zum Teil beim Eid den Namen mit trotzigem Murmeln oder Schweigen übergangen; die Anhänglichkeit an Vitellius war nun durch dessen Freigebigkeit von neuem belebt worden. Bei nächtlicher Feier, zu der das Donativ Anlaß gab, erhitzen sich die Gemüter noch mehr. Schließlich wird Hordeonius aus dem Bett gerissen, ermordet. Kaum entgeht Vocula, in Sklavenkleidern aus dem Lager entweichend, dem gleichen Geschick. Aber Zwietracht folgte auf das Verbrechen und wuchs in schlecht bestandenen Kämpfen gegen Civilis. Schließlich sagten sich die Legionen des oberen Heers von den anderen los, riefen den Vocula zurück, ließen sich von ihm von neuem auf Vespasians Namen vereidigen und zum Entsatz von Mainz rheinaufwärts führen. Vielleicht war die Kunde von dem Angriff auf Mainz den Legionen wie dem Legaten ein erwünschter Anlaß, den Schauplatz ruhmloser Kämpfe, schmachvoller Ereignisse zu verlassen.

Des Vitellius Bilder waren noch eben in den Rheinlagern und in belgischen Gemeinden wiederhergestellt worden, als der Kaiser schon nicht mehr am Leben war. Als dann die Nachricht von seinem Tod auch am Rhein sich verbreitete, seine Anhänger ihres Eides entband und ihnen diesen Vorwand des Widerstrebens raubte, hätte der Zwist in den rheinischen Legionen ein Ende finden, hätte auch Civilis die Waffen niederlegen können. Statt dessen ward, nach des Tacitus Wort, der Krieg „verdoppelt“. Der Treue gegen Vitellius konnte der Tod ein Ziel setzen, nicht der Abneigung gegen Vespasian. Dem Civilis aber war, wie wir schon sahen, die Bewegung längst über den Kopf gewachsen, gewann gerade damals gewaltig an Boden unter den Galliern. Von arger Bedrängnis römischer Heere auch an den anderen Grenzen des Reiches wollte man wissen; der Brand des Capitols galt als ein Vorzeichen schlimmster Bedeutung. Zwei Treverer, der eine, Classicus mit Namen, Präfekt einer Ala, der andere, Julius Tutor, von Vitellius zum Präfekten des Rheinufers — heißt das zum Kommandanten des Rheinheers? — ernannt, dazu der Lingone Julius Sabinus, der von dem großen Julius Cäsar abzustammen prahlte, waren mit Civilis in Verbindung getreten. Von ihnen gingen Boten aus zu allen Galliern. Aber die römischen Legionen selbst hoffte man zu Bundesgenossen zu gewinnen: so war der Ruf der Mörder des Hordeonius. Vocula, der bald zum Niederrhein hatte zurückkehren können, da er die Belagerung von Mainz bereits aufgehoben fand, war von Verrat rings umgeben. Er wußte es, aber er harrte männlich aus. Vergebens waren die Drohungen, durch die er Classicus und Tutor im letzten Augenblick noch einzuschüchtern suchte, vergebens die Worte, durch die er die Soldaten zu Eid und Pflicht zurückrief. Das Lager von Neuß sah den zweiten, den dunkelsten Tag der Schmach des Heeres: ein Legionar war es, der auf des Galliers Geheiß den Legaten erschlug, und Roms Legionen leisteten den Eid dem „gallischen Reich“.

Auch im Lager von Mainz bahnte Meuterei und Mord den Legionen den Weg zu dem schmählichen Treueid: Wer mochte es da den hungernden Verteidigern von Vetera verargen, wenn sie sich durch denselben Eid die Freiheit zu erkaufen suchten! Das nackte Leben und die Schande nahmen sie mit hinaus. Aber draußen wurden sie trotz der Kapitulation von den Germanen überfallen und fielen im Kampf oder flüchteten zurück ins Lager, um dort in den Flammen umzukommen. Denn ins Lager von Vetera zu allererst flog die Brandfackel, die alle römischen Lagerfesten mit Ausnahme von Mainz und Windisch zerstören sollte.

Abb. 41. Marc Aurel. (Zu Seite 80.)

Während die Legionen von Neuß und Bonn, Gefangenen gleich und trotz ihres Eids nicht einmal dieses Schicksals sicher, gen Trier zogen, wurden andere Gefangene als Geschenke der Seherin Veleda im Bructererlande zugeführt, jene den Galliern, diese den Germanen ein Schauspiel. Der Römer Schicksal droht die Römerfreunde mit sich zu reißen: kaum gelingt es den Ubiern mit kluger Rede und mit Geschenken an Veleda und Civilis ihre Stadt, die den überrheinischen Germanen vor allem verhaßt ist, vor der Zerstörung zu bewahren.

Abb. 42. Marc Aurel. Erzstatue auf dem Capitolsplatz in Rom. (Zu Seite 80.)

Civilis' Macht wuchs; der eine der gallischen Empörer aber, Julius Sabinus, der sich zu dem Juliernamen schon den Cäsartitel beilegte, scheiterte gleich beim Angriff auf die Sequaner und fristete, um nur das Leben zu retten, neun Jahre lang ein elendes Dasein in einem unterirdischen Schlupfwinkel. Der kräftige Widerstand der Sequaner rief andere Gallier, vorab die Remer, zur Vernunft; und die schon sich regende Eifersucht der verschiedenen Völkerschaften und die Kunde von gewaltigen Rüstungen der römischen Herren — nicht weniger als sieben Legionen sollten in Bewegung gesetzt sein — beförderten den Umschwung.

gewährt es im Namen Vespasians. Dadurch wird die Erbitterung von neuem angefacht; denn nur mit den Lippen hatten sie sich zu Vespasian bekannt, zum Teil beim Eid den Namen mit trotzigem Murmeln oder Schweigen übergangen; die Anhänglichkeit an Vitellius war nun durch dessen Freigebigkeit von neuem belebt worden. Bei nächtlicher Feier, zu der das Donativ Anlaß gab, erhitzen sich die Gemüter noch mehr. Schließlich wird Hordeonius aus dem Bett gerissen, ermordet. Kaum entgeht Vocula, in Sklavenkleidern aus dem Lager entweichend, dem gleichen Geschick. Aber Zwietracht folgte auf das Verbrechen und wuchs in schlecht bestandenen Kämpfen gegen Civilis. Schließlich sagten sich die Legionen des oberen Heers von den anderen los, riefen den Vocula zurück, ließen sich von ihm von neuem auf Vespasians Namen vereidigen und zum Entsatz von Mainz rheinaufwärts führen. Vielleicht war die Kunde von dem Angriff auf Mainz den Legionen wie dem Legaten ein erwünschter Anlaß, den Schauplatz ruhmloser Kämpfe, schmachvoller Ereignisse zu verlassen.

Des Vitellius Bilder waren noch eben in den Rheinlagern und in belgischen Gemeinden wiederhergestellt worden, als der Kaiser schon nicht mehr am Leben war. Als dann die Nachricht von seinem Tod auch am Rhein sich verbreitete, seine Anhänger ihres Eides entband und ihnen diesen Vorwand des Widerstrebens raubte, hätte der Zwist in den rheinischen Legionen ein Ende finden, hätte auch Civilis die Waffen niederlegen können. Statt dessen ward, nach des Tacitus Wort, der Krieg „verdoppelt“. Der Treue gegen Vitellius konnte der Tod ein Ziel setzen, nicht der Abneigung gegen Vespasian. Dem Civilis aber war, wie wir schon sahen, die Bewegung längst über den Kopf gewachsen, gewann gerade damals gewaltig an Boden unter den Galliern. Von arger Bedrängnis römischer Heere auch an den anderen Grenzen des Reiches wollte man wissen; der Brand des Capitols galt als ein Vorzeichen schlimmster Bedeutung. Zwei Treverer, der eine, Classicus mit Namen, Präfekt einer Ala, der andere, Julius Tutor, von Vitellius zum Präfekten des Rheinufers — heißt das zum Kommandanten des Rheinheers? — ernannt, dazu der Lingone Julius Sabinus, der von dem großen Julius Cäsar abzustammen prahlte, waren mit Civilis in Verbindung getreten. Von ihnen gingen Boten aus zu allen Galliern. Aber die römischen Legionen selbst hoffte man zu Bundesgenossen zu gewinnen: so war der Ruf der Mörder des Hordeonius. Vocula, der bald zum Niederrhein hatte zurückkehren können, da er die Belagerung von Mainz bereits aufgehoben fand, war von Verrat rings umgeben. Er wußte es, aber er harrte männlich aus. Vergebens waren die Drohungen, durch die er Classicus und Tutor im letzten Augenblick noch einzuschüchtern suchte, vergebens die Worte, durch die er die Soldaten zu Eid und Pflicht zurückrief. Das Lager von Neuß sah den zweiten, den dunkelsten Tag der Schmach des Heeres: ein Legionar war es, der auf des Galliers Geheiß den Legaten erschlug, und Roms Legionen leisteten den Eid dem „gallischen Reich“.

Auch im Lager von Mainz bahnte Meuterei und Mord den Legionen den Weg zu dem schmählichen Treueid: Wer mochte es da den hungernden Verteidigern von Vetera verargen, wenn sie sich durch denselben Eid die Freiheit zu erkaufen suchten! Das nackte Leben und die Schande nahmen sie mit hinaus. Aber draußen wurden sie trotz der Kapitulation von den Germanen überfallen und fielen im Kampf oder flüchteten zurück ins Lager, um dort in den Flammen umzukommen. Denn ins Lager von Vetera zu allererst flog die Brandfackel, die alle römischen Lagerfesten mit Ausnahme von Mainz und Windisch zerstören sollte.

Abb. 41. Marc Aurel. (Zu Seite 80.)

Während die Legionen von Neuß und Bonn, Gefangenen gleich und trotz ihres Eids nicht einmal dieses Schicksals sicher, gen Trier zogen, wurden andere Gefangene als Geschenke der Seherin Veleda im Bructererlande zugeführt, jene den Galliern, diese den Germanen ein Schauspiel. Der Römer Schicksal droht die Römerfreunde mit sich zu reißen: kaum gelingt es den Ubiern mit kluger Rede und mit Geschenken an Veleda und Civilis ihre Stadt, die den überrheinischen Germanen vor allem verhaßt ist, vor der Zerstörung zu bewahren.

Abb. 42. Marc Aurel. Erzstatue auf dem Capitolsplatz in Rom. (Zu Seite 80.)

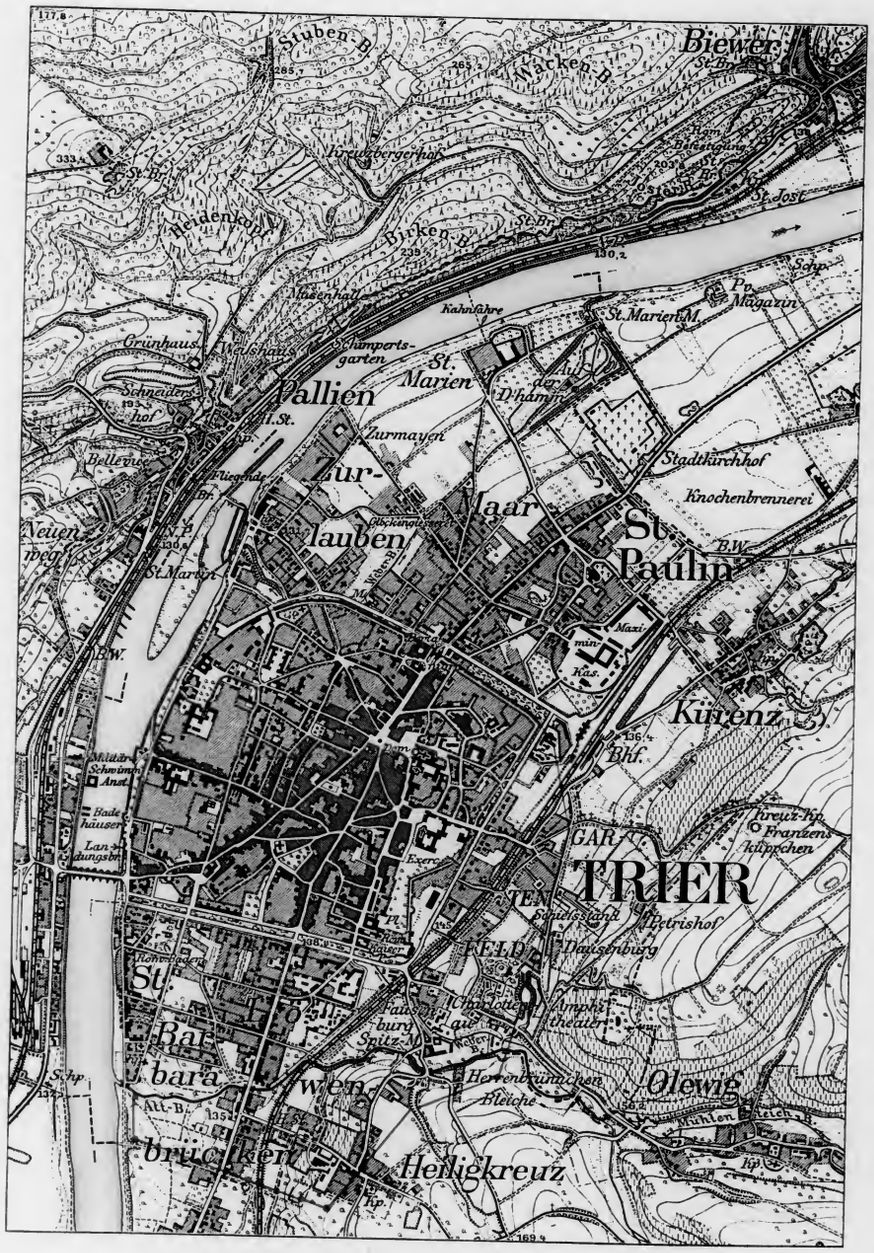
Civilis' Macht wuchs; der eine der gallischen Empörer aber, Julius Sabinus, der sich zu dem Juliernamen schon den Cäsartitel beilegte, scheiterte gleich beim Angriff auf die Sequaner und fristete, um nur das Leben zu retten, neun Jahre lang ein elendes Dasein in einem unterirdischen Schlupfwinkel. Der kräftige Widerstand der Sequaner rief andere Gallier, vorab die Remer, zur Vernunft; und die schon sich regende Eifersucht der verschiedenen Völkerschaften und die Kunde von gewaltigen Rüstungen der römischen Herren — nicht weniger als sieben Legionen sollten in Bewegung gesetzt sein — beförderten den Umschwung.

Dazu keine Einheit in der Führung: Civilis ging seine eigenen Wege, Classicus ergab sich schon trägem Genuß, Tutor ließ es bei dem Versuch, den Anmarsch der Legionen von Süden her zu verhindern, an der nötigen Schnelligkeit fehlen. Als die Legion von Vindonissa herannahte, suchten die Legionare im Heer des Tutor den alten Verrat durch neuen zu sühnen, und die Aufgebote der Triboker, Vangionen, Cäracaten folgten ihrem Beispiel. Auf seine Treverer allein angewiesen, geht Tutor über die Nahe zurück und bricht die Brücke ab. Aber die Römer überschreiten dennoch den Fluß und an der Grenze des Treverergebiets erleidet Tutor eine Niederlage, die den ganzen Gau in Furcht und Aufregung versetzt. Noch einmal gelingt es zwar den Wortführern der Kriegspartei, Tutor und Tullius Valentinus, ihr Volk unter den Waffen zu halten und durch die Ermordung der zwei gefangenen römischen Legionslegaten die Schuld zu mehren und die Hoffnung auf Verzeihung zu mindern. Aber die im Trevererland internierten Legionen von Neuß und Bonn sagen sich nun auch wieder von dem gallischen Reiche los, vereidigen sich selbst auf den Namen Vespasians und ziehen ins Gebiet der an der Empörung nicht beteiligten Mediomatriker.

Um diese Zeit übernahm das Kommando in Mainz Petilius Cerialis, der rechte Mann für die trotz des schon beginnenden Umschwungs noch schwere Aufgabe, von dem schwächlichen Flaccus so verschieden wie möglich — und nötig; nur allzusehr vielleicht sich selbst und den Waffen römischer Heere vertrauend. Er ruft die reuigen Legionen aus dem Land der Mediomatriker ins Trevererland zurück, führt die aus Italien mitgebrachten Truppen mit den verfügbaren der Mainzer Garnison in drei Tagemärschen von Mogontiacum an die Mosel, erstürmt bei Rigodulum (Riol) die Verschanzungen des Valentinus, nimmt ihn selbst gefangen, steht tags darauf in der Hauptstadt der Treverer. Mit kluger Mäßigung weiß er die Colonia Treverorum, die verhaßte Heimat des Classicus und Tutor, vor der Rache seiner Krieger zu schützen, in fester Hand hält er die Zügel der Mannszucht; durch Milde gewinnt er die den Abfall bereuenden Gallier, Verzeihung gewährt er auch den schuldbewußten Legionen: „den Tag ihrer Rückkehr sollten sie als den ersten ihres Kriegsdiensts, als den Tag ihrer Vereidigung ansehen, der vergangenen Missetaten gedenke weder er noch der Kaiser."

Civilis aber und Classicus gedachten der vergangenen Missetaten und waren geneigt, auch in Zukunft auf Verrat ihre Hoffnung zu setzen: den Cerialis sollte die Aussicht auf die Herrschaft über Gallien verführen. Der würdigte solche Zumutung keiner Antwort, ward dadurch wohl nur in seiner Verachtung des Gegners bestärkt, die ihm fast verhängnisvoll geworden wäre. Man warf ihm vor, daß er die Feinde sich vereinigen ließ, die er getrennt hätte vernichten können; ja er hatte nicht einmal Eile mit der Befestigung des Lagers und ließ sein Heer zur Nachtzeit allein, als der Feind schon in bedrohlicher Nähe stand, als ob ein Angriff ausgeschlossen wäre. Civilis freilich wollte den Zuzug der überrheinischen Germanen abwarten, die Gallier aber wiesen auf die heranziehenden Legionen hin und drängten zum Losschlagen. Ihre Meinung siegte, und angegriffen, erstürmt war das Lager schon, als Cerialis, der die Nacht außerhalb, offenbar in der Stadt verbrachte, von dem Angriff erfuhr; besetzt fand er die Moselbrücke, die für ihn der Weg zum Lager war — wäre sie das nicht gewesen, so könnte sie in der Erzählung nicht eine so große Rolle spielen: das römische Lager muß sich also auf dem linken Moselufer befunden haben. Aber Cerialis war der Mann, durch Tapferkeit gut zu machen, was er durch Sorglosigkeit verfehlt hatte. Die Brücke wurde wieder erobert. Den zersplitterten Widerstand im Lager raffte das Kommando des Generals zu kräftigerer Wirkung zusammen. Die 21. Legion konnte zuerst von der Verteidigung zum Angriff übergehen. Mit der Eroberung des feindlichen Lagers endete der Tag, der mit der Erstürmung des römischen begonnen hatte.

Doch nicht an der Mosel konnte der Kampf entschieden werden. Die Ehre der römischen Waffen konnte nur da hergestellt werden, wo sie verloren gegangen war, und Civilis mußte, einmal zurückgeworfen, sich dahin zurückziehen, wo das Land selbst, den Germanen vertraut, den Legionen, zumal den aus der Ferne zugezogenen, fremd, der beste Bundesgenosse war, wo die Erinnerung an frühere Erfolge den Mut seiner Krieger



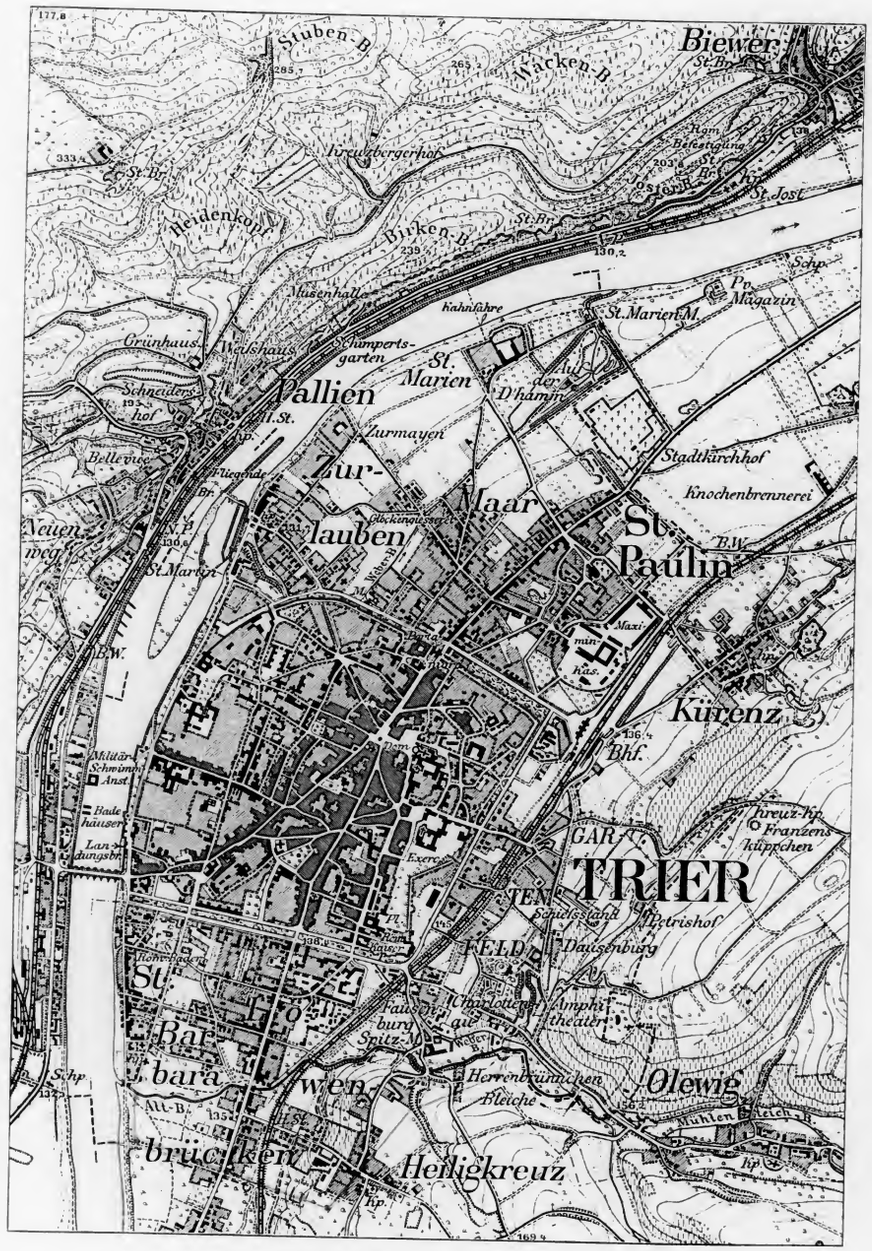
Trier mit Umgebung. (Ausschnitt aus dem Meßtischblatt, 1:25000.)
Die Stadtmauern eingetragen nach der „Westdeutschen Zeitschrift". (Zu Seite 54 u. 90.)

Dazu keine Einheit in der Führung: Civilis ging seine eigenen Wege, Classicus ergab sich schon trägem Genuß, Tutor ließ es bei dem Versuch, den Anmarsch der Legionen von Süden her zu verhindern, an der nötigen Schnelligkeit fehlen. Als die Legion von Vindonissa herannahte, suchten die Legionare im Heer des Tutor den alten Verrat durch neuen zu sühnen, und die Aufgebote der Triboker, Vangionen, Cäracaten folgten ihrem Beispiel. Auf seine Treverer allein angewiesen, geht Tutor über die Nahe zurück und bricht die Brücke ab. Aber die Römer überschreiten dennoch den Fluß und an der Grenze des Treverergebiets erleidet Tutor eine Niederlage, die den ganzen Gau in Furcht und Aufregung versetzt. Noch einmal gelingt es zwar den Wortführern der Kriegspartei, Tutor und Tullius Valentinus, ihr Volk unter den Waffen zu halten und durch die Ermordung der zwei gefangenen römischen Legionslegaten die Schuld zu mehren und die Hoffnung auf Verzeihung zu mindern. Aber die im Trevererland internierten Legionen von Neuß und Bonn sagen sich nun auch wieder von dem gallischen Reiche los, vereidigen sich selbst auf den Namen Vespasians und ziehen ins Gebiet der an der Empörung nicht beteiligten Mediomatriker.

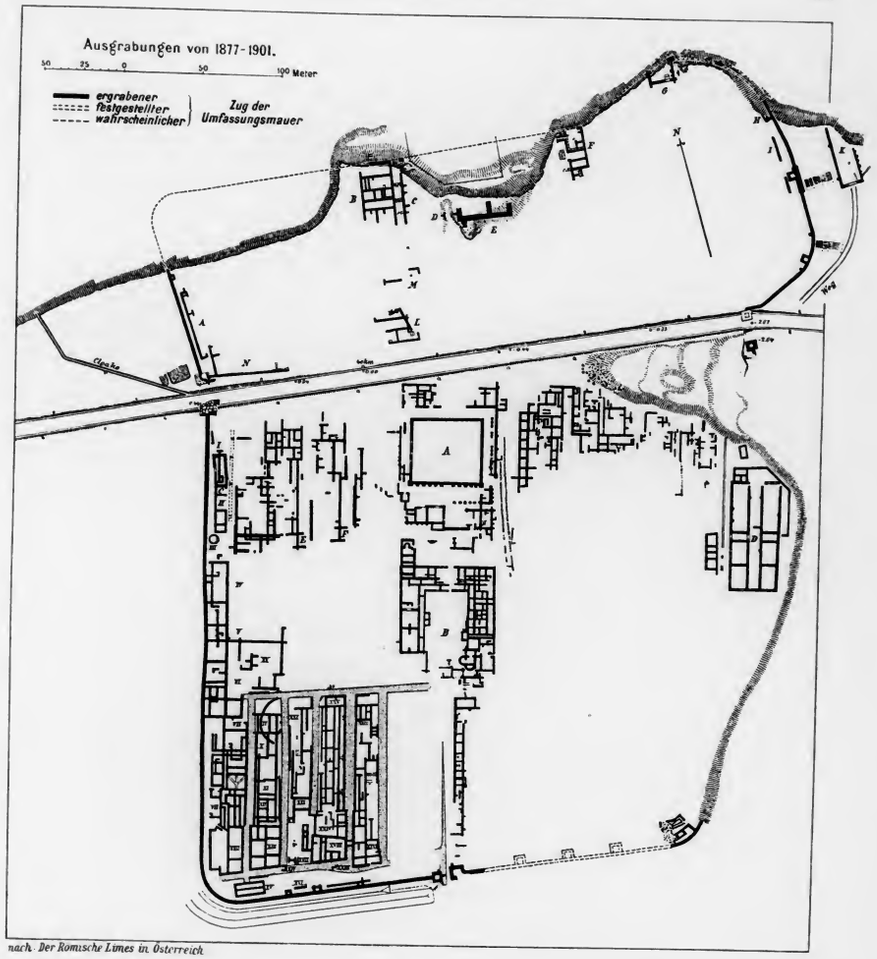
Um diese Zeit übernahm das Kommando in Mainz Petilius Cerialis, der rechte Mann für die trotz des schon beginnenden Umschwungs noch schwere Aufgabe, von dem schwächlichen Flaccus so verschieden wie möglich — und nötig; nur allzusehr vielleicht sich selbst und den Waffen römischer Heere vertrauend. Er ruft die reuigen Legionen aus dem Land der Mediomatriker ins Trevererland zurück, führt die aus Italien mitgebrachten Truppen mit den verfügbaren der Mainzer Garnison in drei Tagemärschen von Mogontiacum an die Mosel, erstürmt bei Rigodulum (Riol) die Verschanzungen des Valentinus, nimmt ihn selbst gefangen, steht tags darauf in der Hauptstadt der Treverer. Mit kluger Mäßigung weiß er die Colonia Treverorum, die verhaßte Heimat des Classicus und Tutor, vor der Rache seiner Krieger zu schützen, in fester Hand hält er die Zügel der Mannszucht; durch Milde gewinnt er die den Abfall bereuenden Gallier, Verzeihung gewährt er auch den schuldbewußten Legionen: „den Tag ihrer Rückkehr sollten sie als den ersten ihres Kriegsdiensts, als den Tag ihrer Vereidigung ansehen, der vergangenen Missetaten gedenke weder er noch der Kaiser."

Civilis aber und Classicus gedachten der vergangenen Missetaten und waren geneigt, auch in Zukunft auf Verrat ihre Hoffnung zu setzen: den Cerialis sollte die Aussicht auf die Herrschaft über Gallien verführen. Der würdigte solche Zumutung keiner Antwort, ward dadurch wohl nur in seiner Verachtung des Gegners bestärkt, die ihm fast verhängnisvoll geworden wäre. Man warf ihm vor, daß er die Feinde sich vereinigen ließ, die er getrennt hätte vernichten können; ja er hatte nicht einmal Eile mit der Befestigung des Lagers und ließ sein Heer zur Nachtzeit allein, als der Feind schon in bedrohlicher Nähe stand, als ob ein Angriff ausgeschlossen wäre. Civilis freilich wollte den Zuzug der überrheinischen Germanen abwarten, die Gallier aber wiesen auf die heranziehenden Legionen hin und drängten zum Losschlagen. Ihre Meinung siegte, und angegriffen, erstürmt war das Lager schon, als Cerialis, der die Nacht außerhalb, offenbar in der Stadt verbrachte, von dem Angriff erfuhr; besetzt fand er die Moselbrücke, die für ihn der Weg zum Lager war — wäre sie das nicht gewesen, so könnte sie in der Erzählung nicht eine so große Rolle spielen: das römische Lager muß sich also auf dem linken Moselufer befunden haben. Aber Cerialis war der Mann, durch Tapferkeit gut zu machen, was er durch Sorglosigkeit verfehlt hatte. Die Brücke wurde wieder erobert. Den zersplitterten Widerstand im Lager raffte das Kommando des Generals zu kräftigerer Wirkung zusammen. Die 21. Legion konnte zuerst von der Verteidigung zum Angriff übergehen. Mit der Eroberung des feindlichen Lagers endete der Tag, der mit der Erstürmung des römischen begonnen hatte.

Doch nicht an der Mosel konnte der Kampf entschieden werden. Die Ehre der römischen Waffen konnte nur da hergestellt werden, wo sie verloren gegangen war, und Civilis mußte, einmal zurückgeworfen, sich dahin zurückziehen, wo das Land selbst, den Germanen vertraut, den Legionen, zumal den aus der Ferne zugezogenen, fremd, der beste Bundesgenosse war, wo die Erinnerung an frühere Erfolge den Mut seiner Krieger



Trier mit Umgebung. (Ausschnitt aus dem Meßtischblatt, 1 : 25000.)
Die Stadtmauern eingetragen nach der „Westdeutschen Zeitschrift". (Zu Seite 54 u. 90.)



nach: Der Römische Limes in Österreich

Plan des Lagers von Carnuntum. (Zu Seite 80.)

hob. Mit voller Entschiedenheit, jeden Rückweg sich versperrend, hatten die Ubier der Colonia Agrippinensis sich wieder auf die Seite der Römer geschlagen, die Germanen in ihrer Stadt gemordet, des Civilis beste Kohorte in Tolbiacum hinterlistig vernichtet, die Gattin und Schwester des Civilis, die Tochter des Classicus dem Cerialis auszuliefern sich erboten. Aber nicht nur kleine Erfolge hier und dort fielen noch den Germanen zu: in der blutgetränkten Ebene von Vetera, über die des Civilis List die Wasser des Rheins sich noch weiter als sonst schon die Natur ergießen ließ, schwankte das Kriegsglück ernstlich hin und her, obgleich die Heeresmacht des Cerialis durch drei Legionen, die zweite, sechste und vierzehnte, und zahlreiche Auxilien verdoppelt war. Verrat war es, der schließlich den Sieg in die Hände der Römer gab. Doch auch dieser Sieg war nicht des Krieges Ende. Noch immer erhielt Civilis Zuzug aus Germanien; noch konnte er es wagen, Kohorten und Alenlager, ja Legionslager anzugreifen, noch einmal brachte der Leichtsinn des Cerialis die Germanen in ein römisches Lager, den Feldherrn selbst in die äußerste Gefahr der Gefangenschaft: nur ein Zufall ließ ihn

entkommen, während die prätorische Trireme, auf der die Germanen ihn gefangen zu haben meinten, als Geschenk für die Seherin Veleda die Lippe hinaufgezogen wurde. Danach wären die Legionen, auf die Insel der Bataver vorgedrungen, nach Civilis' späterer Behauptung, der Tacitus den Glauben nicht ganz versagt, in noch größere Gefahr geraten, nur durch Civilis' Verdienst gerettet worden. Schließlich endete der Kampf wie er enden mußte, wenngleich kein glänzender Sieg der Römer ihn zu Ende brachte, vielmehr Mahnungen und Drohungen, die Cerialis an die rechtsrheinischen Germanen richtete, Überdruß und Zweifel bei den Batavern, Mißtrauen gegen Civilis ihn allmählich erstickten. Civilis sah das Ende kommen und suchte ihm zuvorzukommen, damit er nicht das Opfer des Friedensschlusses würde. Mitten in der Rede, durch die der kluge Bataver die Friedensverhandlungen zu seinen Gunsten zu wenden bemüht ist, brechen die Historien des Tacitus ab, deren ausführliche Erzählung uns ermöglichte und damit auch gebot, trotz aller Zusammendrängung, bei diesen Kämpfen länger als bei anderen zu verweilen.

* * *

Überaus spärlich sind die Schriftstellerzeugnisse für die folgende Zeit, aber mehr als bisher treten neben sie von nun an die Zeugnisse der Denkmäler. Von der Zeit der Flavier an ist fast zwei Jahrhunderte hindurch die Geschichte der Germanenkämpfe die Geschichte des Limes, am Rhein wie an der Donau. Sie soll für uns der Faden sein, an dem die dürftigen literarischen Notizen aufgereiht werden mögen.

Die Geschichte dieses gewaltigsten Römerwerks auf deutschem Boden erzählt uns kein Schriftsteller; ihre Grundzüge aber hat in den letzten zwölf Jahren der Spaten dem Erdboden abgewonnen. In den wenigen Nachrichten über die große vom Rhein zur Donau reichende Grenzsperre begegnet uns schon der Name des Domitian (Abb. 28); dennoch ist die memoria damnata dieses Kaisers erst durch die Arbeit des Spatens recht zu Ehren gebracht worden.

Gefeiert wurde zwar zu seiner Zeit hinlänglich der Chattenkrieg des Jahres 83. Martial und Statius spielen auf ihn an; und Statius, der des Domitian Kriegstaten in einem Epos zu feiern gedachte, hat vielleicht ein Gedicht über diesen Krieg wirklich ausgeführt, als einen Teil jenes größeren Ganzen, der unter dem Titel „de bello Germanico“ angeführt wird. Gegen Ende des Jahres hat Domitian den Triumph gefeiert; seitdem erscheint in seiner Titulatur der Beiname Germanicus, den er nach Martials Schmeichelei schon dreizehn Jahre zuvor verdient hätte. Trauernde Germanen sieht man von nun an oft auf seinen Münzen, auf einer mit der Inschrift Germania capta (Abb. 29), auf anderen den Kaiser zu Pferd gegen einen Germanen ansprengend, den Rheingott zu den Füßen des Kaisers, die Siegesgöttin die Worte de Ger(manis) auf ihren Schild schreibend. Dreimal ist Domitian im Laufe des Jahres 83 zum Imperator ausgerufen worden, zweimal davon wohl nach wirklichen oder angeblichen Siegen im Germanenkrieg. Schließlich spricht ein Zeuge ersten Ranges, ein hoher Offizier, Sex. Julius Frontinus, wahrscheinlich als Augenzeuge, des öfteren von diesem Krieg. Aber schon mancher Zeitgenosse stand den Siegesnachrichten skeptisch gegenüber; und die Nachwelt wollte vollends nicht daran glauben. Nach Tacitus waren die im Triumphzug aufgeführten Gefangenen zusammengekauft und zu Germanen herausgeputzt; nach Dio hätte der Kaiser gar keinen Feind zu Gesicht bekommen.

Mag immerhin die Zahl der gefangenen blonden Chatten für einen kaiserlichen Triumphzug zu klein gewesen sein, und ein Haarfärbemittel nachgeholfen haben: daß nicht der ganze Krieg ein Possenspiel war, wie der des Caligula, das dürfen wir dem Frontin glauben, das bezeugen uns heute die ältesten Anlagen des Limes. Von diesem „Limes“ gerade spricht Frontin, und sein Wort hat hier um so größere Bedeutung, weil er ja Techniker war, und möglicherweise auf ihn selbst die Anlage der Grenzsperre zurückgeführt werden darf.

Unter dem „Limes“ versteht man gemeinhin die Befestigung, die sich, streckenweise noch deutlich erkennbar, für den Spaten fast lückenlos verfolgbar, vom Rhein zur

Abb. 43. Die Marc-Aurel-Säule auf der Piazza Colonna in Rom. (Zu Seite 80.)

entkommen, während die prätorische Trireme, auf der die Germanen ihn gefangen zu haben meinten, als Geschenk für die Seherin Veleda die Lippe hinaufgezogen wurde. Danach wären die Legionen, auf die Insel der Bataver vorgedrungen, nach Civilis' späterer Behauptung, der Tacitus den Glauben nicht ganz versagt, in noch größere Gefahr geraten, nur durch Civilis' Verdienst gerettet worden. Schließlich endete der Kampf wie er enden mußte, wenngleich kein glänzender Sieg der Römer ihn zu Ende brachte, vielmehr Mahnungen und Drohungen, die Cerialis an die rechtsrheinischen Germanen richtete, Überdruß und Zweifel bei den Batavern, Mißtrauen gegen Civilis ihn allmählich erstickten. Civilis sah das Ende kommen und suchte ihm zuvorzukommen, damit er nicht das Opfer des Friedensschlusses würde. Mitten in der Rede, durch die der kluge Bataver die Friedensverhandlungen zu seinen Gunsten zu wenden bemüht ist, brechen die Historien des Tacitus ab, deren ausführliche Erzählung uns ermöglichte und damit auch gebot, trotz aller Zusammendrängung, bei diesen Kämpfen länger als bei anderen zu verweilen.

* * *

Überaus spärlich sind die Schriftstellerzeugnisse für die folgende Zeit, aber mehr als bisher treten neben sie von nun an die Zeugnisse der Denkmäler. Von der Zeit der Flavier an ist fast zwei Jahrhunderte hindurch die Geschichte der Germanenkämpfe die Geschichte des Limes, am Rhein wie an der Donau. Sie soll für uns der Faden sein, an dem die dürftigen literarischen Notizen aufgereiht werden mögen.

Die Geschichte dieses gewaltigsten Römerwerks auf deutschem Boden erzählt uns kein Schriftsteller; ihre Grundzüge aber hat in den letzten zwölf Jahren der Spaten dem Erdboden abgewonnen. In den wenigen Nachrichten über die große vom Rhein zur Donau reichende Grenzsperre begegnet uns schon der Name des Domitian (Abb. 28); dennoch ist die memoria damnata dieses Kaisers erst durch die Arbeit des Spatens recht zu Ehren gebracht worden.

Gefeiert wurde zwar zu seiner Zeit hinlänglich der Chattenkrieg des Jahres 83. Martial und Statius spielen auf ihn an; und Statius, der des Domitian Kriegstaten in einem Epos zu feiern gedachte, hat vielleicht ein Gedicht über diesen Krieg wirklich ausgeführt, als einen Teil jenes größeren Ganzen, der unter dem Titel „de bello Germanico" angeführt wird. Gegen Ende des Jahres hat Domitian den Triumph gefeiert; seitdem erscheint in seiner Titulatur der Beiname Germanicus, den er nach Martials Schmeichelei schon dreizehn Jahre zuvor verdient hätte. Trauernde Germanen sieht man von nun an oft auf seinen Münzen, auf einer mit der Inschrift Germania capta (Abb. 29), auf anderen den Kaiser zu Pferd gegen einen Germanen ansprengend, den Rheingott zu den Füßen des Kaisers, die Siegesgöttin die Worte de Ger(manis) auf ihren Schild schreibend. Dreimal ist Domitian im Laufe des Jahres 83 zum Imperator ausgerufen worden, zweimal davon wohl nach wirklichen oder angeblichen Siegen im Germanenkrieg. Schließlich spricht ein Zeuge ersten Ranges, ein hoher Offizier, Sex. Julius Frontinus, wahrscheinlich als Augenzeuge, des öfteren von diesem Krieg. Aber schon mancher Zeitgenosse stand den Siegesnachrichten skeptisch gegenüber, und die Nachwelt wollte vollends nicht daran glauben. Nach Tacitus waren die im Triumphzug aufgeführten Gefangenen zusammengekauft und zu Germanen herausgeputzt; nach Dio hätte der Kaiser gar keinen Feind zu Gesicht bekommen.

Mag immerhin die Zahl der gefangenen blonden Chatten für einen kaiserlichen Triumphzug zu klein gewesen sein, und ein Haarfärbemittel nachgeholfen haben: daß nicht der ganze Krieg ein Possenspiel war, wie der des Caligula, das dürfen wir dem Frontin glauben, das bezeugen uns heute die ältesten Anlagen des Limes. Von diesem „Limes" gerade spricht Frontin, und sein Wort hat hier um so größere Bedeutung, weil er ja Techniker war, und möglicherweise auf ihn selbst die Anlage der Grenzsperre zurückgeführt werden darf.

Unter dem „Limes" versteht man gemeinhin die Befestigung, die sich, streckenweise noch deutlich erkennbar, für den Spaten fast lückenlos verfolgbar, vom Rhein zur

Abb. 43. Die Marc-Aurel-Säule auf der Piazza Colonna in Rom. (Zu Seite 80.)

Donau zieht, von Rheinbrohl bis zu dem württembergischen Lorch als Wall und Graben, von Lorch bis Hienheim an der Donau als eine mit Türmen besetzte Mauer (s. die Karten zwischen S. 40/41 u. S. 51 und die Abbildungen 30—35). Mommsen hat indessen klargestellt, daß die Befestigung zum Begriff des Limes keineswegs gehört, für ihn nicht wesentlich ist: wie die Schnittlinien des römischen Ackerrechts keine Lineargrenzen, sondern durchgelegte Straßen sind, die Limitation die Auslegung der öffentlichen Wege ist, so ist auch diese Reichsgrenze ein Grenzstreifen von einer gewissen Breite, der zunächst als Weg dient. Dem entspricht es, daß Tacitus, wo er des Limes des Tiberius auf dem rechten Ufer des Niederrheins gedenkt (s. oben S. 33), vom „Öffnen" des Limes redet, d. h. vom Freilegen eines Grenzstreifens, eines Grenzwegs, und auch das, was Frontin von dem Limes des Domitian sagt, ist mit dieser ursprünglichen Bedeutung aufs beste vereinbar. Denn es heißt da: „Weil die Germanen, nach ihrem Brauche aus waldigen Bergen und dunkeln Verstecken hervorbrechend, bald hier bald dort die Unsrigen angriffen und immer einen sicheren Rückzug in die tiefen Wälder hatten, ließ der Kaiser auf einer Strecke von 120 Meilen „limites" ziehen, brachte dadurch den Krieg auf einen ganz andern Fuß und wurde der Feinde Herr, indem er ihre Schlupfwinkel bloßlegte." Es ermöglichte die Freilegung eines, natürlich mit Wachttürmen, die auf Kastelle sich stützten, besetzten Grenzstreifens, die Bewegungen der Gegner zu beobachten und an den ihrem Angriff ausgesetzten Stellen auf dem Grenzweg, der die Wachttürme und Kastelle verband, oder aus rückwärts liegenden größeren Kastellen möglichst schnell die nötigen Truppen zusammenzuziehen.

Ob sich Reste dieses domitianischen Limes aus der großen offenbar späteren und scheinbar einheitlichen Anlage würden herausschälen lassen, in ihrem Zuge selbst, vor oder hinter ihr, das war eine der Hauptfragen, die an die Arbeit des Spatens gestellt wurden, als im Jahre 1892 die Reichslimeskommission ans Werk ging; und diese Frage kann heute mit aller in solchen Dingen möglichen Deutlichkeit beantwortet werden.

Gegen den Stamm der Chatten war der Feldzug des Domitian gerichtet. Der Mittelpunkt des Chattenlandes lag nördlich von der Eder, unweit Fritzlar: ob der Name von Mattium (s. oben S. 11 u. 34) in Maden oder Metze fortlebt, kann, wie es scheint, die Sprachforschung nicht entscheiden, da kein Geringerer als Müllenhoff für Maden eingetreten ist, während andere mit plausiblen Gründen den Übergang Mattium-Maden für unmöglich erklären; auch die Archäologie kann schwerlich hier entscheiden, da zwar Metze in seiner Alteburg eine Chattenvolksburg zu besitzen scheint, wie wir sie bei Mattium fordern müssen, Maden aber sich auf den Gudensberg (Wodansberg) berufen kann, an dessen Fuß es beinahe liegt. Für den Historiker ist die Streitfrage gleichgültig, da beide Orte nur ein paar Kilometer voneinander entfernt sind, und er möchte nur wünschen, daß aller anderen deutschen Stämme Gebietskern so genau bestimmt werden könnte. Unsicherer sind die Grenzen des Chattenlands; daß es sich aber in der Taunusgegend bis zum Rhein erstreckte, ist gewiß, und nur das ist hier von Bedeutung. Dort lag, wie wir gesehen (S. 20 u. 34) das Kastell des Drusus, „im Chattenland am Rhein selbst" und möglicherweise identisch mit dem von Germanicus erneuerten „in monte Tauno"; dort wohnten die Mattiaker, nach ihrer eigenen Meinung und ihrem Namen zu den Chatten gehörig; von Mainz gingen die Chattenfeldzüge des Drusus und Germanicus aus (S. 20 u. 34), auf den Taunushöhen hatte Pomponius Secundus im Jahre 50 n. Chr. seine Legionare aufgestellt, während er die Auxiliartruppen gegen die Chatten aussandte (S. 41); Chatten vornehmlich waren es, die während des Bataveraufstandes Mainz belagerten (S. 52). Im heutigen Hessen- und Nassauerland war also der Limes des Domitian zu suchen.

Nun sieht man gerade hier im Zug des späteren Limes eine weit nach Norden, bis gegen Gießen hin, ausgreifende Schleife, die zwar erklärbar ist durch den Wunsch, die fruchtbare Wetterau in die Reichsgrenze einzuschließen, näher aber doch den Gedanken legt, daß hier eine ältere, unter anderen Gesichtspunkten abgesteckte Linie der späteren, sonst so unpraktische Ausbuchtungen vermeidenden Grenze eingefügt sei.

Wall und Graben des obergermanischen Limes wie die Mauer des rätischen hat zehnjährige Archäologenarbeit als die allerletzte Phase einer fast anderthalb Jahrhunderte

Abb. 44. Besiegte Germanen vor Marc Aurel.
Relief von einem Triumphbogen, im Conservatorenpalast zu Rom. (Zu Seite 82.)

Donau zieht, von Rheinbrohl bis zu dem württembergischen Lorch als Wall und Graben, von Lorch bis Hienheim an der Donau als eine mit Türmen besetzte Mauer (s. die Karten zwischen S. 40/41 u. S. 51 und die Abbildungen 30—35). Mommsen hat indessen klargestellt, daß die Befestigung zum Begriff des Limes keineswegs gehört, für ihn nicht wesentlich ist: wie die Schnittlinien des römischen Ackerrechts keine Lineargrenzen, sondern durchgelegte Straßen sind, die Limitation die Auslegung der öffentlichen Wege ist, so ist auch diese Reichsgrenze ein Grenzstreifen von einer gewissen Breite, der zunächst als Weg dient. Dem entspricht es, daß Tacitus, wo er des Limes des Tiberius auf dem rechten Ufer des Niederrheins gedenkt (s. oben S. 33), vom „Öffnen" des Limes redet, d. h. vom Freilegen eines Grenzstreifens, eines Grenzwegs, und auch das, was Frontin von dem Limes des Domitian sagt, ist mit dieser ursprünglichen Bedeutung aufs beste vereinbar. Denn es heißt da: „Weil die Germanen, nach ihrem Brauche aus waldigen Bergen und dunkeln Verstecken hervorbrechend, bald hier bald dort die Unsrigen angriffen und immer einen sicheren Rückzug in die tiefen Wälder hatten, ließ der Kaiser auf einer Strecke von 120 Meilen „limites" ziehen, brachte dadurch den Krieg auf einen ganz andern Fuß und wurde der Feinde Herr, indem er ihre Schlupfwinkel bloßlegte." Es ermöglichte die Freilegung eines, natürlich mit Wachttürmen, die auf Kastelle sich stützten, besetzten Grenzstreifens, die Bewegungen der Gegner zu beobachten und an den ihrem Angriff ausgesetzten Stellen auf dem Grenzweg, der die Wachttürme und Kastelle verband, oder aus rückwärts liegenden größeren Kastellen möglichst schnell die nötigen Truppen zusammenzuziehen.

Ob sich Reste dieses domitianischen Limes aus der großen offenbar späteren und scheinbar einheitlichen Anlage würden herausschälen lassen, in ihrem Zuge selbst, vor oder hinter ihr, das war eine der Hauptfragen, die an die Arbeit des Spatens gestellt wurden, als im Jahre 1892 die Reichslimeskommission ans Werk ging; und diese Frage kann heute mit aller in solchen Dingen möglichen Deutlichkeit beantwortet werden.

Gegen den Stamm der Chatten war der Feldzug des Domitian gerichtet. Der Mittelpunkt des Chattenlandes lag nördlich von der Eder, unweit Fritzlar: ob der Name von Mattium (s. oben S. 11 u. 34) in Maden oder Metze fortlebt, kann, wie es scheint, die Sprachforschung nicht entscheiden, da kein Geringerer als Müllenhoff für Maden eingetreten ist, während andere mit plausiblen Gründen den Übergang Mattium-Maden für unmöglich erklären; auch die Archäologie kann schwerlich hier entscheiden, da zwar Metze in seiner Alteburg eine Chattenvolksburg zu besitzen scheint, wie wir sie bei Mattium fordern müssen, Maden aber sich auf den Gudensberg (Wodansberg) berufen kann, an dessen Fuß es beinahe liegt. Für den Historiker ist die Streitfrage gleichgültig, da beide Orte nur ein paar Kilometer voneinander entfernt sind, und er möchte nur wünschen, daß aller anderen deutschen Stämme Gebietskern so genau bestimmt werden könnte. Unsicherer sind die Grenzen des Chattenlands; daß es sich aber in der Taunusgegend bis zum Rhein erstreckte, ist gewiß, und nur das ist hier von Bedeutung. Dort lag, wie wir gesehen (S. 20 u. 34) das Kastell des Drusus, „im Chattenland am Rhein selbst" und möglicherweise identisch mit dem von Germanicus erneuerten „in monte Tauno": dort wohnten die Mattiaker, nach ihrer eigenen Meinung und ihrem Namen zu den Chatten gehörig; von Mainz gingen die Chattenfeldzüge des Drusus und Germanicus aus (S. 20 u. 34), auf den Taunushöhen hatte Pomponius Secundus im Jahre 50 n. Chr. seine Legionare aufgestellt, während er die Auxiliartruppen gegen die Chatten aussandte (S. 41); Chatten vornehmlich waren es, die während des Bataveraufstandes Mainz belagerten (S. 52). Im heutigen Hessen- und Nassauerland war also der Limes des Domitian zu suchen.

Nun sieht man gerade hier im Zug des späteren Limes eine weit nach Norden, bis gegen Gießen hin, ausgreifende Schleife, die zwar erklärbar ist durch den Wunsch, die fruchtbare Wetterau in die Reichsgrenze einzuschließen, näher aber doch den Gedanken legt, daß hier eine ältere, unter anderen Gesichtspunkten abgesteckte Linie der späteren, sonst so unpraktische Ausbuchtungen vermeidenden Grenze eingefügt sei.

Wall und Graben des obergermanischen Limes wie die Mauer des rätischen hat zehnjährige Archäologenarbeit als die allerletzte Phase einer fast anderthalb Jahrhunderte

Abb. 44. Besiegte Germanen vor Marc Aurel.
Relief von einem Triumphbogen, im Conservatorenpalast zu Rom. (Zu Seite 82.)

Abb. 45. Münze des Marc Aurel mit der Inschrift **Germania subacta** aus dem Jahre 173 n. Chr. (Zu Seite 82.)

während Entwicklung erwiesen, und nichts veranschaulicht besser den historischen Gewinn dieser Arbeit als die einfache Tatsache, daß in einer Geschichte der Limesanlagen heute der Limes, von dem früher allein die Rede zu sein pflegte, mit wenigen Worten abgetan werden kann: das, wobei die Darstellung zu verweilen hat, die lange Vorgeschichte, haben uns erst die Ausgrabungen erschlossen, der in die Tiefe, bis zum gewachsenen Boden dringende Spaten, die sorgfältige Beobachtung verkohlter und vermoderter Holzreste, die vergleichende Betrachtung unscheinbarer Topfscherben.

Und diese Vorgeschichte reicht zurück bis zu den Anlagen Domitians, ja darüber hinaus bis zum Chattenkastell des Drusus, oder doch — wenn dieses selbst vielleicht noch nicht als sicher nachgewiesen gelten darf — bis zu unzweifelhaften Spuren der Besetzung in augusteischer Zeit, der Behauptung in nachaugusteischer, die uns beweisen, daß der Verzicht des Tiberius und dann des Claudius sich auf das Vorland der Feste Mogontiacum niemals erstreckt hat. Dem Wall und Graben, deren Anlage mit hoher Wahrscheinlichkeit in die Zeit Caracallas gesetzt wird, ging eine Verzäunung der ganzen Grenze voraus: nach dem Zeugnis des modernen Sachverständigen freilich „ein militärisch und technisch so monströser Gedanke, daß er nur von den diesen Anschauungen Fernstehenden erdacht worden sein kann", nach dem unzweifelhaften Ergebnis der Grabungen aber wirklich vorhanden und nach dem ausdrücklichen Zeugnis eines alten Schriftstellers von Hadrian ausgeführt. Mehr denn tausend Wachttürme dienten der Überwachung dieser Grenzsperre. Aber nur auf der schon auf der Karte durch ihren schnurgeraden Zug auffälligen Strecke zwischen Miltenberg am Main, vollends zwischen Walldürn und der rätischen Grenze, einer Strecke, der wir später noch unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden müssen (S. 72), sind die Wachttürme von Anfang an aus Stein erbaut gewesen, am ganzen Limes nördlich vom Main, wie auch an der hinteren Linie im Süden, sind die Steintürme an die Stelle von Holztürmen getreten. Doch Material und Konstruktion der Türme sind nicht das einzige Unterscheidungsmerkmal eines späteren und eines älteren Limes: der durch die hadrianische Palisade bezeichnete ist in der Wetterau, wie sonst, in großen geradlinigen Abschnitten geführt, mit derselben Tendenz, die uns am krassesten auf jener eben erwähnten 80 Kilometer langen Strecke südlich vom Main entgegentritt, während der ältere sich in oft gewundenem und geknicktem Zug an das Gelände anschließt. Mit Recht hat man hier einen Systemwechsel erkannt, „der nur mit einer Neuorganisation des Grenzdienstes in Zusammenhang stehen kann". Größere Kastelle in Steinbau, dicht am Limes gelegen, wo sich früher nur kleine Erdkastelle fanden, beweisen denn auch eine Vorschiebung der Truppen nach der Grenze, deren Zweck ebensowenig die Verteidigung im Kriegsfall gewesen sein kann, als der Verzicht auf den Ausblick ins Vorgelände zugunsten der Erleichterung des Signaldienstes längs der Grenze selbst militärischen Zwecken dienlich sein konnte. Beides läßt, so hat man gemeint, auf friedliche Zeitläufte schließen, in denen „administrative Zwecke das militärische Interesse vollkommen verdrängt hatten". Kriegerische Zeiten forderten weiter zurückliegende Lager, in denen größere Abteilungen vereinigt waren, die je nach dem von der Grenze gemeldeten Bedürfnis bald hierhin, bald dorthin geworfen werden konnten, Lager, die sich ihrerseits stützten auf die Legionslager der anderen Rheinseite, in unserem Falle auf Mainz.

Abb. 46. Münze des Marc Aurel mit der Inschrift de **Germanis** aus dem Jahre 177 n. Chr. (Zu Seite 82.)

Wenn nun solche Kohortenlager gerade in der Wetterau sich finden, nach Ausweis ihrer Fundstücke in hadrianischer Zeit aufgegeben, so dürfte man sie schon ohne weiteren Beweis mit einiger Zuversicht der domitianischen Zeit, der Zeit des Chattenkriegs, zuschreiben, aber die Fundstücke geben uns nicht nur durch ihr Versagen einen terminus ante quem, sie bezeugen uns auch mit aller Deutlichkeit die Zeit der Anlage und Benutzung, indem die hier gefundenen Ziegel die Stempel der Legionen aufweisen, die nur in Domitians Chattenkrieg hier vereinigt waren. Das gilt

Abb. 47. Commodus. (Zu Seite 82.)

Abb. 48. Caracalla. (Zu Seite 84.)

Abb. 49. Severus Alexander. (Zu Seite 85 u. 86.)

von Heddernheim, von Okarben und von dem an der Stelle einer Befestigung der augusteischen Zeit erneuerten Friedberg. Diesen Kohortenkastellen entsprechen zeitlich, wiederum nach Ausweis der Funde, die kleinen Erdkastelle an der Grenze selbst, wie sie auf der Saalburg, der Capersburg, am Feldberg und auf dem Zugmantel nachgewiesen, sicherlich an vielen Orten noch unter dem Boden verborgen sind, entsprechen ferner die Holztürme; und aus diesen Elementen, zu denen merkwürdigerweise auch hier, wenigstens an einzelnen Stellen, noch eine mechanische Grenzsperre in Gestalt eines Flechtwerkzauns hinzukommt, läßt sich das System der Verteidigung leicht rekonstruieren, wobei dem Zaun zwar kein ernstlicher Verteidigungswert, immerhin aber ein gewisser Nutzen zur Verhinderung unbemerkten Überschreitens der Grenze und zur Verzögerung gewaltsamen Angriffs zugeschrieben werden mag.

Hier haben wir zweifellos den Limes des Domitian, der sich herausfordernd tief ins Chattenland vorschiebt, und seine Länge, so weit er gegen die Chatten gerichtet sein würde, d. h. vom Main bis zur Lahn gemessen, kommt den 120 milia passuum des Frontin verführerisch nahe, obgleich man ja bekanntlich auf handschriftlich überlieferte Zahlen keinen großen Wert legen darf, und auch die 120 Meilen schon mit sehr verschiedenen Strecken vereinbar gefunden worden sind.

Wenn nun auf einem großen Teil dieser Strecke, in der Wetterau und zwischen Hochtaunus und Lahn fast alle Holztürme deutliche Spuren gewaltsamer Zerstörung zeigen und durch neue, zum Teil größere ersetzt worden sind, wenn auch das Kastell Okarben Spuren frühzeitiger Zerstörung und Wiederherstellung zeigt, so hat man gewiß mit Recht daran erinnert, daß wenige Jahre nach dem Krieg des Jahres 83 die Chatten als Verbündete des Empörers Antonius Saturninus einmal bis zum Rhein vorgedrungen sind und nur durch den ausbrechenden Eisgang gehindert wurden, den Strom zu überschreiten. Damals müssen sie den Limes durchbrochen haben, und Türme und Lager, die an ihrem Weg lagen, werden zerstört worden sein. Daß die Wachttürme des Hochtaunus der Zerstörung nicht anheimfielen und nicht erneuert zu werden brauchten, wird man nicht, wie geschehen ist, durch die Annahme zu erklären haben, daß sie damals noch nicht bestanden — denn eine solche Lücke in der Grenzsperre wäre befremdlich — als vielmehr dadurch, daß sie, fern vom Weg der hereinbrechenden Germanenscharen gelegen, einem Angriff entgingen; sei es nun, daß ihre Wachmannschaft sich auf eines der Kastelle oder auf Mainz selbst zurückzog, als sie nach dem Durchbruch in der Wetterau den Feind sich in den Rücken kommen sah, sei es, daß sie auf ihrem zur Winterszeit doppelt verlorenen Posten ausharrten, bis der Strom der Germanen zurückgeflutet war, was nach der schnellen Niederwerfung des Aufstandes so rasch geschehen sein wird, daß zu einer systematischen Zerstörung aller Befestigungen auf der ganzen Strecke gar nicht die Zeit war.

So erhalten hier die Tatsachen des archäologischen Befunds, deren Sprache wir sonst nicht mit voller Sicherheit verstehen würden, durch ein kurzes Wort Suetons ihre Erklärung und dienen ihm wieder zu anschaulicher Erläuterung.

Abb. 50. Maximin. (Zu Seite 86.)

Die Germanen mußten zurückgedrängt, die Ehre der römischen Waffen wiederhergestellt, die Grenzwache womöglich verstärkt werden.

Abb. 45. Münze des Marc Aurel mit der Inschrift **Germania subacta** aus dem Jahre 173 n. Chr. (Zu Seite 82.)

während Entwicklung erwiesen, und nichts veranschaulicht besser den historischen Gewinn dieser Arbeit als die einfache Tatsache, daß in einer Geschichte der Limesanlagen heute der Limes, von dem früher allein die Rede zu sein pflegte, mit wenigen Worten abgetan werden kann: das, wobei die Darstellung zu verweilen hat, die lange Vorgeschichte, haben uns erst die Ausgrabungen erschlossen, der in die Tiefe, bis zum gewachsenen Boden dringende Spaten, die sorgfältige Beobachtung verkohlter und vermoderter Holzreste, die vergleichende Betrachtung unscheinbarer Topfscherben.

Und diese Vorgeschichte reicht zurück bis zu den Anlagen Domitians, ja darüber hinaus bis zum Chattenkastell des Drusus, oder doch — wenn dieses selbst vielleicht noch nicht als sicher nachgewiesen gelten darf — bis zu unzweifelhaften Spuren der Besetzung in augusteischer Zeit, der Behauptung in nachaugusteischer, die uns beweisen, daß der Verzicht des Tiberius und dann des Claudius sich auf das Vorland der Feste Mogontiacum niemals erstreckt hat. Dem Wall und Graben, deren Anlage mit hoher Wahrscheinlichkeit in die Zeit Caracallas gesetzt wird, ging eine Verzäunung der ganzen Grenze voraus: nach dem Zeugnis des modernen Sachverständigen freilich „ein militärisch und technisch so monströser Gedanke, daß er nur von den diesen Anschauungen Fernstehenden erdacht worden sein kann", nach dem unzweifelhaften Ergebnis der Grabungen aber wirklich vorhanden und nach dem ausdrücklichen Zeugnis eines alten Schriftstellers von Hadrian ausgeführt. Mehr denn tausend Wachttürme dienten der Überwachung dieser Grenzsperre. Aber nur auf der schon auf der Karte durch ihren schnurgeraden Zug auffälligen Strecke zwischen Miltenberg am Main, vollends zwischen Walldürn und der rätischen Grenze, einer Strecke, der wir später noch unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden müssen (S. 72), sind die Wachttürme von Anfang an aus Stein erbaut gewesen, am ganzen Limes nördlich vom Main, wie auch an der hinteren Linie im Süden, sind die Steintürme an die Stelle von Holztürmen getreten. Doch Material und Konstruktion der Türme sind nicht das einzige Unterscheidungsmerkmal eines späteren und eines älteren Limes: der durch die hadrianische Palisade bezeichnete ist in der Wetterau, wie sonst, in großen geradlinigen Abschnitten geführt, mit derselben Tendenz, die uns am krassesten auf jener eben erwähnten 80 Kilometer langen Strecke südlich vom Main entgegentritt, während der ältere sich in oft gewundenem und geknicktem Zug an das Gelände anschließt. Mit Recht hat man hier einen Systemwechsel erkannt, „der nur mit einer Neuorganisation des Grenzdienstes in Zusammenhang stehen kann". Größere Kastelle in Steinbau, dicht am Limes gelegen, wo sich früher nur kleine Erdkastelle fanden, beweisen denn auch eine Vorschiebung der Truppen nach der Grenze, deren Zweck ebensowenig die Verteidigung im Kriegsfall gewesen sein kann, als der Verzicht auf den Ausblick ins Vorgelände zugunsten der Erleichterung des Signaldienstes längs der Grenze selbst militärischen Zwecken dienlich sein konnte. Beides läßt, so hat man gemeint, auf friedliche Zeitläufte schließen, in denen „administrative Zwecke das militärische Interesse vollkommen verdrängt hatten". Kriegerische Zeiten forderten weiter zurückliegende Lager, in denen größere Abteilungen vereinigt waren, die je nach dem von der Grenze gemeldeten Bedürfnis bald hierhin, bald dorthin geworfen werden konnten, Lager, die sich ihrerseits stützten auf die Legionslager der anderen Rheinseite, in unserem Falle auf Mainz.

Wenn nun solche Kohortenlager gerade in der Wetterau sich finden, nach Ausweis ihrer Fundstücke in hadrianischer Zeit aufgegeben, so dürfte man sie schon ohne weiteren Beweis mit einiger Zuversicht der domitianischen Zeit, der Zeit des Chattenkriegs, zuschreiben, aber die Fundstücke geben uns nicht nur durch ihr Versagen einen terminus ante quem, sie bezeugen uns auch mit aller Deutlichkeit die Zeit der Anlage und Benutzung, indem die hier gefundenen Ziegel die Stempel der Legionen aufweisen, die nur in Domitians Chattenkrieg hier vereinigt waren. Das gilt

Abb. 46. Münze des Marc Aurel mit der Inschrift de **Germanis** aus dem Jahre 177 n. Chr. (Zu Seite 82.)

Abb. 47. Commodus. (Zu Seite 82.)

Abb. 48. Caracalla. (Zu Seite 84.)

Abb. 49. Severus Alexander. (Zu Seite 85 u. 86.)

von Heddernheim, von Okarben und von dem an der Stelle einer Befestigung der augusteischen Zeit erneuerten Friedberg. Diesen Kohortenkastellen entsprechen zeitlich, wiederum nach Ausweis der Funde, die kleinen Erdkastelle an der Grenze selbst, wie sie auf der Saalburg, der Capersburg, am Feldberg und auf dem Zugmantel nachgewiesen, sicherlich an vielen Orten noch unter dem Boden verborgen sind, entsprechen ferner die Holztürme; und aus diesen Elementen, zu denen merkwürdigerweise auch hier, wenigstens an einzelnen Stellen, noch eine mechanische Grenzsperre in Gestalt eines Flechtwerkzauns hinzukommt, läßt sich das System der Verteidigung leicht rekonstruieren, wobei dem Zaun zwar kein ernstlicher Verteidigungswert, immerhin aber ein gewisser Nutzen zur Verhinderung unbemerkten Überschreitens der Grenze und zur Verzögerung gewaltsamen Angriffs zugeschrieben werden mag.

Hier haben wir zweifellos den Limes des Domitian, der sich herausfordernd tief ins Chattenland vorschiebt, und seine Länge, so weit er gegen die Chatten gerichtet sein würde, d. h. vom Main bis zur Lahn gemessen, kommt den 120 milia passuum des Frontin verführerisch nahe, obgleich man ja bekanntlich auf handschriftlich überlieferte Zahlen keinen großen Wert legen darf, und auch die 120 Meilen schon mit sehr verschiedenen Strecken vereinbar gefunden worden sind.

Wenn nun auf einem großen Teil dieser Strecke, in der Wetterau und zwischen Hochtaunus und Lahn fast alle Holztürme deutliche Spuren gewaltsamer Zerstörung zeigen und durch neue, zum Teil größere ersetzt worden sind, wenn auch das Kastell Okarben Spuren frühzeitiger Zerstörung und Wiederherstellung zeigt, so hat man gewiß mit Recht daran erinnert, daß wenige Jahre nach dem Krieg des Jahres 83 die Chatten als Verbündete des Empörers Antonius Saturninus einmal bis zum Rhein vorgedrungen sind und nur durch den ausbrechenden Eisgang gehindert wurden, den Strom zu überschreiten. Damals müssen sie den Limes durchbrochen haben, und Türme und Lager, die an ihrem Weg lagen, werden zerstört worden sein. Daß die Wachttürme des Hochtaunus der Zerstörung nicht anheimfielen und nicht erneuert zu werden brauchten, wird man nicht, wie geschehen ist, durch die Annahme zu erklären haben, daß sie damals noch nicht bestanden — denn eine solche Lücke in der Grenzsperre wäre befremdlich — als vielmehr dadurch, daß sie, fern vom Weg der hereinbrechenden Germanenscharen gelegen, einem Angriff entgingen; sei es nun, daß ihre Wachmannschaft sich auf eines der Kastelle oder auf Mainz selbst zurückzog, als sie nach dem Durchbruch in der Wetterau den Feind sich in den Rücken kommen sah, sei es, daß sie auf ihrem zur Winterszeit doppelt verlorenen Posten ausharrten, bis der Strom der Germanen zurückgeflutet war, was nach der schnellen Niederwerfung des Aufstandes so rasch geschehen sein wird, daß zu einer systematischen Zerstörung aller Befestigungen auf der ganzen Strecke gar nicht die Zeit war.

So erhalten hier die Tatsachen des archäologischen Befunds, deren Sprache wir sonst nicht mit voller Sicherheit verstehen würden, durch ein kurzes Wort Suetons ihre Erklärung und dienen ihm wieder zu anschaulicher Erläuterung.

Abb. 50. Maximin. (Zu Seite 86.)

Die Germanen mußten zurückgedrängt, die Ehre der römischen Waffen wiederhergestellt, die Grenzwache womöglich verstärkt werden.

Abb. 51. Münze des Alexander Severus und der Mamaea mit dem Rheinübergang des Kaisers. (Zu Seite 86.)

Das war immerhin ein „bellum Germanicum“, wenn auch nicht von den bedrohlichen Dimensionen, die ihm die Verbindung mit einem erfolgreichen Aufstand gegeben hätte. Wahrscheinlich hatte der Chattenkrieg seit fünf Jahren überhaupt nicht ganz geruht: darauf weisen uns andauernde Beziehungen der Münzbilder hin (S. 56), und eine oder die andere der schnell aufeinander folgenden Imperator-Ehren des Kaisers mag auf einen Erfolg in Germanien zurückgehen. Die Siege des Jahres 89, obwohl schwerlich in des Kaisers Gegenwart erfochten, schienen sogar eines neuen Triumphes wert zu sein, den Domitian noch vor Ablauf des Jahres mit dem über die Daker zusammen feierte. Nicht nur die Erneuerung, sondern eine Erweiterung der Grenzsperre ist wahrscheinlich die Folge dieser Kämpfe gewesen; denn die Limesstrecke zwischen Lahn und Rhein, die das Neuwieder Becken einschließt, gehört nach ihren Funden schon früher, wahrscheinlich domitianischer Zeit an, und manche Anlagen südlich vom Main, von denen alsbald noch die Rede sein soll, können kaum in viel spätere Zeit gesetzt werden — wenn ich es auch für verkehrt halten muß, hier (in der Strecke Stockstadt-Cannstatt und, wunderlicherweise, Obernburg-Miltenberg) den eigentlichen domitianischen Limes, von dem Frontin spricht, zu finden.

Doch der Aufstand des Antonius Saturninus, der die Gefahren des Vierkaiserjahrs wieder heraufzubeschwören drohte, gehört auch abgesehen von seinem Zusammenhang mit einem Germanenkrieg in den Kreis unserer Betrachtung. Wohl ist es eine der vielen Verschwörungen gegen einen verhaßten Kaiser; aber es ist eine, die zugleich einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte der rheinischen Legionen, vielleicht auch der Verwaltung der Rheinlande, bedeutet und grell die Gefahr beleuchtet, die an dieser Grenze lauert, nicht nur für den einzelnen Kaiser, sondern für das Reich, nicht nur von den jenseitigen Barbaren, sondern von den berufenen Verteidigern der Grenzmark selbst.

Aber dieser Aufstand ist auch ein drastisches Beispiel der Zerrüttung unserer Überlieferung. Wir erfahren, daß Antonius als Kommandant des obergermanischen Heers in einem Lager von zwei Legionen, also in Mainz, die Fahne des Aufruhrs aufpflanzte, zweifellos von den beiden Mainzer Legionen, vielleicht auch von denen in Straßburg und Windisch zum Kaiser ausgerufen ward; wir erfahren ferner, daß er mit den Germanen sich verband, daß der Aufstand in Rom große Bestürzung hervorief, daß der Kaiser selbst mit den Prätorianern schleunigst aufbrach, aber schon unterwegs die Nachricht erhielt von der Niederwerfung der Empörung und dem Tod des Imperators. Die Akten der Arvalbrüder gestatten uns als die Zeit der Ereignisse den Winter des Jahres 88/89 zu bestimmen. Der rasche Sieg war das Verdienst des L. Appius Maximus Norbanus, dem, wie schon gesagt, dabei plötzliches Tauwetter zustatten kam, das den Germanen den Rheinübergang verwehrte; „confector belli Germanici“ nennt diesen Appius Maximus die Grabschrift seiner Gattin. Martial preist seine Tat:

cum tua sacrilegos contra Norbane furgores
staret pro domino Caesare sancta fides . . .*)

Für rühmlicher noch als den Sieg hält Dio die Gesinnung, die den Norbanus alle Briefe im Nachlaß des Antonius vernichten hieß, damit niemand kompromittiert würde — eine Vorsicht, die freilich vergeblich war, da der Kaiser zur Verfolgung Verdächtiger kompromittierender Briefe nicht bedurfte.

Abb. 52. Münze des Maximinus mit der Inschrift Victoria Germanica aus dem Jahre 236 n. Chr. (Zu Seite 86.)

*) „ . . . das deine Treue, Norbanus, den Kaiser gegen verbrecherische Wut schützte.“

In welcher amtlichen Eigenschaft aber Norbanus dem Empörer entgegentrat, und wo die Schlacht geschlagen wurde, das und vieles andere fragen wir unsere Überlieferung vergeblich.

Die einen halten den Norbanus für einen Legionslegaten des Antonius, die andern für den Statthalter von Aquitanien, wieder andere für den von Gallia Lugudunensis, für den Prokurator von Rätien, für den Statthalter von Pannonien. Die Entscheidung hat meines Erachtens der Nachweis gebracht, daß alle vier Legionen des niederrheinischen Heeres samt der Flotte und mehrere Auxiliartruppen um diese Zeit den Beinamen pia fidelis (Domitiana) erhielten. Kein wahrscheinlicherer Anlaß ist denkbar als die gegen den Empörer bewährte Treue. Dann war auch sicherlich der dieser selben Treue wegen gepriesene Norbanus Kommandant dieses niederrheinischen Heeres; dann wurde aber auch gewiß die Schlacht nicht in der Nähe des Bodensees geschlagen, wie man aus einem Vers des Martial erschlossen hat, der auch eine andere Deutung zuläßt. Nur der Mittelrhein kommt in Betracht, an dem auch allein das Eingreifen der Chatten, die unter jenen Germanen zu verstehen und stets verstanden worden sind, füglich denkbar ist; die nächste Umgebung von Mainz selbst freilich wohl nicht, da hier die damals wahrscheinlich schon stehende Brücke den Germanen das Überschreiten des Stroms auch bei Eisgang ermöglicht hätte. Man darf vermuten, daß der Usurpator sich der Grenze des unteren Bezirks genähert hatte mit der Absicht, die niederrheinischen Legionen für sich zu gewinnen, und daß dort, etwa im Neuwieder Becken, ihm Norbanus entgegentrat.

Abb. 53. Postumus. (Zu Seite 87.)

Abb. 54. Claudius. (Zu Seite 88.)

Abb. 55. Aurelianus. (Zu Seite 88.)

Abb. 56. Probus. (Zu Seite 88.)

Wenn Domitian auf die Nachricht von dem Ende des Aufruhrs umkehrte und nicht an den Rhein kam, so ist es selbstverständlich, daß Norbanus auch die Züchtigung der Chatten übernahm; so erst wird ja auch der Name „confector belli Germanici“ gerechtfertigt. Den Krieg gegen die Chatten hatte der Kommandant des oberen Heeres zu führen, und es ist überaus wahrscheinlich, daß Norbanus nicht nur augenblicklich nach des Antonius Niederlage und Tod das Kommando über dessen Legionen übernahm, die wohl oder übel zur „Treue“ zurückkehren mußten, sondern daß der Kaiser sein Verdienst durch die Vereinigung beider Kommandos belohnte. So konnte sein Name sich mit dem der achten Legion, der in Straßburg stehenden, auf Ziegelstempeln verbinden, die in Frankreich gefunden worden sind.

* * *

Der Chattenkrieg des Norbanus im Jahre 89 hat das Ergebnis des sechs Jahre zuvor vom Kaiser selbst geführten wo nicht erweitert, so doch hergestellt und gesichert. Es war in der Tat „der entscheidende Schritt zur Eroberung der rechtsrheinischen Lande“. Aber der erste war es nicht. Zwar die Behauptung des rechten Rheinufers südlich vom Taunus oder gar, wie einige Forscher meinen, über den Taunus hinaus, seit der augusteischen Zeit braucht nicht im Zusammenhang eines größeren Planes gestanden zu haben: es war das Vorland der Hauptfestung, das, wie es vor Vetera den Germanen verwehrt wurde (S. 42), hier vor Mogontiacum, wo es ein lockenderer Besitz war, besetzt gehalten wurde. Aber wenn die Straße von Straßburg nach Rätien bereits im Jahre 74 erbaut wurde, wie uns der Offenburger Meilenstein im Museum zu Karlsruhe bezeugt — als Zangemeister vor zwanzig Jahren die Inschrift verstehen

Abb. 51. Münze des Alexander Severus und der Mamaea mit dem Rheinübergang des Kaisers. (Zu Seite 86.)

Das war immerhin ein „bellum Germanicum", wenn auch nicht von den bedrohlichen Dimensionen, die ihm die Verbindung mit einem erfolgreichen Aufstand gegeben hätte. Wahrscheinlich hatte der Chattenkrieg seit fünf Jahren überhaupt nicht ganz geruht: darauf weisen uns andauernde Beziehungen der Münzbilder hin (S. 56), und eine oder die andere der schnell aufeinander folgenden Imperator-Ehren des Kaisers mag auf einen Erfolg in Germanien zurückgehen. Die Siege des Jahres 89, obwohl schwerlich in des Kaisers Gegenwart erfochten, schienen sogar eines neuen Triumphes wert zu sein, den Domitian noch vor Ablauf des Jahres mit dem über die Daker zusammen feierte. Nicht nur die Erneuerung, sondern eine Erweiterung der Grenzsperre ist wahrscheinlich die Folge dieser Kämpfe gewesen; denn die Limesstrecke zwischen Lahn und Rhein, die das Neuwieder Becken einschließt, gehört nach ihren Funden schon früher, wahrscheinlich domitianischer Zeit an, und manche Anlagen südlich vom Main, von denen alsbald noch die Rede sein soll, können kaum in viel spätere Zeit gesetzt werden — wenn ich es auch für verkehrt halten muß, hier (in der Strecke Stockstadt-Cannstatt und, wunderlicherweise, Obernburg-Miltenberg) den eigentlichen domitianischen Limes, von dem Frontin spricht, zu finden.

Doch der Aufstand des Antonius Saturninus, der die Gefahren des Vierkaiserjahrs wieder heraufzubeschwören drohte, gehört auch abgesehen von seinem Zusammenhang mit einem Germanenkrieg in den Kreis unserer Betrachtung. Wohl ist es eine der vielen Verschwörungen gegen einen verhaßten Kaiser; aber es ist eine, die zugleich einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte der rheinischen Legionen, vielleicht auch der Verwaltung der Rheinlande, bedeutet und grell die Gefahr beleuchtet, die an dieser Grenze lauert, nicht nur für den einzelnen Kaiser, sondern für das Reich, nicht nur von den jenseitigen Barbaren, sondern von den berufenen Verteidigern der Grenzmark selbst.

Aber dieser Aufstand ist auch ein drastisches Beispiel der Zerrüttung unserer Überlieferung. Wir erfahren, daß Antonius als Kommandant des obergermanischen Heers in einem Lager von zwei Legionen, also in Mainz, die Fahne des Aufruhrs aufpflanzte, zweifellos von den beiden Mainzer Legionen, vielleicht auch von denen in Straßburg und Windisch zum Kaiser ausgerufen ward; wir erfahren ferner, daß er mit den Germanen sich verband, daß der Aufstand in Rom große Bestürzung hervorief, daß der Kaiser selbst mit den Prätorianern schleunigst aufbrach, aber schon unterwegs die Nachricht erhielt von der Niederwerfung der Empörung und dem Tod des Imperators. Die Akten der Arvalbrüder gestatten uns als die Zeit der Ereignisse den Winter des Jahres 88 89 zu bestimmen. Der rasche Sieg war das Verdienst des L. Appius Maximus Norbanus, dem, wie schon gesagt, dabei plötzliches Tauwetter zustatten kam, das den Germanen den Rheinübergang verwehrte; „confector belli Germanici" nennt diesen Appius Maximus die Grabschrift seiner Gattin. Martial preist seine Tat:

cum tua sacrilegos contra Norbane furgores
staret pro domino Caesare sancta fides . . .*)

Für rühmlicher noch als den Sieg hält Dio die Gesinnung, die den Norbanus alle Briefe im Nachlaß des Antonius vernichten hieß, damit niemand kompromittiert würde — eine Vorsicht, die freilich vergeblich war, da der Kaiser zur Verfolgung Verdächtiger kompromittierender Briefe nicht bedurfte.

Abb. 52. Münze des Maximinus mit der Inschrift Victoria Germanica aus dem Jahre 236 n. Chr. (Zu Seite 86.)

*) „ . . . das deine Treue, Norbanus, den Kaiser gegen verbrecherische Wut schützte."

In welcher amtlichen Eigenschaft aber Norbanus dem Empörer entgegentrat, und wo die Schlacht geschlagen wurde, das und vieles andere fragen wir unsere Überlieferung vergeblich.

Die einen halten den Norbanus für einen Legionslegaten des Antonius, die andern für den Statthalter von Aquitanien, wieder andere für den von Gallia Lugudunensis, für den Prokurator von Rätien, für den Statthalter von Pannonien. Die Entscheidung hat meines Erachtens der Nachweis gebracht, daß alle vier Legionen des niederrheinischen Heeres samt der Flotte und mehrere Auxiliartruppen um diese Zeit den Beinamen pia fidelis (Domitiana) erhielten. Kein wahrscheinlicherer Anlaß ist denkbar als die gegen den Empörer bewährte Treue. Dann war auch sicherlich der dieser selben Treue wegen gepriesene Norbanus Kommandant dieses niederrheinischen Heeres; dann wurde aber auch gewiß die Schlacht nicht in der Nähe des Bodensees geschlagen, wie man aus einem Vers des Martial erschlossen hat, der auch eine andere Deutung zuläßt. Nur der Mittelrhein kommt in Betracht, an dem auch allein das Eingreifen der Chatten, die unter jenen Germanen zu verstehen und stets verstanden worden sind, füglich denkbar ist; die nächste Umgebung von Mainz selbst freilich wohl nicht, da hier die damals wahrscheinlich schon stehende Brücke den Germanen das Überschreiten des Stroms auch bei Eisgang ermöglicht hätte. Man darf vermuten, daß der Usurpator sich der Grenze des unteren Bezirks genähert hatte mit der Absicht, die niederrheinischen Legionen für sich zu gewinnen, und daß dort, etwa im Neuwieder Becken, ihm Norbanus entgegentrat.

Abb. 53. Postumus. (Zu Seite 87.)

Abb. 54. Claudius. (Zu Seite 88.)

Abb. 55. Aurelianus. (Zu Seite 88.)

Abb. 56. Probus. (Zu Seite 88.)

Wenn Domitian auf die Nachricht von dem Ende des Aufruhrs umkehrte und nicht an den Rhein kam, so ist es selbstverständlich, daß Norbanus auch die Züchtigung der Chatten übernahm; so erst wird ja auch der Name „confector belli Germanici" gerechtfertigt. Den Krieg gegen die Chatten hatte der Kommandant des oberen Heeres zu führen, und es ist überaus wahrscheinlich, daß Norbanus nicht nur augenblicklich nach des Antonius Niederlage und Tod das Kommando über dessen Legionen übernahm, die wohl oder übel zur „Treue" zurückkehren mußten, sondern daß der Kaiser sein Verdienst durch die Vereinigung beider Kommandos belohnte. So konnte sein Name sich mit dem der achten Legion, der in Straßburg stehenden, auf Ziegelstempeln verbinden, die in Frankreich gefunden worden sind.

* * *

Der Chattenkrieg des Norbanus im Jahre 89 hat das Ergebnis des sechs Jahre zuvor vom Kaiser selbst geführten wo nicht erweitert, so doch hergestellt und gesichert. Es war in der Tat „der entscheidende Schritt zur Eroberung der rechtsrheinischen Lande". Aber der erste war es nicht. Zwar die Behauptung des rechten Rheinufers südlich vom Taunus oder gar, wie einige Forscher meinen, über den Taunus hinaus, seit der augusteischen Zeit braucht nicht im Zusammenhang eines größeren Planes gestanden zu haben: es war das Vorland der Hauptfestung, das, wie es vor Vetera den Germanen verwehrt wurde (S. 42), hier vor Mogontiacum, wo es ein lockenderer Besitz war, besetzt gehalten wurde. Aber wenn die Straße von Straßburg nach Rätien bereits im Jahre 74 erbaut wurde, wie uns der Offenburger Meilenstein im Museum zu Karlsruhe bezeugt — als Zangemeister vor zwanzig Jahren die Inschrift verstehen

Abb. 57. Diocletianus. (Zu Seite 88.)

Abb. 58. Maximianus. (Zu Seite 90.)

Abb. 59. Constantinus. (Zu Seite 92.)

Abb. 60. Julianus. (Zu Seite 93.)

lehrte und vielleicht auch heute noch „die älteste datierbare Steininschrift zwischen Rhein, Main und Donau“ — und wenn an der Stelle, wo auf diese Straße die von Vindonissa kommende trifft, beim heutigen Rottweil am Neckar ein großes Lager vermutlich um dieselbe Zeit erbaut wurde, das den Namen Arae Flaviae erhielt, wenn sogar über Rottweil hinaus, bei Sulz, ein Kastell vespasianischer Zeit sich findet, so deutet das doch zweifellos auf den Plan, den einspringenden Winkel zwischen der Donau- und Rheingrenze zum Reiche zu ziehen und so in sehr bescheidenem Umfang etwas ähnliches zu erreichen wie es die augusteische Zeit unendlich viel weiter ausgreifend vergeblich erstrebt hatte.

Gleichzeitig wird man von der Donau und vom Rhein her vorgedrungen sein. Hier wird uns der Spaten noch mancherlei lehren, wovon alle literarische Kunde verschollen ist. Aber ganz klar wird uns freilich niemals werden, was ganz klar vielleicht auch zu Vespasians Zeit selbst nicht war. Denn mag auch „eine mit Meilensteinen besetzte und also nicht bloß tumultuarische Straße“ bezeugen, daß das Land, durch das sie zieht, als römisches Gebiet betrachtet worden ist, so kann doch ein Gleiches nicht jede Spur eines römischen Lagers beweisen, und scharfe Grenzbestimmungen waren um so weniger nötig als hier weite Gebiete als herrenlos galten, und kein Parlament die Kosten eines sommerlichen Feldzugs ins Barbarenland zu bewilligen hatte.

Wenn nun in domitianischer Zeit am Mittelrhein ein Teil des rechten Ufers dauernd besetzt wurde, so war es geboten, dieses Gebiet mit dem oberrheinischen Besitz in Verbindung zu bringen, und wenn man das Reich gegen das Chattenland durch einen mit Wachttürmen und Kastellen besetzten „Limes“ abgrenzte, so lag es nahe, diesen Limes über den Main hinaus nach Süden weiter zu führen und auch den älteren Besitz dort, wenn es nicht bereits geschehen war, in gleicher Weise abzuschließen. Und in der Tat ist der Limes im Odenwald nach der Art seiner Trassierung, dem Bau seiner Türme und nach seinen Funden dem Limes nördlich vom Main so nahe verwandt, daß nicht daran gezweifelt werden kann, daß auch er schon früh entstanden ist. Bei Seckmauern an der Nordseite des Odenwalds ist ein reines Erdwerk gefunden worden; anderwärts bezeugen wenigstens ältere Ziegelstempel und Topfscherben, zuweilen auch Wohnplätze unter dem Wall eine dem erhaltenen Steinkastell vorangegangene Anlage jener Art. Aber es liegt in der Natur dieser Zeugen, daß eine sichere Scheidung zwischen domitianischer und frühtraianischer Zeit kaum jemals gelingen wird, und wir froh sein müssen, von einer Limesstrecke, einem Wachtturm oder Kastell nachweisen zu können, daß sie wahrscheinlich vor dem Beginn des zweiten Jahrhunderts entstanden sein müssen. Da aber Traians (Abb. 36) Tätigkeit am Rhein verhältnismäßig kurz gewährt hat, so wird das beste davon immerhin auf Rechnung Domitians gesetzt werden dürfen, über dessen letzte Regierungszeit unsere Nachrichten überaus dürftig sind, und wenn Tacitus etwas Rühmliches in dieser Zeit nicht ausdrücklich dem Traian zuschreibt, so dürfen wir es gewiß dem Domitian anrechnen, dessen verhaßten Namen er lieber verschweigt. Deshalb ist es „die Größe des römischen Volks“, die das Ansehen des Reichs über den Rhein getragen und das Land der Mattiaker gewonnen hat; deshalb wird nicht gesagt, wer den Limes gezogen, die Grenzkastelle vorgeschoben und die „decumates agros“ zu Provinzialland gemacht hat. Mag der Gau der Mattiaker auch, wie wir sahen, schon früher wenigstens zum Teil zum Reich gerechnet worden sein, mag auch am Oberrhein

Abb. 61. Valentinianus. (Zu Seite 98.)

Abb. 62. Gratianus. (Zu Seite 98.)

bereits Vespasian den Fuß auf das rechte Ufer gesetzt haben: hier wie dort ist die Sicherung des Besitzes das Verdienst des Domitian, und wo vom Limes die Rede war, wäre jedenfalls seine Name zu allererst zu nennen gewesen.

* * *

Die traurige Zertrümmerung unserer Überlieferung verdoppelt den Wert jeder versprengten Nachricht, verdoppelt aber oft auch die Schwierigkeit ihrer Verwertung, zumal wenn wie hier, beim neunundzwanzigsten Kapitel der „Germania“, absichtliches Verschweigen die Wahrheit verdunkelt. Warum dieses Gebiet „trans Rhenum Danuviumque“, gewiß in dem Winkel zwischen beiden Strömen gelegen, den Namen „agri decumates“ führt, ist noch immer eine Streitfrage. „Zehntland“ pflegt man es mit einem sehr geläufig klingenden Ausdruck zu übersetzen und bedenkt nicht, daß der Name, so verstanden, sprachlichen wie sachlichen Anstoß bietet. „Decumanos agros“ müßte es heißen statt decumates; und diese Art der Verpachtung ist uns in der Kaiserzeit sonst unbekannt. Den sprachlichen Anstoß hat man beseitigen wollen, indem man decumates von agros loslöste und zum Subjekt des Satzes zog; eos qui decumates („als Zehntpflichtige“) agros exercent: dem sachlichen Anstoß wollte man aus dem Weg gehen, indem man das Wort von einem Ortsnamen Decuma oder Ad decumam abzuleiten vorschlug oder auch in dem Wort decumates einen technischen Ausdruck der Feldmeßkunst, die zahlreiche archaische Formen in ihrem Wortschatz bewahrt habe, und damit zugleich ein Zeugnis für die amtliche Vermessung des neuen Landes sah. Alle drei Vorschläge haben wohl wenig Beifall gefunden, und man ist immer wieder zu dem „Zehntland“ zurückgekehrt.

Uns kann es hier genügen, daß es einst von Helvetiern bewohntes, dann von den Markomannen erobertes, nach deren Abzug nach Böhmen nur schwach bevölkertes Land war, in dem gallische Abenteurer — levissimus quisque Gallorum et inopia audax — sich angesiedelt hatten. Einen Boden von unsicherem Besitz — dubiae possessionis solum — nennt es Tacitus: man mag zweifeln, ob wegen der drohenden germanischen Nachbarn oder als eigentlich herrenloses Land. So oder so verstanden nahmen die Römer ihm nun diesen Charakter, und in der reichen Ebene zwischen Rhein und Schwarzwald wie im Neckargebiet schlug die römische Kultur vielerorten nicht minder kräftige Wurzeln als im Taunusgau.

„Ein Teil der Provinz (pars provinciae)“ heißen die agri decumates. War Germanien nun im eigentlichen Sinne „Provinz“, was es zu Augustus' Zeit, wie wir sahen (S. 23), nicht gewesen ist? Oder ist die Provinz Gallia Belgica gemeint? Diese Frage ist der eine Grund, der uns gebietet, in der fortschreitenden Erzählung hier einmal Halt zu machen. Der andere Grund ist das Erscheinen der Schrift, der wir das wertvollste Wissen über unsere Vorfahren verdanken und doch so gern noch viel mehr verdanken möchten,

Abb. 63. Steinbock (Capricornus) aus Erz von einer Fahnenstange der 22. Legion. Im Museum zu Wiesbaden. (Zu Seite 104.)

Abb. 57. Diocletianus. (Zu Seite 88.)

Abb. 58. Maximianus. (Zu Seite 90.)

Abb. 59. Constantinus. (Zu Seite 92.)

Abb. 60. Julianus. (Zu Seite 93.)

lehrte und vielleicht auch heute noch „die älteste datierbare Steininschrift zwischen Rhein, Main und Donau“ — und wenn an der Stelle, wo auf diese Straße die von Vindonissa kommende trifft, beim heutigen Rottweil am Neckar ein großes Lager vermutlich um dieselbe Zeit erbaut wurde, das den Namen Arae Flaviae erhielt, wenn sogar über Rottweil hinaus, bei Sulz, ein Kastell vespasianischer Zeit sich findet, so deutet das doch zweifellos auf den Plan, den einspringenden Winkel zwischen der Donau- und Rheingrenze zum Reiche zu ziehen und so in sehr bescheidenem Umfang etwas ähnliches zu erreichen wie es die augusteische Zeit unendlich viel weiter ausgreifend vergeblich erstrebt hatte.

Gleichzeitig wird man von der Donau und vom Rhein her vorgedrungen sein. Hier wird uns der Spaten noch mancherlei lehren, wovon alle literarische Kunde verschollen ist. Aber ganz klar wird uns freilich niemals werden, was ganz klar vielleicht auch zu Vespasians Zeit selbst nicht war. Denn mag auch „eine mit Meilensteinen besetzte und also nicht bloß tumultuarische Straße“ bezeugen, daß das Land, durch das sie zieht, als römisches Gebiet betrachtet worden ist, so kann doch ein Gleiches nicht jede Spur eines römischen Lagers beweisen, und scharfe Grenzbestimmungen waren um so weniger nötig als hier weite Gebiete als herrenlos galten, und kein Parlament die Kosten eines sommerlichen Feldzugs ins Barbarenland zu bewilligen hatte.

Wenn nun in domitianischer Zeit am Mittelrhein ein Teil des rechten Ufers dauernd besetzt wurde, so war es geboten, dieses Gebiet mit dem oberrheinischen Besitz in Verbindung zu bringen, und wenn man das Reich gegen das Chattenland durch einen mit Wachttürmen und Kastellen besetzten „Limes“ abgrenzte, so lag es nahe, diesen Limes über den Main hinaus nach Süden weiter zu führen und auch den älteren Besitz dort, wenn es nicht bereits geschehen war, in gleicher Weise abzuschließen. Und in der Tat ist der Limes im Odenwald nach der Art seiner Trassierung, dem Bau seiner Türme und nach seinen Funden dem Limes nördlich vom Main so nahe verwandt, daß nicht daran gezweifelt werden kann, daß auch er schon früh entstanden ist. Bei Seckmauern an der Nordseite des Odenwalds ist ein reines Erdwerk gefunden worden; anderwärts bezeugen wenigstens ältere Ziegelstempel und Topfscherben, zuweilen auch Wohnplätze unter dem Wall eine dem erhaltenen Steinkastell vorangegangene Anlage jener Art. Aber es liegt in der Natur dieser Zeugen, daß eine sichere Scheidung zwischen domitianischer und frühtraianischer Zeit kaum jemals gelingen wird, und wir froh sein müssen, von einer Limesstrecke, einem Wachtturm oder Kastell nachweisen zu können, daß sie wahrscheinlich vor dem Beginn des zweiten Jahrhunderts entstanden sein müssen. Da aber Traians (Abb. 36) Tätigkeit am Rhein verhältnismäßig kurz gewährt hat, so wird das beste davon immerhin auf Rechnung Domitians gesetzt werden dürfen, über dessen letzte Regierungszeit unsere Nachrichten überaus dürftig sind, und wenn Tacitus etwas Rühmliches in dieser Zeit nicht ausdrücklich dem Traian zuschreibt, so dürfen wir es gewiß dem Domitian anrechnen, dessen verhaßten Namen er lieber verschweigt. Deshalb ist es „die Größe des römischen Volks“, die das Ansehen des Reichs über den Rhein getragen und das Land der Mattiaker gewonnen hat; deshalb wird nicht gesagt, wer den Limes gezogen, die Grenzkastelle vorgeschoben und die „decumates agros“ zu Provinzialland gemacht hat. Mag der Gau der Mattiaker auch, wie wir sahen, schon früher wenigstens zum Teil zum Reich gerechnet worden sein, mag auch am Oberrhein

Abb. 61. Valentinianus. (Zu Seite 98.)

Abb. 62. Gratianus. (Zu Seite 98.)

bereits Vespasian den Fuß auf das rechte Ufer gesetzt haben: hier wie dort ist die Sicherung des Besitzes das Verdienst des Domitian, und wo vom Limes die Rede war, wäre jedenfalls seine Name zu allererst zu nennen gewesen.

* * *

Die traurige Zertrümmerung unserer Überlieferung verdoppelt den Wert jeder versprengten Nachricht, verdoppelt aber oft auch die Schwierigkeit ihrer Verwertung, zumal wenn wie hier, beim neunundzwanzigsten Kapitel der „Germania“, absichtliches Verschweigen die Wahrheit verdunkelt. Warum dieses Gebiet „trans Rhenum Danuviumque“, gewiß in dem Winkel zwischen beiden Strömen gelegen, den Namen „agri decumates“ führt, ist noch immer eine Streitfrage. „Zehntland“ pflegt man es mit einem sehr geläufig klingenden Ausdruck zu übersetzen und bedenkt nicht, daß der Name, so verstanden, sprachlichen wie sachlichen Anstoß bietet. „Decumanos agros“ müßte es heißen statt decumates; und diese Art der Verpachtung ist uns in der Kaiserzeit sonst unbekannt. Den sprachlichen Anstoß hat man beseitigen wollen, indem man decumates von agros loslöste und zum Subjekt des Satzes zog; eos qui decumates („als Zehntpflichtige“) agros exercent: dem sachlichen Anstoß wollte man aus dem Weg gehen, indem man das Wort von einem Ortsnamen Decuma oder Ad decumam abzuleiten vorschlug oder auch in dem Wort decumates einen technischen Ausdruck der Feldmeßkunst, die zahlreiche archaische Formen in ihrem Wortschatz bewahrt habe, und damit zugleich ein Zeugnis für die amtliche Vermessung des neuen Landes sah. Alle drei Vorschläge haben wohl wenig Beifall gefunden, und man ist immer wieder zu dem „Zehntland“ zurückgekehrt.

Uns kann es hier genügen, daß es einst von Helvetiern bewohntes, dann von den Markomannen erobertes, nach deren Abzug nach Böhmen nur schwach bevölkertes Land war, in dem gallische Abenteurer — levissimus quisque Gallorum et inopia audax — sich angesiedelt hatten. Einen Boden von unsicherem Besitz — dubiae possessionis solum — nennt es Tacitus: man mag zweifeln, ob wegen der drohenden germanischen Nachbarn oder als eigentlich herrenloses Land. So oder so verstanden nahmen die Römer ihm nun diesen Charakter, und in der reichen Ebene zwischen Rhein und Schwarzwald wie im Neckargebiet schlug die römische Kultur vielerorten nicht minder kräftige Wurzeln als im Taunusgau.

„Ein Teil der Provinz (pars provinciae)“ heißen die agri decumates. War Germanien nun im eigentlichen Sinne „Provinz“, was es zu Augustus' Zeit, wie wir sahen (S. 23), nicht gewesen ist? Oder ist die Provinz Gallia Belgica gemeint? Diese Frage ist der eine Grund, der uns gebietet, in der fortschreitenden Erzählung hier einmal Halt zu machen. Der andere Grund ist das Erscheinen der Schrift, der wir das wertvollste Wissen über unsere Vorfahren verdanken und doch so gern noch viel mehr verdanken möchten,

Abb. 63. Steinbock (Capricornus) aus Erz von einer Fahnenstange der 22. Legion. Im Museum zu Wiesbaden. (Zu Seite 104.)

der „Germania“ des Tacitus. Um dieser Schrift willen ist der Beginn der Regierungszeit des Traian eine Epoche in der Geschichte des römischen Germanien.

* * *

Am Rhein weilte Traian (Abb. 36), als er die Nachricht von Nervas Tod erhielt: der einst sein Nachfolger werden sollte, Hadrian, brachte ihm nach Köln die Botschaft, die ihn auf den Thron rief. Es war im Januar des Jahres 98.

Neun Jahre vorher war Traian, damals Legat einer spanischen Legion, von Domitian an den Rhein gerufen worden, um den Empörer Antonius Saturninus zu bekämpfen. Aber er hatte den Aufstand schon durch Norbanus bewältigt gefunden und an den nachfolgenden Germanenkämpfen sich wohl nicht beteiligt, da sein Lobredner, der jüngere Plinius, nichts zu rühmen weiß als die Schnelligkeit seines Marsches. Wenige Monate nach Domitians Ende kam er wieder an den Rhein, diesmal als Statthalter von Obergermanien. Als solcher empfing er im Herbst des Jahres 97 die Nachricht von seiner Adoption, als solcher bald nachher, wie gesagt, die Kunde von Nervas Tod — in Köln, da er als Mitregent nicht mehr an die Grenzen seiner Provinz gebunden war.

Von der Tätigkeit des Statthalters erfahren wir nur wenig. Orosius will wissen, daß er das rechtsrheinische Germanien „in den alten Zustand zurückgeführt“ habe. Dabei kann man sich nichts Rechtes denken. Vielleicht ist dasselbe gemeint, wenn Eutropius sagt, daß er die Städte (urbes) jenseits des Rheins in Germanien hergestellt habe. Aber diese Nachricht kann wohl nur gerettet werden, wenn man für urbes einsetzt: civitates: mehrere solcher überrheinischer civitates sind uns durch Inschriften bekannt, und die mit dem Vorort Lopodunum (Ladenburg) trug den Namen des Traian. Nach Ammian (S. 97) lag im Taunus- oder Maingebiet eine von Traian gegründete Feste (munimentum), der er seinen Namen gegeben hatte: der Name ist verschollen. Traians Tätigkeit wird nichts anderes als eine Fortsetzung der unter Domitian bereits so erfolgreich geübten gewesen sein. Wachttürme und Kastelle wird er gebaut, Straßen angelegt — die von Mainz nach Offenbach ist nach dem Zeugnis eines Meilensteins im Jahr 100 erbaut — das große Werk des Limes vollendet haben.

Das Ereignis dieser Tage war die Einsetzung eines Bructererkönigs, die dem Vestricius Spurinna, vielleicht einem Legaten des Traian, die Ehre einer Triumphalstatue, dem Traian selbst dann wohl — denn von anderen Verdiensten hören wir ja nichts — den Beinamen „Germanicus“ einbrachte, mehr noch die Dezimierung dieses Volksstammes durch die Nachbarvölker, die Tacitus in der „Germania“ als ein Geschenk der Götter für das römische Volk preist — wie es scheint nach übertreibenden Gerüchten (s. oben S. 13).

So gut wie ein Sieg der römischen Waffen, und besser noch, schien ein solches Blutbad unter Roms Feinden. Aber zu solchen Siegen bedurfte es nicht der Nähe des Kaisers, und mit Ungeduld erwartete man in der Hauptstadt die Ankunft Traians. Martial gibt der allgemeinen Stimmung Ausdruck, wenn er dem „Vater“ Rhein den Befehl seines Herrn, des Tiber, zuruft, den Kaiser seinem Volk und der Hauptstadt zurückzusenden:

„Traianum populis suis et urbi
Thybris te dominus rogat remittas.“

Hielt aber der Rhein den Herrscher noch fest, so wollte man von Kriegen und Siegen hören, die eines Kaisers würdig waren, nicht von Kastellbauten und Straßenanlagen. Was Martial in jenem Gedicht dem Rhein sagt: „Romanus eas utraque ripa“ war noch nicht ganz wahr und war noch zu wenig. Dieser doppelten Ungeduld, die von der Heimkehr des Kaisers oder von großen Kämpfen hören wollte, zu begegnen, soll des Tacitus Absicht gewesen sein, als er seine „Germania“ schrieb. Eine „politische Broschüre“ soll sie sein, „für den Moment berechnet“. „Sie ist zunächst geschrieben zur Belehrung und Aufklärung des römischen Publikums über das germanische Wesen, um

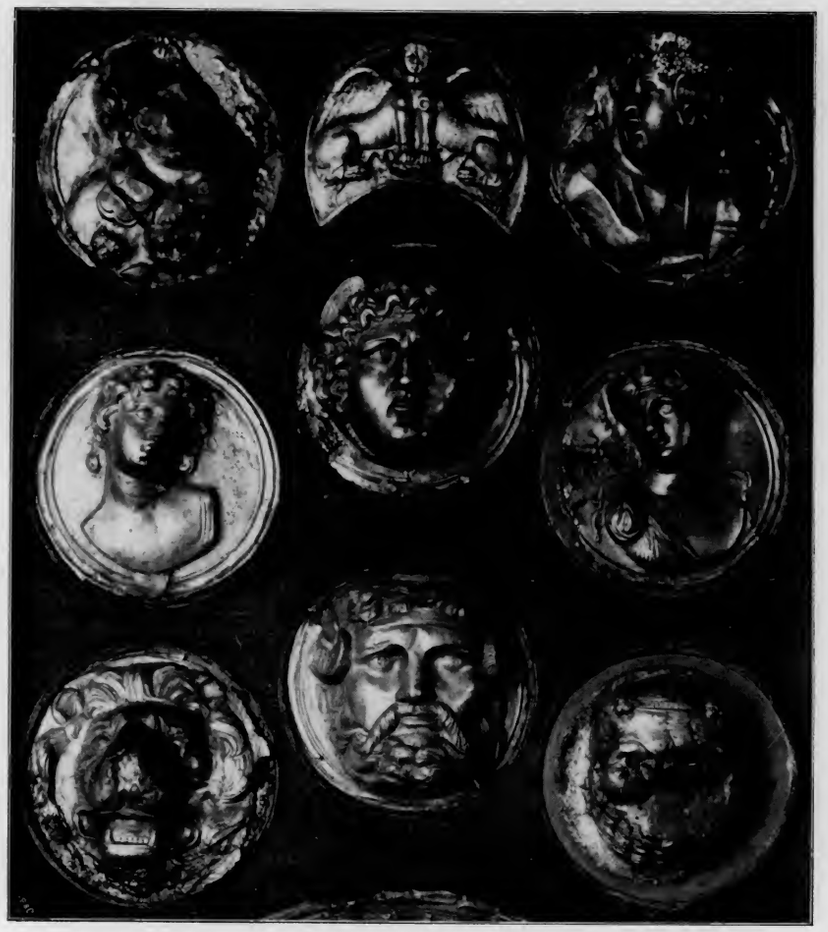


Abb. 64. Die Lauersforter Phalerae. Ordenszeichen eines römischen Offiziers. Im Besitz S. M. des Kaisers, aufbewahrt im Antiquarium der Königl. Museen zu Berlin. Für die Art der Anbringung vergl. Abb. 18 u. 116. (Seite 23 u. 123.)

ihm begreiflich zu machen, daß die Anstalten und Arbeiten zu einer dauerhaften Sicherung der Nordgrenze nicht nur an sich notwendig seien, sondern auch die persönliche Gegenwart des Kaisers erforderten, und sie ist geschrieben, um die ungemessenen Ansprüche der Kriegspartei zurückzuweisen.“ So war Müllenhoffs Ansicht, und andere haben vor und nach ihm den aktuellen Charakter der Schrift zu erweisen versucht. Dem hat Mommsen entschiedenen Widerspruch entgegengesetzt: „Eine Schrift mit dieser Richtung müßte über den militärischen Stand der Dinge, die Truppenlager, die Grenzbefestigungen, die Machtstellung der freien Germanen doch einiges berichten; mochten Domitians Veranstaltungen in Schatten gestellt werden, so war es geradezu unvermeidlich, des Nachfolgers und der an ihn geknüpften Hoffnungen zu erwähnen. Nichts von alledem geschieht. Traians wird nur beiläufig bei einer chronologischen Berechnung erwähnt und selbst von seinem Verweilen am Rhein ist mit keiner Silbe die Rede . . . die ganze Schrift macht den Eindruck einer rein geographischen Abhandlung.“ Das erklärt sich

der „Germania“ des Tacitus. Um dieser Schrift willen ist der Beginn der Regierungszeit des Traian eine Epoche in der Geschichte des römischen Germanien.

* * *

Am Rhein weilte Traian (Abb. 36), als er die Nachricht von Nervas Tod erhielt: der einst sein Nachfolger werden sollte, Hadrian, brachte ihm nach Köln die Botschaft, die ihn auf den Thron rief. Es war im Januar des Jahres 98.

Neun Jahre vorher war Traian, damals Legat einer spanischen Legion, von Domitian an den Rhein gerufen worden, um den Empörer Antonius Saturninus zu bekämpfen. Aber er hatte den Aufstand schon durch Norbanus bewältigt gefunden und an den nachfolgenden Germanenkämpfen sich wohl nicht beteiligt, da sein Lobredner, der jüngere Plinius, nichts zu rühmen weiß als die Schnelligkeit seines Marsches. Wenige Monate nach Domitians Ende kam er wieder an den Rhein, diesmal als Statthalter von Obergermanien. Als solcher empfing er im Herbst des Jahres 97 die Nachricht von seiner Adoption, als solcher bald nachher, wie gesagt, die Kunde von Nervas Tod — in Köln, da er als Mitregent nicht mehr an die Grenzen seiner Provinz gebunden war.

Von der Tätigkeit des Statthalters erfahren wir nur wenig. Orosius will wissen, daß er das rechtsrheinische Germanien „in den alten Zustand zurückgeführt“ habe. Dabei kann man sich nichts Rechtes denken. Vielleicht ist dasselbe gemeint, wenn Eutropius sagt, daß er die Städte (urbes) jenseits des Rheins in Germanien hergestellt habe. Aber diese Nachricht kann wohl nur gerettet werden, wenn man für urbes einsetzt: civitates: mehrere solcher überrheinischer civitates sind uns durch Inschriften bekannt, und die mit dem Vorort Lopodunum (Ladenburg) trug den Namen des Traian. Nach Ammian (S. 97) lag im Taunus- oder Maingebiet eine von Traian gegründete Feste (munimentum), der er seinen Namen gegeben hatte: der Name ist verschollen. Traians Tätigkeit wird nichts anderes als eine Fortsetzung der unter Domitian bereits so erfolgreich geübten gewesen sein. Wachttürme und Kastelle wird er gebaut, Straßen angelegt — die von Mainz nach Offenbach ist nach dem Zeugnis eines Meilensteins im Jahr 100 erbaut — das große Werk des Limes vollendet haben.

Das Ereignis dieser Tage war die Einsetzung eines Bruktererkönigs, die dem Vestricius Spurinna, vielleicht einem Legaten des Traian, die Ehre einer Triumphalstatue, dem Traian selbst dann wohl — denn von anderen Verdiensten hören wir ja nichts — den Beinamen „Germanicus“ einbrachte, mehr noch die Dezimierung dieses Volksstammes durch die Nachbarvölker, die Tacitus in der „Germania“ als ein Geschenk der Götter für das römische Volk preist — wie es scheint nach übertreibenden Gerüchten (s. oben S. 13).

So gut wie ein Sieg der römischen Waffen, und besser noch, schien ein solches Blutbad unter Roms Feinden. Aber zu solchen Siegen bedurfte es nicht der Nähe des Kaisers, und mit Ungeduld erwartete man in der Hauptstadt die Ankunft Traians. Martial gibt der allgemeinen Stimmung Ausdruck, wenn er dem „Vater“ Rhein den Befehl seines Herrn, des Tiber, zuruft, den Kaiser seinem Volk und der Hauptstadt zurückzusenden:

„Traianum populis suis et urbi
Thybris te dominus rogat remittas.“

Hielt aber der Rhein den Herrscher noch fest, so wollte man von Kriegen und Siegen hören, die eines Kaisers würdig waren, nicht von Kastellbauten und Straßenanlagen. Was Martial in jenem Gedicht dem Rhein sagt: „Romanus eas utraque ripa“ war noch nicht ganz wahr und war noch zu wenig. Dieser doppelten Ungeduld, die von der Heimkehr des Kaisers oder von großen Kämpfen hören wollte, zu begegnen, soll des Tacitus Absicht gewesen sein, als er seine „Germania“ schrieb. Eine „politische Broschüre“ soll sie sein, „für den Moment berechnet“. „Sie ist zunächst geschrieben zur Belehrung und Aufklärung des römischen Publikums über das germanische Wesen, um

Abb. 64. Die Lauersforter Phalerae. Ordenszeichen eines römischen Offiziers. Im Besitz S. M. des Kaisers, aufbewahrt im Antiquarium der Königl. Museen zu Berlin. Für die Art der Anbringung vergl. Abb. 18 u. 116. (Seite 23 u. 123.)

ihm begreiflich zu machen, daß die Anstalten und Arbeiten zu einer dauerhaften Sicherung der Nordgrenze nicht nur an sich notwendig seien, sondern auch die persönliche Gegenwart des Kaisers erforderten, und sie ist geschrieben, um die ungemessenen Ansprüche der Kriegspartei zurückzuweisen.“ So war Müllenhoffs Ansicht, und andere haben vor und nach ihm den aktuellen Charakter der Schrift zu erweisen versucht. Dem hat Mommsen entschiedenen Widerspruch entgegengesetzt: „Eine Schrift mit dieser Richtung müßte über den militärischen Stand der Dinge, die Truppenlager, die Grenzbefestigungen, die Machtstellung der freien Germanen doch einiges berichten; mochten Domitians Veranstaltungen in Schatten gestellt werden, so war es geradezu unvermeidlich, des Nachfolgers und der an ihn geknüpften Hoffnungen zu erwähnen. Nichts von alledem geschieht. Traians wird nur beiläufig bei einer chronologischen Berechnung erwähnt und selbst von seinem Verweilen am Rhein ist mit keiner Silbe die Rede . . . die ganze Schrift macht den Eindruck einer rein geographischen Abhandlung.“ Das erklärt sich

nur durch „die Gleichgültigkeit gegen die politischen Verhältnisse der Gegenwart, welche die gesamte Kaiserliteratur beherrscht“. „Das politische Lied und nicht minder die politische Prosa fanden kein Publikum mehr.“ Das soll auch von Tacitus gelten, obwohl er die Geschichte seiner Zeit schreibt. „Er verachtet selber seine enge und ruhmlose Arbeit; der Inhalt seines Werkes ist ihm gleichgültig oder widerwärtig.“ Wer möchte es wagen, eine solche Grundstimmung des Historikers für unmöglich zu erklären, wenn ein Mommsen sie für möglich hält! Aber das Wort von der engen und ruhmlosen Arbeit, das er im vierten Buch der Annalen gesprochen hat, sollte gewiß so allgemeine Geltung nicht haben, und auch dort warnt er davor, diese auf den ersten Blick gleichgültigen Dinge als gänzlich unnütz zu verachten, weil aus ihnen oft Großes erwachsen könne: „ex quis magnarum saepe rerum motus oriuntur“. Solches zu schildern wäre dann doch auch eine minder ruhmlose Aufgabe! Doch sollte ihm auch immer seine Aufgabe beschränkt und undankbar erschienen sein im Vergleiche zu denen der alten Geschichtsschreiber aus der Zeit der Republik: was anders drückte ihm dennoch die Feder in die Hand als ein politisches Interesse, mochte es noch so sehr mit Resignation verbunden sein? Die „Germania“ freilich braucht in der Tat nicht auf dem Boden der Politik gewachsen zu sein, läßt jedenfalls alles Politische und Aktuelle völlig zurücktreten: sie ist nur insofern aktuell, als eben das Interesse für die Germanen zur Zeit ihres Erscheinens mehr denn je aktuell war. Aber wenn Mommsen in der Schrift die zu den „Historien“ gehörige „Chorographie“ sehen möchte, so ist dagegen allerdings einzuwenden, daß die meisten der in der „Germania“ besprochenen Stämme und Gebiete in den Historien nicht einmal berührt werden, und es wird nur soviel richtig sein, daß es die Vorarbeiten zu den Historien waren, die den Tacitus in den Stand setzten, die Schrift zu verfassen, als sie ihm zeitgemäß zu sein schien.

Die Entstehungszeit wird genau bestimmt durch den schon zu Anfang dieser Schrift (S. 6) angeführten Satz, in dem die Dauer der Germanenkämpfe vom Konsulat des Metellus und Carbo, im Jahr 113 v. Chr., bis zum zweiten Konsulat des Traian, d. h. bis zu den ersten Monaten des Jahres 98 n. Chr., gerechnet wird. Als Ereignis der unmittelbaren Gegenwart fanden wir die Katastrophe im Bructererland erwähnt; angedeutet war die Besetzung eines Landstreifens auf dem rechten Rheinufer und seine Einschließung durch einen Limes, der, wie wir bald hören werden, der offene Verkehr an der Donaugrenze gegenübergestellt wird. Die auf die Kämpfe des Jahres 70 n. Chr. zunächst folgende Zeit (proximis temporibus), also die Zeit der Flavier, bildet den Schluß der kurzen Übersicht über die Kämpfe mit den Germanen: in dieser Zeit sind „mehr Triumphe gefeiert als Siege erfochten“ worden; das ist gewiß ein Hieb auf Domitian. Einem „bis zu unserer Zeit“ (usque ad nostram memoriam) wird mit „jetzt“ (iam) die Gegenwart gegenübergestellt, wo von den Königen der Markomannen und Quaden die Rede ist. Ein „neulich“ (nuper) scheint die augusteische Zeit zu bezeichnen, wo es sich um Kriegszüge handelt, die zur Entdeckung entlegener Völker des Nordens geführt haben, während dieselbe Zeit mit „einst“ (olim) der Jetztzeit entgegengestellt wird, wo es heißt, daß die Elbe einst vielgenannt und berühmt, jetzt kaum noch von Hörensagen bekannt sei.

Das sind in der Tat zu wenig Anspielungen auf Geschehnisse und Aufgaben der Gegenwart für eine Schrift, die in den Dienst der Politik gestellt sein soll. Daß die Chatten unter den deutschen Stämmen weitaus am meisten hervortreten, ist in dieser Zeit und wäre schon Jahrzehnte vorher selbstverständlich; einen Unterschied zwischen den Anwohnern des Rheins und der Donau, zu denen friedlicher Handel Wein und manches Erzeugnis der Kultur brachte, und den weiter zurückwohnenden Stämmen, die noch mit größerem Stolz ihre verbrämten Pelze trugen, weil ihnen noch kein Ersatz dafür geboten wurde, einen solchen Unterschied würde auch eine frühere Zeit schon gemacht haben. Alle die Nachrichten über Land und Leute, Sitten und Brauch, über Krieg und Staatsleben, über Recht und Glauben, über Familienleben und Wirtschaft hätten so reichlich und zuverlässig vielleicht nicht in viel früherer Zeit zusammengebracht werden können — wie groß ist der Abstand von den Nachrichten Caesars! — zu

Abb. 65. a—c. Ziegel mit Stempeln der Legio XXII p(rimigenia) p(ia) f(idelis); c mit Datum (ante diem) IIII Id(us) Mai(as) = 12. Mai; d. Heizkachel mit dem Stempel derselben Legion. (Zu Seite 108.)

Tacitus' Zeit aber konnten sie ohne persönliche Kenntnis des Landes aus schriftlicher und mündlicher Überlieferung zusammengebracht werden. Dem Tacitus bleibt das Verdienst, sie in so kunstvolle Form gegossen zu haben — obgleich „auch an diesem unschätzbaren Kleinod“, nach Mommsens Wort, „recht schwere, dem Gefühl ebenso störende wie die Brauchbarkeit beeinträchtigende Mängel haften“; aber ein Kenner der germanischen Verhältnisse vor allen anderen braucht er darum nicht gewesen zu sein. Die Schrift verrät nirgends die Absicht der scharfen Umgrenzung der der römischen Politik gestellten Aufgabe, und es ist sehr fraglich, ob ihr Verfasser in den Augen Traians und seiner Helfer am Rhein und an der Donau zu einer solchen Umgrenzung berufen erschienen wäre.

Zur Orientierung der Fernstehenden hätte Tacitus jedenfalls deutlicher reden müssen, die Sachkundigen aber bedurften seines Rats nicht. Von anderer Hand war die Aufgabe längst vorgezeichnet. Traian hat hier, soviel wir sehen, nur weitergeführt und vollendet, was seit dem Chattenkrieg des Jahres 83, ja vielleicht schon länger

nur durch „die Gleichgültigkeit gegen die politischen Verhältnisse der Gegenwart, welche die gesamte Kaiserliteratur beherrscht“. „Das politische Lied und nicht minder die politische Prosa fanden kein Publikum mehr.“ Das soll auch von Tacitus gelten, obwohl er die Geschichte seiner Zeit schreibt. „Er verachtet selber seine enge und ruhmlose Arbeit; der Inhalt seines Werkes ist ihm gleichgültig oder widerwärtig.“ Wer möchte es wagen, eine solche Grundstimmung des Historikers für unmöglich zu erklären, wenn ein Mommsen sie für möglich hält! Aber das Wort von der engen und ruhmlosen Arbeit, das er im vierten Buch der Annalen gesprochen hat, sollte gewiß so allgemeine Geltung nicht haben, und auch dort warnt er davor, diese auf den ersten Blick gleichgültigen Dinge als gänzlich unnütz zu verachten, weil aus ihnen oft Großes erwachsen könne: „ex quis magnarum saepe rerum motus oriuntur“. Solches zu schildern wäre dann doch auch eine minder ruhmlose Aufgabe! Doch sollte ihm auch immer seine Aufgabe beschränkt und undankbar erschienen sein im Vergleiche zu denen der alten Geschichtsschreiber aus der Zeit der Republik: was anders drückte ihm dennoch die Feder in die Hand als ein politisches Interesse, mochte es noch so sehr mit Resignation verbunden sein? Die „Germania“ freilich braucht in der Tat nicht auf dem Boden der Politik gewachsen zu sein, läßt jedenfalls alles Politische und Aktuelle völlig zurücktreten: sie ist nur insofern aktuell, als eben das Interesse für die Germanen zur Zeit ihres Erscheinens mehr denn je aktuell war. Aber wenn Mommsen in der Schrift die zu den „Historien“ gehörige „Chorographie“ sehen möchte, so ist dagegen allerdings einzuwenden, daß die meisten der in der „Germania“ besprochenen Stämme und Gebiete in den Historien nicht einmal berührt werden, und es wird nur soviel richtig sein, daß es die Vorarbeiten zu den Historien waren, die den Tacitus in den Stand setzten, die Schrift zu verfassen, als sie ihm zeitgemäß zu sein schien.

Die Entstehungszeit wird genau bestimmt durch den schon zu Anfang dieser Schrift (S. 6) angeführten Satz, in dem die Dauer der Germanenkämpfe vom Konsulat des Metellus und Carbo, im Jahr 113 v. Chr., bis zum zweiten Konsulat des Traian, d. h. bis zu den ersten Monaten des Jahres 98 n. Chr., gerechnet wird. Als Ereignis der unmittelbaren Gegenwart fanden wir die Katastrophe im Bructererland erwähnt; angedeutet war die Besetzung eines Landstreifens auf dem rechten Rheinufer und seine Einschließung durch einen Limes, der, wie wir bald hören werden, der offene Verkehr an der Donaugrenze gegenübergestellt wird. Die auf die Kämpfe des Jahres 70 n. Chr. zunächst folgende Zeit (proximis temporibus), also die Zeit der Flavier, bildet den Schluß der kurzen Übersicht über die Kämpfe mit den Germanen: in dieser Zeit sind „mehr Triumphe gefeiert als Siege erfochten“ worden; das ist gewiß ein Hieb auf Domitian. Einem „bis zu unserer Zeit“ (usque ad nostram memoriam) wird mit „jetzt“ (iam) die Gegenwart gegenübergestellt, wo von den Königen der Markomannen und Quaden die Rede ist. Ein „neulich“ (nuper) scheint die augusteische Zeit zu bezeichnen, wo es sich um Kriegszüge handelt, die zur Entdeckung entlegener Völker des Nordens geführt haben, während dieselbe Zeit mit „einst“ (olim) der Jetztzeit entgegengestellt wird, wo es heißt, daß die Elbe einst vielgenannt und berühmt, jetzt kaum noch von Hörensagen bekannt sei.

Das sind in der Tat zu wenig Anspielungen auf Geschehnisse und Aufgaben der Gegenwart für eine Schrift, die in den Dienst der Politik gestellt sein soll. Daß die Chatten unter den deutschen Stämmen weitaus am meisten hervortreten, ist in dieser Zeit und wäre schon Jahrzehnte vorher selbstverständlich; einen Unterschied zwischen den Anwohnern des Rheins und der Donau, zu denen friedlicher Handel Wein und manches Erzeugnis der Kultur brachte, und den weiter zurückwohnenden Stämmen, die noch mit größerem Stolz ihre verbräunten Pelze trugen, weil ihnen noch kein Ersatz dafür geboten wurde, einen solchen Unterschied würde auch eine frühere Zeit schon gemacht haben. Alle die Nachrichten über Land und Leute, Sitten und Brauch, über Krieg und Staatsleben, über Recht und Glauben, über Familienleben und Wirtschaft hätten so reichlich und zuverlässig vielleicht nicht in viel früherer Zeit zusammengebracht werden können — wie groß ist der Abstand von den Nachrichten Caesars! — zu

Abb. 65. a—c. Ziegel mit Stempeln der Legio XXII p(rimigenia) p(ia) f(idelis): c mit Datum (ante diem) IIII Id(us) Mai(as) = 12. Mai; d. Heizkachel mit dem Stempel derselben Legion. (Zu Seite 108.)

Tacitus' Zeit aber konnten sie ohne persönliche Kenntnis des Landes aus schriftlicher und mündlicher Überlieferung zusammengebracht werden. Dem Tacitus bleibt das Verdienst, sie in so kunstvolle Form gegossen zu haben — obgleich „auch an diesem unschätzbaren Kleinod“, nach Mommsens Wort, „recht schwere, dem Gefühl ebenso störende wie die Brauchbarkeit beeinträchtigende Mängel haften“; aber ein Kenner der germanischen Verhältnisse vor allen anderen braucht er darum nicht gewesen zu sein. Die Schrift verrät nirgends die Absicht der scharfen Umgrenzung der der römischen Politik gestellten Aufgabe, und es ist sehr fraglich, ob ihr Verfasser in den Augen Traians und seiner Helfer am Rhein und an der Donau zu einer solchen Umgrenzung berufen erschienen wäre.

Zur Orientierung der Fernstehenden hätte Tacitus jedenfalls deutlicher reden müssen, die Sachkundigen aber bedurften seines Rats nicht. Von anderer Hand war die Aufgabe längst vorgezeichnet. Traian hat hier, soviel wir sehen, nur weitergeführt und vollendet, was seit dem Chattenkrieg des Jahres 83, ja vielleicht schon länger

Abb. 66. Schale aus dem Hildesheimer Silberfund.
(Zu Seite 110.)

geplant und eingeleitet war, und wenn nur die Kaiser höchstselbst in Betracht kommen, so müssen wir dem Domitian den Ruhm lassen, den Beziehungen zu den germanischen Nachbarn für lange Zeit die Richtung gegeben zu haben.

* * *

Domitian ist es auch gewesen, der, gewiß im Zusammenhang mit den Eroberungen auf dem rechten Ufer, die beiden rheinischen Heeresbezirke zu eigentlichen Provinzen gemacht hat. In diesem Sinne scheint mir die alte Streitfrage heute entschieden zu sein.

Daß Germanien zur Zeit des Augustus, auch vor der Varusschlacht, eine Provinz im eigentlichen Sinne nicht war, haben wir früher gesehen (S. 32). Wenn man auch nach dem Verlust des rechten Rheinufers den Namen Germanien auf das linke übertrug, so ist es doch begreiflich, daß man darauf verzichtete, aus diesem kümmerlichen Rest des einst geplanten Großgermaniens eine besondere Provinz zu machen: ein Schriftsteller, der in germanischen Dingen so wohl unterrichtet war wie Plinius, rechnet denn auch das linke Rheinufer ausdrücklich zur provincia Belgica. Später aber gab es, wie uns Inschriften und Rechtsquellen lehren, nicht nur eine Provinz des Namens, sondern deren zwei: Germania superior und inferior. Sucht man die Zeit zu bestimmen, in der diese Änderung eintrat, so würde sich von selbst die Vermutung einstellen, daß sie mit der Erweiterung des Gebiets durch die Eroberungen auf dem rechten Rheinufer zusammengefallen sein möchte; und eben dieses scheinen zuverlässige Zeugnisse zu bestätigen.

Daß die Betrachtung der Schriftstellerzeugnisse zu einem klaren Ergebnis nicht führt, wird man nicht verwunderlich finden, da es ebenso möglich ist, daß ein Schriftsteller die Verhältnisse seiner Zeit irrtümlich auf eine frühere überträgt, als daß er den Zustand einer früheren Zeit irrtümlich aus seiner Quelle übernimmt. Zudem war auch die Sache keineswegs klar und einfach. Denn das Gebiet, um das es sich handelt — nach Plinius wäre es das Land der Nemeter, Triboker, Vangionen, Ubier, Cugerner, Bataver —, war kaum etwas anderes als der Bezirk der rheinischen Legionen, und diese rheinischen Legionen waren nicht etwa dem Statthalter der Belgica unterstellt, sondern standen unter zwei kaiserlichen Legaten, die sogar von höherem Rang waren als der Statthalter der benachbarten Provinz. Nicht allzuviel dürfte es deshalb gewesen sein, was der Legat der belgischen Provinz an der rheinischen Militärgrenze zu sagen hatte. Die Legaten der Rheinheere aber waren in den ersten Jahrzehnten der Kaiserzeit sicherlich keine Statthalter: sie heißen nicht legati provinciae Germaniae, sondern legati exercitus Germanici superioris oder inferioris. „Erst im zweiten Jahrhundert tritt dafür öfter der Titel legatus propraetore Germaniae superioris oder inferioris ein, in der Regel ohne den Zusatz provincia." Früher meinte man den Wechsel in der Titulatur in die Zeit Hadrians setzen zu dürfen; jetzt aber wissen wir, daß der Jurist Javolenus Priscus, der in einer Inschrift aus Dalmatien den späteren Titel führt, das Amt bereits im Jahre 90 bekleidet hat. Früher gab es im offiziellen Sprachgebrauch ein „oberes" und ein „unteres Heer", aber nur ein Germanien; später gab es ein „oberes" und ein „unteres Germanien". Wenn nun in den älteren „Militärdiplomen" (den Entlassungsurkunden ausgedienter Soldaten), und zuletzt im Jahre 82 n. Chr., nur „Germania" sich findet, in den späteren, und zwar zuerst im Jahre 90, „Germania superior", so scheint es klar, daß zwischen diesen beiden Jahren, also zur Zeit der Chattenkriege des Domitian und der Errichtung des Limes, die beiden Provinzen geschaffen worden sind, und es bleibt nur fraglich, ob der Krieg des Jahres 83 oder der Aufstand des Jahres 89 den Anstoß zu der Neuerung gegeben hat, und ob etwa der Jurist, der uns als erster „Statthalter" Obergermaniens begegnet, wie man vermutet hat, an der Neuordnung tätigen Anteil genommen hat.

* * *

Füglich darf man also unter der „Provinz", der nach des Tacitus vorhin angeführtem Wort das „Dekumatland" angegliedert wurde, die Provinz Obergermanien verstehen. Wenn zur gleichen Zeit die Provinz Rätien eine offene Grenze hatte, so erscheint der obergermanische Limes als eine dieser Provinz eigentümliche Einrichtung, wie er denn ja auch im Norden aus keinem anderen Grund zwischen Rheinbrohl und Hönningen endet, als weil gerade gegenüber die Grenze Niedergermaniens war. Nun sagt Tacitus ausdrücklich, daß an der Donau die Hermunduren in friedlichem Verkehr ständen, der sich keineswegs auf das Ufer beschränkte, sondern sie nach Belieben ins Innere der Provinz führte, bis in „die prächtige Kolonie Rätiens", Augusta Vindelicorum, das heutige Augsburg: „während wir anderen Völkern nur unsere Waffen und Kastelle zeigen, haben wir diesen unsere Häuser und Villen geöffnet, ohne daß sie danach begehrten."

Abb. 67. Krater aus dem Hildesheimer Silberfund.
(Zu Seite 110.)

Wäre der obergermanische und der rätische Limes eine einheitlich gedachte und von höchster Stelle im Interesse des Ganzen angeordnete Einrichtung, so würde sich hier auch schwerlich der einspringende Winkel wiederholen, der das schon in der augusteischen Zeit empfundene Übel dieser Grenze war, während man doch so leicht eine kürzere Verbindung zwischen Main und Donau hätte herstellen können. Die rätische

Abb. 66. Schale aus dem Hildesheimer Silberfund.
(Zu Seite 110.)

geplant und eingeleitet war, und wenn nur die Kaiser höchstselbst in Betracht kommen, so müssen wir dem Domitian den Ruhm lassen, den Beziehungen zu den germanischen Nachbarn für lange Zeit die Richtung gegeben zu haben.

* * *

Domitian ist es auch gewesen, der, gewiß im Zusammenhang mit den Eroberungen auf dem rechten Ufer, die beiden rheinischen Heeresbezirke zu eigentlichen Provinzen gemacht hat. In diesem Sinne scheint mir die alte Streitfrage heute entschieden zu sein.

Daß Germanien zur Zeit des Augustus, auch vor der Varusschlacht, eine Provinz im eigentlichen Sinne nicht war, haben wir früher gesehen (S. 32). Wenn man auch nach dem Verlust des rechten Rheinufers den Namen Germanien auf das linke übertrug, so ist es doch begreiflich, daß man darauf verzichtete, aus diesem kümmerlichen Rest des einst geplanten Großgermaniens eine besondere Provinz zu machen: ein Schriftsteller, der in germanischen Dingen so wohl unterrichtet war wie Plinius, rechnet denn auch das linke Rheinufer ausdrücklich zur provincia Belgica. Später aber gab es, wie uns Inschriften und Rechtsquellen lehren, nicht nur eine Provinz des Namens, sondern deren zwei: Germania superior und inferior. Sucht man die Zeit zu bestimmen, in der diese Änderung eintrat, so würde sich von selbst die Vermutung einstellen, daß sie mit der Erweiterung des Gebiets durch die Eroberungen auf dem rechten Rheinufer zusammengefallen sein möchte; und eben dieses scheinen zuverlässige Zeugnisse zu bestätigen.

Daß die Betrachtung der Schriftstellerzeugnisse zu einem klaren Ergebnis nicht führt, wird man nicht verwunderlich finden, da es ebenso möglich ist, daß ein Schriftsteller die Verhältnisse seiner Zeit irrtümlich auf eine frühere überträgt, als daß er den Zustand einer früheren Zeit irrtümlich aus seiner Quelle übernimmt. Zudem war auch die Sache keineswegs klar und einfach. Denn das Gebiet, um das es sich handelt — nach Plinius wäre es das Land der Nemeter, Triboker, Vangionen, Ubier, Cugerner, Bataver —, war kaum etwas anderes als der Bezirk der rheinischen Legionen, und diese rheinischen Legionen waren nicht etwa dem Statthalter der Belgica unterstellt, sondern standen unter zwei kaiserlichen Legaten, die sogar von höherem Rang waren als der Statthalter der benachbarten Provinz. Nicht allzuviel dürfte es deshalb gewesen sein, was der Legat der belgischen Provinz an der rheinischen Militärgrenze zu sagen hatte. Die Legaten der Rheinheere aber waren in den ersten Jahrzehnten der Kaiserzeit sicherlich keine Statthalter: sie heißen nicht legati provinciae Germaniae, sondern legati exercitus Germanici superioris oder inferioris. „Erst im zweiten Jahrhundert tritt dafür öfter der Titel legatus propraetore Germaniae superioris oder inferioris ein, in der Regel ohne den Zusatz provincia." Früher meinte man den Wechsel in der Titulatur in die Zeit Hadrians setzen zu dürfen; jetzt aber wissen wir, daß der Jurist Javolenus Priscus, der in einer Inschrift aus Dalmatien den späteren Titel führt, das Amt bereits im Jahre 90 bekleidet hat. Früher gab es im offiziellen Sprachgebrauch ein „oberes" und ein „unteres Heer", aber nur ein Germanien; später gab es ein „oberes" und ein „unteres Germanien". Wenn nun in den älteren „Militärdiplomen" (den Entlassungsurkunden ausgedienter Soldaten), und zuletzt im Jahre 82 n. Chr., nur „Germania" sich findet, in den späteren, und zwar zuerst im Jahre 90, „Germania superior", so scheint es klar, daß zwischen diesen beiden Jahren, also zur Zeit der Chattenkriege des Domitian und der Errichtung des Limes, die beiden Provinzen geschaffen worden sind, und es bleibt nur fraglich, ob der Krieg des Jahres 83 oder der Aufstand des Jahres 89 den Anstoß zu der Neuerung gegeben hat, und ob etwa der Jurist, der uns als erster „Statthalter" Obergermaniens begegnet, wie man vermutet hat, an der Neuordnung tätigen Anteil genommen hat.

* * *

Füglich darf man also unter der „Provinz", der nach des Tacitus vorhin angeführtem Wort das „Dekumatland" angegliedert wurde, die Provinz Obergermanien verstehen. Wenn zur gleichen Zeit die Provinz Rätien eine offene Grenze hatte, so erscheint der obergermanische Limes als eine dieser Provinz eigentümliche Einrichtung, wie er denn ja auch im Norden aus keinem anderen Grund zwischen Rheinbrohl und Hönningen endet, als weil gerade gegenüber die Grenze Niedergermaniens war. Nun sagt Tacitus ausdrücklich, daß an der Donau die Hermunduren in friedlichem Verkehr ständen, der sich keineswegs auf das Ufer beschränkte, sondern sie nach Belieben ins Innere der Provinz führte, bis in „die prächtige Kolonie Rätiens", Augusta Vindelicorum, das heutige Augsburg: „während wir anderen Völkern nur unsere Waffen und Kastelle zeigen, haben wir diesen unsere Häuser und Villen geöffnet, ohne daß sie danach begehrten."

Abb. 67. Krater aus dem Hildesheimer Silberfund.
(Zu Seite 110.)

Wäre der obergermanische und der rätische Limes eine einheitlich gedachte und von höchster Stelle im Interesse des Ganzen angeordnete Einrichtung, so würde sich hier auch schwerlich der einspringende Winkel wiederholen, der das schon in der augusteischen Zeit empfundene Übel dieser Grenze war, während man doch so leicht eine kürzere Verbindung zwischen Main und Donau hätte herstellen können. Die rätische

Mauer (Abb. 35) und der obergermanische Wall und Graben bringen es noch in der letzten Entwicklungsphase des Limes zum Ausdruck, daß es sich hier um zwei verschiedene, nicht von derselben Stelle angeordnete Anlagen handelt.

Mit Unrecht ist bezweifelt worden, daß das Gebiet der Hermunduren bis an die Donau gereicht habe: aus Tacitus' eben angeführter Schilderung geht das meiner Meinung nach mit völliger Sicherheit hervor. Dann kann aber das Dekumatland feindliche Nachbarn von irgendwie erheblicher Bedeutung nicht gehabt haben (s. unten S. 75 f.), da ja die Hermunduren im Norden Nachbarn der Chatten waren, mit denen sie sich vier Jahrzehnte früher an der Werra oder an der fränkischen Saale um Salzquellen in einer blutigen Schlacht gemessen hatten. Die Völkerverschiebungen freilich, die vor einigen Generationen hier sich ereignet hatten, mußten die Dauer so friedlicher Nachbarschaft zweifelhaft erscheinen lassen. Aber es war doch mehr System als Notwendigkeit, daß die neue Grenze hier in der gleichen Weise befestigt wurde, wie es den kriegerischen Chatten gegenüber geschehen war, und vielleicht ist auch die Kastellreihe, allerdings eine Schutzwehr für das dahinter liegende Land, doch mehr als ein befestigter Heerweg denn als eine befestigte Grenze anzusehen. Dann braucht man Erdkastelle der ältesten Zeit zwischen Cannstatt und Lorch gar nicht zu suchen und nicht zu vermissen (s. unten S. 75), muß aber um so mehr Wert legen auf die Fortsetzung der Kastellreihe nach Süden, über Rottenburg, Sulz, Rottweil, wo freilich die Reihe unter der Deckung der Provinz Rätien sehr viel lichter sein durfte, und man kann in dem großen Kastell Heidenheim einen Rest der Verbindung mit der Donaulinie sehen. Wenn aber einige Kastelle der spätern rätischen Linie nachweisbar aus früherer Zeit stammen, wie Weißenburg und Pfünz, so wird man sie mit einer Straße in Verbindung bringen dürfen, wie auch schon geschehen ist, und nicht durch sie erwiesen meinen, daß schon in so früher Zeit eine befestigte Grenze in der Richtung des späteren Limes gezogen war.

Abb. 68. Humpen aus dem Hildesheimer Silberfund.
Gallische Arbeit. (Zu Seite 110.)

Hier zeigen die zugänglichen Ergebnisse der Limesforschung noch erhebliche Lücken, die zur Zurückhaltung mahnen. Aber schwerlich wird sich beweisen lassen, daß schon vor Traian, gar schon in augusteischer Zeit, wie in Sieglins Atlas angenommen ist, die Reichsgrenze über die Donau vorgeschoben worden ist. Das Wahrscheinlichste bleibt mir vielmehr, bis zum Beweis des Gegenteils, daß der rätische Limes erst mit der jüngeren, auf Lorch zielenden Linie des obergermanischen zusammengehört (s. jedoch unten S. 75 f.). In augusteischer Zeit gewiß, und wahrscheinlich bis ins zweite Jahrhundert, war die Grenze auch hier die Donau. Von Hienheim abwärts ist sie es für alle Zeit geblieben, mit Ausnahme der verhältnismäßig kurzen Strecke, auf der das Reich etwa 150 Jahre lang mit der Provinz Dacia darüber hinausgriff. Man hat versucht zu zeigen, warum der rätische Limes so, wie wir ihn sehen, und nicht anders

geführt ist: wäre er erst in der Zeit des Kaisers Marcus oder noch später errichtet, so würde er vermutlich das Vorland der Hauptfestung, Castra Regina (Regensburg) (Abb. 37), eingeschlossen haben; aber auch bevor dieses Legionslager bestand (s. unten S. 80), würde man wohl eher den Limes an der Mündung der Nab haben enden lassen als gerade hier, wenn er nicht im Zug einer alten Straße geblieben wäre, die hier die Donau überschritt.

Mit dem rheinischen Limesgebiet kann sich der schmale Landstreifen in keiner Weise vergleichen. Aber auch die Donaugrenze schloß einen guten Teil deutschen Landes ein: Augsburg und Regensburg, Bregenz und Kempten, um von den österreichischen Römerstädten zu schweigen, sind auf römischem Kulturboden erwachsen. Das mit Wachttürmen, Kastellen, Legionslagern besetzte Donauufer ist der österreichische „Limes", dessen Erforschung sich die Wissenschaft mit gleichem Eifer wie der des deutschen neuerdings gewidmet hat.

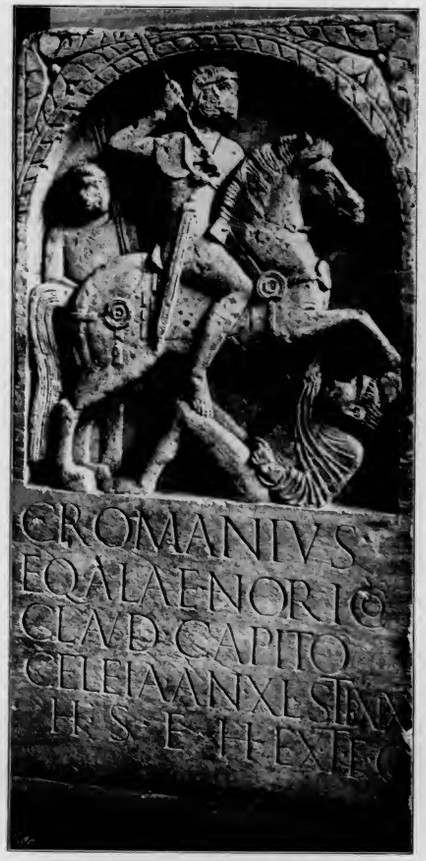


Abb. 69. Grabstein eines Reiters. Im Museum zu Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 110.)

Von diesem Donau-Limes besitzen wir bildliche Darstellungen auf den Säulen des Traian und Marc Aurel (Abb. 38 u. 39), und wenn auch diese Bilder nicht ohne weiteres in die Wirklichkeit zurückübersetzt werden können — so wenig wie alle anderen Darstellungen von Bauwerken und Landschaften auf diesen Reliefriesen, deren Aufgaben mit den ererbten Mitteln der Kunst nur unvollkommen gelöst werden konnten —, so machen sie uns doch manches anschaulich, was ähnlich auch an unserem rätisch-germanischen Limes bestanden hat und noch in Spuren erkennbar ist. Die Darstellung auf der Marcussäule ist von der auf der Traianssäule abhängig. Wenn nun aber gerade in der Darstellung der Grenzbefestigungen zwischen beiden ein auffälliger Unterschied zu bemerken ist, wenn die Darstellung auf der Marcussäule „von Pfählen und Palisaden förmlich starrt, gerade wie unsere Limesberichte von Pfostenlöchern und Gräbchen", so erinnern wir uns, daß nach der Aussage des Spartianus der Kaiser Hadrian (Abb. 40) es war, der die Grenzen des Reichs mit hohen, einer Mauer ähnlichen Palisaden bewehrt hat. Nach jenem Zeugnis waren es freilich gerade die nicht durch einen Fluß gedeckten Grenzen — in quibus barbari non fluminibus sed limitibus dividuntur —; aber die Vorliebe für solche, uns nicht besonders vertrauenswürdig erscheinenden Holzwände wird gewiß auch auf die Ausgestaltung der am Flußufer herlaufenden Grenzbefestigungen eingewirkt haben.

* * *

Damit kehren wir zu unserem germanischen Limes zurück, und zwar zu seiner zweiten Periode, wenn wir die Anlagen der domitianisch-traianischen Zeit als die erste zusammenfassen dürfen.

Mauer (Abb. 35) und der obergermanische Wall und Graben bringen es noch in der letzten Entwicklungsphase des Limes zum Ausdruck, daß es sich hier um zwei verschiedene, nicht von derselben Stelle angeordnete Anlagen handelt.

Mit Unrecht ist bezweifelt worden, daß das Gebiet der Hermunduren bis an die Donau gereicht habe: aus Tacitus' eben angeführter Schilderung geht das meiner Meinung nach mit völliger Sicherheit hervor. Dann kann aber das Dekumatland feindliche Nachbarn von irgendwie erheblicher Bedeutung nicht gehabt haben (s. unten S. 75 f.), da ja die Hermunduren im Norden Nachbarn der Chatten waren, mit denen sie sich vier Jahrzehnte früher an der Werra oder an der fränkischen Saale um Salzquellen in einer blutigen Schlacht gemessen hatten. Die Völkerverschiebungen freilich, die vor einigen Generationen hier sich ereignet hatten, mußten die Dauer so friedlicher Nachbarschaft zweifelhaft erscheinen lassen. Aber es war doch mehr System als Notwendigkeit, daß die neue Grenze hier in der gleichen Weise befestigt wurde, wie es den kriegerischen Chatten gegenüber geschehen war, und vielleicht ist auch die Kastellreihe, allerdings eine Schutzwehr für das dahinter liegende Land, doch mehr als ein befestigter Heerweg denn als eine befestigte Grenze anzusehen. Dann braucht man Erdkastelle der ältesten Zeit zwischen Cannstatt und Lorch gar nicht zu suchen und nicht zu vermissen (s. unten S. 75), muß aber um so mehr Wert legen auf die Fortsetzung der Kastellreihe nach Süden, über Rottenburg, Sulz, Rottweil, wo freilich die Reihe unter der Deckung der Provinz Rätien sehr viel lichter sein durfte, und man kann in dem großen Kastell Heidenheim einen Rest der Verbindung mit der Donaulinie sehen. Wenn aber einige Kastelle der spätern rätischen Linie nachweisbar aus früherer Zeit stammen, wie Weißenburg und Pfünz, so wird man sie mit einer Straße in Verbindung bringen dürfen, wie auch schon geschehen ist, und nicht durch sie erwiesen meinen, daß schon in so früher Zeit eine befestigte Grenze in der Richtung des späteren Limes gezogen war.

Abb. 68. Humpen aus dem Hildesheimer Silberfund.
Gallische Arbeit. (Zu Seite 110.)

Hier zeigen die zugänglichen Ergebnisse der Limesforschung noch erhebliche Lücken, die zur Zurückhaltung mahnen. Aber schwerlich wird sich beweisen lassen, daß schon vor Traian, gar schon in augusteischer Zeit, wie in Sieglins Atlas angenommen ist, die Reichsgrenze über die Donau vorgeschoben worden ist. Das Wahrscheinlichste bleibt mir vielmehr, bis zum Beweis des Gegenteils, daß der rätische Limes erst mit der jüngeren, auf Lorch zielenden Linie des obergermanischen zusammengehört (s. jedoch unten S. 75 f.). In augusteischer Zeit gewiß, und wahrscheinlich bis ins zweite Jahrhundert, war die Grenze auch hier die Donau. Von Hienheim abwärts ist sie es für alle Zeit geblieben, mit Ausnahme der verhältnismäßig kurzen Strecke, auf der das Reich etwa 150 Jahre lang mit der Provinz Dacia darüber hinausgriff. Man hat versucht zu zeigen, warum der rätische Limes so, wie wir ihn sehen, und nicht anders

geführt ist: wäre er erst in der Zeit des Kaisers Marcus oder noch später errichtet, so würde er vermutlich das Vorland der Hauptfestung, Castra Regina (Regensburg) (Abb. 37), eingeschlossen haben; aber auch bevor dieses Legionslager bestand (s. unten S. 80), würde man wohl eher den Limes an der Mündung der Nab haben enden lassen als gerade hier, wenn er nicht im Zug einer alten Straße geblieben wäre, die hier die Donau überschritt.

Mit dem rheinischen Limesgebiet kann sich der schmale Landstreifen in keiner Weise vergleichen. Aber auch die Donaugrenze schloß einen guten Teil deutschen Landes ein: Augsburg und Regensburg, Bregenz und Kempten, um von den österreichischen Römerstädten zu schweigen, sind auf römischem Kulturboden erwachsen. Das mit Wachttürmen, Kastellen, Legionslagern besetzte Donauufer ist der österreichische „Limes", dessen Erforschung sich die Wissenschaft mit gleichem Eifer wie der des deutschen neuerdings gewidmet hat.

Abb. 69. Grabstein eines Reiters. Im Museum zu Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 110.)

Von diesem Donau-Limes besitzen wir bildliche Darstellungen auf den Säulen des Traian und Marc Aurel (Abb. 38 u. 39), und wenn auch diese Bilder nicht ohne weiteres in die Wirklichkeit zurückübersetzt werden können — so wenig wie alle anderen Darstellungen von Bauwerken und Landschaften auf diesen Reliefriesen, deren Aufgaben mit den ererbten Mitteln der Kunst nur unvollkommen gelöst werden konnten —, so machen sie uns doch manches anschaulich, was ähnlich auch an unserem rätisch-germanischen Limes bestanden hat und noch in Spuren erkennbar ist. Die Darstellung auf der Marcussäule ist von der auf der Traianssäule abhängig. Wenn nun aber gerade in der Darstellung der Grenzbefestigungen zwischen beiden ein auffälliger Unterschied zu bemerken ist, wenn die Darstellung auf der Marcussäule „von Pfählen und Palisaden förmlich starrt, gerade wie unsere Limesberichte von Pfostenlöchern und Gräbchen", so erinnern wir uns, daß nach der Aussage des Spartianus der Kaiser Hadrian (Abb. 40) es war, der die Grenzen des Reichs mit hohen, einer Mauer ähnlichen Palisaden bewehrt hat. Nach jenem Zeugnis waren es freilich gerade die nicht durch einen Fluß gedeckten Grenzen — in quibus barbari non fluminibus sed limitibus dividuntur —; aber die Vorliebe für solche, uns nicht besonders vertrauenswürdig erscheinenden Holzwände wird gewiß auch auf die Ausgestaltung der am Flußufer herlaufenden Grenzbefestigungen eingewirkt haben.

* * *

Damit kehren wir zu unserem germanischen Limes zurück, und zwar zu seiner zweiten Periode, wenn wir die Anlagen der domitianisch-traianischen Zeit als die erste zusammenfassen dürfen.

In den Berichten über die Limes-Arbeit spielt in den ersten Jahren eine große Rolle ein „Gräbchen", das, vereinzelt schon früher sowohl vor der rätischen Mauer als vor dem germanischen Graben und Wall gefunden, erst recht zu Ehren kam, als seine Feststellung im hohen Taunus Anlaß gab zu einer blendenden, selbst einen Mommsen blendenden Erklärung. In und neben dem Gräbchen fanden sich Steine, Gefäßscherben, Nägel, angekohltes Holz, kurz Kulturreste und nach dem Zeugnis der Scherben Reste römischer Kultur. Die beobachtete „Steinsetzung" konnte, so meinte man, keinen anderen Zweck haben, als den der „Absteinung" der Grenze; die Beigaben aber, die sich unter den Steinen fanden, sollten die geheimen Erkennungszeichen (signa) sein, deren die römischen Feldmesser Erwähnung tun: das „Gräbchen" war demnach die eigentliche Reichsgrenze. Freilich legte man im Altertum, wie noch heute, unter die Grenzsteine unverwesliche Gegenstände, um bei zufälliger oder böswilliger Verrückung dennoch den Standort feststellen und um einen Grenzstein von einem beliebigen anderen Stein unterscheiden zu können. Aber an einem lediglich unterirdisch markierten limes perpetuus nahm man sofort Anstoß, mit der Auffindung sichtbarer Grenzsteine verlor aber die unsichtbare Grenze erst recht ihren Zweck, und überhaupt war ja die Vorstellung einer unsichtbaren Grenze, durch die bei etwaigen Grenzstreitigkeiten die Entscheidung herbeigeführt werden sollte, eher lächerlich als überzeugend: man denke sich das Römerreich in einem solchen Grenzstreit mit den freien Germanenstämmen! Dann zeigte es sich, daß zwar das „Gräbchen" nirgends fehlte, die „Absteinung" jedoch und die „signa" keineswegs überall zu finden waren; dagegen fand man an manchen Stellen noch angekohlte Holzpfähle in dem Gräbchen stehend vor, und an einer Stelle im Odenwald, in einem kleinen Felsenmeer, trat an die Stelle des Gräbchens eine Mauer, die doch ein sonderbarer Ersatz wäre für ein „unsichtbares Gräbchen". Bedenklich waren die Unterbrechungen des Gräbchens, die hier und dort, wenn auch nicht häufig, nachgewiesen wurden, bedenklich die Abweichungen von dem Zug des Walles oder der Mauer, wenigstens wo das Gräbchen hinter diese geriet: wie durfte die eigentliche Reichsgrenze hinter die Befestigung zurücktreten!

Sorgfältige Beobachtung vieler Augen an vielen Orten hat dem „Gräbchen" längst seinen geheimnisvollen Reiz geraubt: es hat in diesem Gräbchen überall eine Palisade gestanden, und diese Palisade hat, seitdem sie bestand, allezeit einen unentbehrlichen Teil der Grenzwehr beim germanischen Limes gebildet und hat nirgends gefehlt, wo nicht, wie an jener Stelle im Odenwald, eine Steinmauer sie vertritt. Am rätischen Limes ist diese ursprünglich auch überall vorhandene „Holzmauer" durch die Steinmauer ersetzt worden: deshalb wurde beim Bau der Mauer die Palisade herausgenommen, so daß der Graben, in dem sie gestanden hatte, offen lag; deshalb konnte hier der Graben bald vor, bald hinter der Mauer liegen, während das Verhältnis bei der germanischen Walllinie niemals wechselt, und an einer Stelle im Taunus, wo Wall und Graben verlegt wurden, auch die Palisade verlegt worden ist, an einer anderen Stelle, wo Wall und Graben fehlen, die Palisade besonders stark erscheint.

Das also waren die „großen Pfähle", mit denen Hadrian wie mit einer Mauer die Grenze umzäunt hatte. Die auf moderne Praxis gegründete Theorie des Sachverständigen hat eine solche Anlage als unsinnig verworfen; und großen Verteidigungswert wird man ihr freilich nicht zugestehen, auch wenn man sich von der Vorstellung des Angriffs mit Kanonen losmacht, was die „Sachverständigen" bekanntlich nicht immer tun.

Daß man zu dieser Zeit überhaupt die Rücksicht auf den Krieg habe zurücktreten lassen, hat man, wie wir früher sahen (s. S. 60), aus der Verlegung der Kohortenkastelle an die Grenze, die sich in der Wetterau erweisen läßt, schließen wollen, und zu dieser Auffassung paßt es gut, daß an der Odenwald-Neckarlinie, wo feindliche Angriffe wahrscheinlich weniger zu gewärtigen waren (S. 71 u. S. 72), schon in früherer Zeit die Kohortenkastelle unmittelbar an den Limes gelegt worden waren. Das gleiche Zurücktreten des kriegerischen Zwecks schien auch der geradlinige, nicht selten an überhöhenden Bergen entlang führende Zug des jüngeren Limes zu beweisen (S. 75). Und so könnte man auch in der Palisade eine zunächst nur mit dem friedlichen Verkehr rechnende

Sperre sehen, die ein beliebiges Überschreiten der Grenze verhindern und den Verkehr auf gewisse, unter der Beobachtung von Kastellen stehende Wege beschränken sollte. Man könnte auch daran erinnern, daß Hadrian es war, der die Zahl der rheinischen Legionen auf die Hälfte herabsetzte. Aber wenn wir dann wieder lesen, daß gerade dieser Kaiser dem Schutz der Reichsgrenze seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat — in diesem Sinne wird ja auch die Errichtung der Palisaden von seinem Biographen aufgefaßt —, wie er in allen Provinzen die Kastelle inspizierte, sie an geeignetere Orte verlegte, die einen eingehen ließ, andere neu errichtete, Erdkastelle durch Steinkastelle ersetzte, alles tat, um die Schlagfertigkeit der Truppen zu heben, so wird man doch auch Hadrians Zuversicht in die Fortdauer friedlicher Zustände nicht überschätzen dürfen, und nach der Verlegung der Truppen an den Limes selbst jener Palisadensperre einen gewissen, vielleicht damals zu hoch angeschlagenen Verteidigungswert zugestehen dürfen, zumal wenn man sich erinnert, daß in sicherlich kriegerischen Zeiten, bei der Anlage des ältesten domitianischen Limes in der Wetterau, doch auch hier und da auf ähnliche Sperren Wert gelegt worden ist (S. 61).

Abb. 70. Grabstein eines Legionars. Im Museum zu Wiesbaden. (Zu Seite 110.)

Ein Schriftsteller der hadrianischen Zeit, Arrian, beschreibt uns anschaulich ein Kastell am Phasis, das ursprünglich aus Erde und Holzwerk errichtet, zu seiner Zeit in einen Ziegelbau verwandelt worden ist. Die gleiche Umwandlung der Erdwerke und Holztürme in Steinbauten beginnt zu dieser Zeit auch am germanischen Limes. Es wird dabei, zunächst in ruhigen Zeiten, nicht einheitlich und systematisch vorgegangen worden sein, vielmehr werden örtliche Verhältnisse, zufällige Zerstörung oder Baufälligkeit, der Wunsch, die Truppen zu beschäftigen, hier früher, dort später zu dem Umbau geführt haben; dann aber bemerken wir eine lebhaftere Bautätigkeit als unruhigere Zeiten hereinbrechen und die Gefahr eines Angriffs auch auf die germanische Grenze näher rückt.

Doch bevor wir uns dieser Zeit, der Zeit der Markomannenkriege zuwenden, ist noch einer letzten Vorschiebung des germanischen Limes zu gedenken, die schwerlich mit kriegerischen Ereignissen in irgendwelchem Zusammenhang steht und gerade deshalb der Forschung ein besonderes schwieriges Problem stellt, oder ich darf wohl sagen, gestellt hat.

Der Limesstrecke, die von Wörth am Main über den Odenwald zum Neckar, dann an diesem entlang bis Cannstatt und weiter führt, ist, wie schon erwähnt wurde (S. 60), eine andere Linie vorgelagert, die bei Miltenberg den Main verläßt und ohne alle Rücksicht auf die Bodenbeschaffung in schnurgeradem Zug von Walldürn bis Welzheim läuft. Nur diese Linie steht jetzt mit dem rätischen Limes in nachweisbarem Zusammenhang, und ich habe die Vermutung gewagt (S. 72), daß der rätische Limes auch ursprünglich nur auf sie Rücksicht genommen habe und eine Verbindung zwischen Lorch und Cannstatt nicht etwa verloren gegangen, sondern niemals vorhanden gewesen sei. Ich darf aber nicht verschweigen, daß einer der besten Kenner des Limes, auf dessen

In den Berichten über die Limes-Arbeit spielt in den ersten Jahren eine große Rolle ein „Gräbchen", das, vereinzelt schon früher sowohl vor der rätischen Mauer als vor dem germanischen Graben und Wall gefunden, erst recht zu Ehren kam, als seine Feststellung im hohen Taunus Anlaß gab zu einer blendenden, selbst einen Mommsen blendenden Erklärung. In und neben dem Gräbchen fanden sich Steine, Gefäßscherben, Nägel, angekohltes Holz, kurz Kulturreste und nach dem Zeugnis der Scherben Reste römischer Kultur. Die beobachtete „Steinsetzung" konnte, so meinte man, keinen anderen Zweck haben, als den der „Absteinung" der Grenze; die Beigaben aber, die sich unter den Steinen fanden, sollten die geheimen Erkennungszeichen (signa) sein, deren die römischen Feldmesser Erwähnung tun: das „Gräbchen" war demnach die eigentliche Reichsgrenze. Freilich legte man im Altertum, wie noch heute, unter die Grenzsteine unverwesliche Gegenstände, um bei zufälliger oder böswilliger Verrückung dennoch den Standort feststellen und um einen Grenzstein von einem beliebigen anderen Stein unterscheiden zu können. Aber an einem lediglich unterirdisch markierten limes perpetuus nahm man sofort Anstoß, mit der Auffindung sichtbarer Grenzsteine verlor aber die unsichtbare Grenze erst recht ihren Zweck, und überhaupt war ja die Vorstellung einer unsichtbaren Grenze, durch die bei etwaigen Grenzstreitigkeiten die Entscheidung herbeigeführt werden sollte, eher lächerlich als überzeugend: man denke sich das Römerreich in einem solchen Grenzstreit mit den freien Germanenstämmen! Dann zeigte es sich, daß zwar das „Gräbchen" nirgends fehlte, die „Absteinung" jedoch und die „signa" keineswegs überall zu finden waren; dagegen fand man an manchen Stellen noch angekohlte Holzpfähle in dem Gräbchen stehend vor, und an einer Stelle im Odenwald, in einem kleinen Felsenmeer, trat an die Stelle des Gräbchens eine Mauer, die doch ein sonderbarer Ersatz wäre für ein „unsichtbares Gräbchen". Bedenklich waren die Unterbrechungen des Gräbchens, die hier und dort, wenn auch nicht häufig, nachgewiesen wurden, bedenklich die Abweichungen von dem Zug des Walles oder der Mauer, wenigstens wo das Gräbchen hinter diese geriet: wie durfte die eigentliche Reichsgrenze hinter die Befestigung zurücktreten!

Sorgfältige Beobachtung vieler Augen an vielen Orten hat dem „Gräbchen" längst seinen geheimnisvollen Reiz geraubt: es hat in diesem Gräbchen überall eine Palisade gestanden, und diese Palisade hat, seitdem sie bestand, allezeit einen unentbehrlichen Teil der Grenzwehr beim germanischen Limes gebildet und hat nirgends gefehlt, wo nicht, wie an jener Stelle im Odenwald, eine Steinmauer sie vertritt. Am rätischen Limes ist diese ursprünglich auch überall vorhandene „Holzmauer" durch die Steinmauer ersetzt worden: deshalb wurde beim Bau der Mauer die Palisade herausgenommen, so daß der Graben, in dem sie gestanden hatte, offen lag; deshalb konnte hier der Graben bald vor, bald hinter der Mauer liegen, während das Verhältnis bei der germanischen Walllinie niemals wechselt, und an einer Stelle im Taunus, wo Wall und Graben verlegt wurden, auch die Palisade verlegt worden ist, an einer anderen Stelle, wo Wall und Graben fehlen, die Palisade besonders stark erscheint.

Das also waren die „großen Pfähle", mit denen Hadrian wie mit einer Mauer die Grenze umzäunt hatte. Die auf moderne Praxis gegründete Theorie des Sachverständigen hat eine solche Anlage als unsinnig verworfen; und großen Verteidigungswert wird man ihr freilich nicht zugestehen, auch wenn man sich von der Vorstellung des Angriffs mit Kanonen losmacht, was die „Sachverständigen" bekanntlich nicht immer tun.

Daß man zu dieser Zeit überhaupt die Rücksicht auf den Krieg habe zurücktreten lassen, hat man, wie wir früher sahen (s. S. 60), aus der Verlegung der Kohortenkastelle an die Grenze, die sich in der Wetterau erweisen läßt, schließen wollen, und zu dieser Auffassung paßt es gut, daß an der Odenwald-Neckarlinie, wo feindliche Angriffe wahrscheinlich weniger zu gewärtigen waren (S. 71 u. S. 72), schon in früherer Zeit die Kohortenkastelle unmittelbar an den Limes gelegt worden waren. Das gleiche Zurücktreten des kriegerischen Zwecks schien auch der geradlinige, nicht selten an überhöhenden Bergen entlang führende Zug des jüngeren Limes zu beweisen (S. 75). Und so könnte man auch in der Palisade eine zunächst nur mit dem friedlichen Verkehr rechnende

Sperre sehen, die ein beliebiges Überschreiten der Grenze verhindern und den Verkehr auf gewisse, unter der Beobachtung von Kastellen stehende Wege beschränken sollte. Man könnte auch daran erinnern, daß Hadrian es war, der die Zahl der rheinischen Legionen auf die Hälfte herabsetzte. Aber wenn wir dann wieder lesen, daß gerade dieser Kaiser dem Schutz der Reichsgrenze seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat — in diesem Sinne wird ja auch die Errichtung der Palisaden von seinem Biographen aufgefaßt —, wie er in allen Provinzen die Kastelle inspizierte, sie an geeignetere Orte verlegte, die einen eingehen ließ, andere neu errichtete, Erdkastelle durch Steinkastelle ersetzte, alles tat, um die Schlagfertigkeit der Truppen zu heben, so wird man doch auch Hadrians Zuversicht in die Fortdauer friedlicher Zustände nicht überschätzen dürfen, und nach der Verlegung der Truppen an den Limes selbst jener Palisadensperre einen gewissen, vielleicht damals zu hoch angeschlagenen Verteidigungswert zugestehen dürfen, zumal wenn man sich erinnert, daß in sicherlich kriegerischen Zeiten, bei der Anlage des ältesten domitianischen Limes in der Wetterau, doch auch hier und da auf ähnliche Sperren Wert gelegt worden ist (S. 61).

Abb. 70. Grabstein eines Legionars. Im Museum zu Wiesbaden. (Zu Seite 110.)

Ein Schriftsteller der hadrianischen Zeit, Arrian, beschreibt uns anschaulich ein Kastell am Phasis, das ursprünglich aus Erde und Holzwerk errichtet, zu seiner Zeit in einen Ziegelbau verwandelt worden ist. Die gleiche Umwandlung der Erdwerke und Holztürme in Steinbauten beginnt zu dieser Zeit auch am germanischen Limes. Es wird dabei, zunächst in ruhigen Zeiten, nicht einheitlich und systematisch vorgegangen worden sein, vielmehr werden örtliche Verhältnisse, zufällige Zerstörung oder Baufälligkeit, der Wunsch, die Truppen zu beschäftigen, hier früher, dort später zu dem Umbau geführt haben; dann aber bemerken wir eine lebhaftere Bautätigkeit als unruhigere Zeiten hereinbrechen und die Gefahr eines Angriffs auch auf die germanische Grenze näher rückt.

Doch bevor wir uns dieser Zeit, der Zeit der Markomannenkriege zuwenden, ist noch einer letzten Vorschiebung des germanischen Limes zu gedenken, die schwerlich mit kriegerischen Ereignissen in irgendwelchem Zusammenhang steht und gerade deshalb der Forschung ein besonderes schwieriges Problem stellt, oder ich darf wohl sagen, gestellt hat.

Der Limesstrecke, die von Wörth am Main über den Odenwald zum Neckar, dann an diesem entlang bis Cannstatt und weiter führt, ist, wie schon erwähnt wurde (S. 60), eine andere Linie vorgelagert, die bei Miltenberg den Main verläßt und ohne alle Rücksicht auf die Bodenbeschaffung in schnurgeradem Zug von Walldürn bis Welzheim läuft. Nur diese Linie steht jetzt mit dem rätischen Limes in nachweisbarem Zusammenhang, und ich habe die Vermutung gewagt (S. 72), daß der rätische Limes auch ursprünglich nur auf sie Rücksicht genommen habe und eine Verbindung zwischen Lorch und Cannstatt nicht etwa verloren gegangen, sondern niemals vorhanden gewesen sei. Ich darf aber nicht verschweigen, daß einer der besten Kenner des Limes, auf dessen

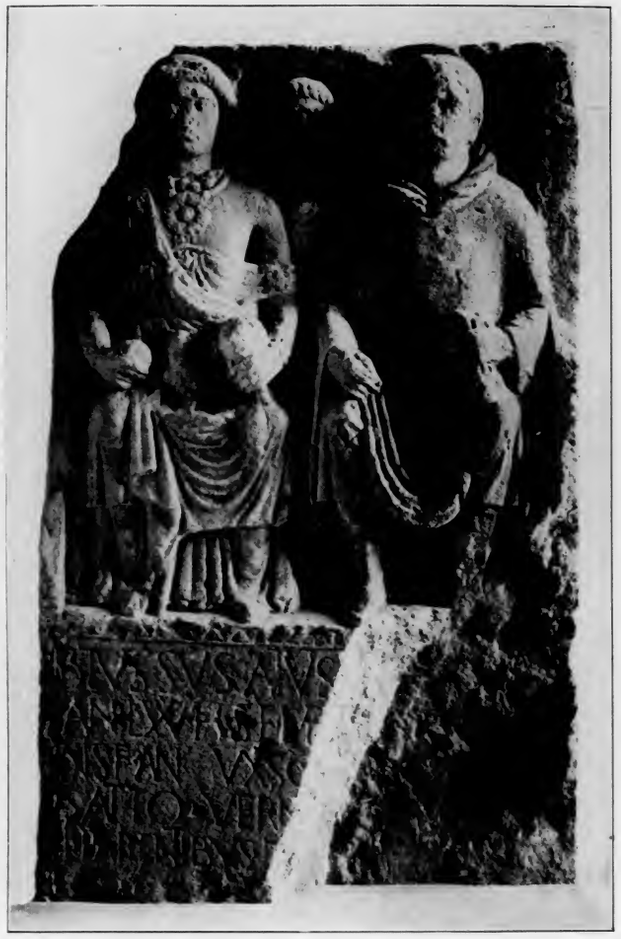


Abb. 71. Grabstein des Schiffers Blussus. Im Museum zu Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. Vorderseite. (Zu Seite 110.)

Arbeiten sich diese Übersicht vornehmlich stützen mußte, da ja von der großen Publikation erst ein Teil vorliegt, daß Fabricius bezeugt, daß von Haghof bis über Lorch und Gmünd hinaus der Limes — auf der letzten Strecke übrigens doch schon rätischer — in der für die domitianisch-traianische Zeit charakteristischen Weise angelegt sei, daß aber der neue beim Haghof in den alten münde. Ist das richtig, so wäre der ältere obergermanische Limes in seinem südlichsten Teil in westöstlicher Richtung verlaufen, und die Vorschiebung könnte, unter anderem wenigstens, den Grund gehabt haben, ihm den einspringenden Winkel zu ersparen, die ursprüngliche Anlage wäre aber auch gar wunderlich und ohne die Rücksicht auf den rätischen Limes gar nicht, mit ihr aber auch nur recht mangelhaft erklärlich.

Die Vorlegung dieser zweiten Limeslinie erscheint um so merkwürdiger, als sie offenbar einigermaßen plötzlich beschlossen und ausgeführt worden ist. Eben waren noch, wie wir nachweisen können, die Türme der Odenwaldlinie besonders stattlich in Steinbau erneuert worden, da wurden, noch während der Regierungszeit des Antonius Pius, also vor 161 n. Chr., die Kohorten an den neuen Limes verlegt.

Fabricius hat das Problem, wie mir scheint, in überzeugender Weise gelöst. Auffällig stark sind bei den Neubauten auf der Mümlinglinie in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre Brittonen-Abteilungen beteiligt, und diese Brittonen bleiben hier auch nach der Übersiedelung der Kohorten und folgen diesen erst gegen Ende des Jahrhunderts an den vorderen Limes. Es sind Briten, die, zu Anfang der vierziger Jahre besiegt und, wie ausdrücklich bezeugt ist, aus ihrer Heimat entfernt, hier am Limes, und zwar auf einer besonders gesichert erscheinenden (s. oben S. 71 f.) und wahrscheinlich schwach bevölkerten Strecke, unter der Aufsicht zuverlässiger Auxiliarkohorten angesiedelt worden waren. Man hatte sie in kleinen Verbänden — den von Hadrian geschaffenen „Numeri" — auf ein weites Gebiet verteilt und mit Bauen beschäftigt, dann, als sie der Aufsicht schon weniger zu bedürfen schienen, und die dichte Belegung des Limes sich lästig erwies, legte man eine neue Limeslinie an und schob an sie die Kohorten vor, während die Brittonen am alten Limes, der nun aber keine Grenze mehr war und auf beiden Seiten friedlichen Anbau gestattete, zurückblieben, bis in minder friedlichen Zeitläufen, als eine Verstärkung der neuen Reichsgrenze geboten zu sein schien, die Nachkommen der einst hierher verpflanzten Briten den Kohorten nachfolgten.

Abb. 72. Oberer Teil der Rückseite des Grabsteins des Schiffers Blussus in Mainz. (Zu Seite 110.)

* * *

Das war zu der Zeit, als die gewaltige Völkerbewegung der „Markomannenkriege" bis an die Grenzen Rätiens und Germaniens ihre Kreise zog.

Schon in den Tagen Domitians hatte sich die Sicherung der Donaugrenze am mittleren und unteren Laufe des Stroms, gegenüber kriegerischen Völkern, die nicht nur die eigene Lust, sondern auch das Drängen weiter zurückwohnender Stämme gegen die römische Grenze schob und zog, als völlig ungenügend erwiesen. Zweimal wurde ein römisches Heer auf römischem Boden von den Dakern vernichtet, zweimal fiel der römische Feldherr selbst in der verlorenen Schlacht. Die Niederlage des Legaten von Mösien, Oppius Sabinus, rief zu Anfang des Jahres 86 den Kaiser selbst an die Donau. Der Gardepräfekt Cornelius Fuscus, dem Domitian die Führung des Kriegs übertrug, drang zwar, mehr ungehindert als siegreich, ins Land der Daker ein, wurde dann aber dort und ein zweites Mal, von den Dakern zurückgeworfen und verfolgt, auf römischem Boden geschlagen und fand in der zweiten Schlacht selbst seinen Tod, wie vor ihm Sabinus. Zwei Niederlagen des Fuscus sind zwar in unserer dürftigen Überlieferung nicht ausdrücklich bezeugt. Daß aber die entscheidende Niederlage auf römischem Boden stattfand und also nur eine zweite gewesen sein kann, läßt Martial erkennen, und eine glänzende Kombination hat uns kürzlich die Reste des Grabmals wiedergeschenkt, das der Kaiser dem Gardepräfekten und den mit ihm Gefallenen auf dem Schlachtfelde errichtet hat. Zwei Jahre aber hat es wohl gewährt, bis das geschehen konnte, und bis die Ehre der römischen Waffen notdürftig wieder hergestellt wurde. Domitian selbst erschien wieder an der Donau, verzichtete aber auch wieder auf die Führung des Kriegs. Tettius Julianus war glücklicher als Fuscus und würde vielleicht den Krieg zu einem rühmlichen Ende geführt haben, wenn der Kaiser so klug gewesen wäre, sich, wie bei dem Feldzug des Fuscus, zeitig vom Schauplatz zurückzuziehen und auf eigene Feldherrnlorbeeren gänzlich zu verzichten, statt sich im Kampf mit den Markomannen eine

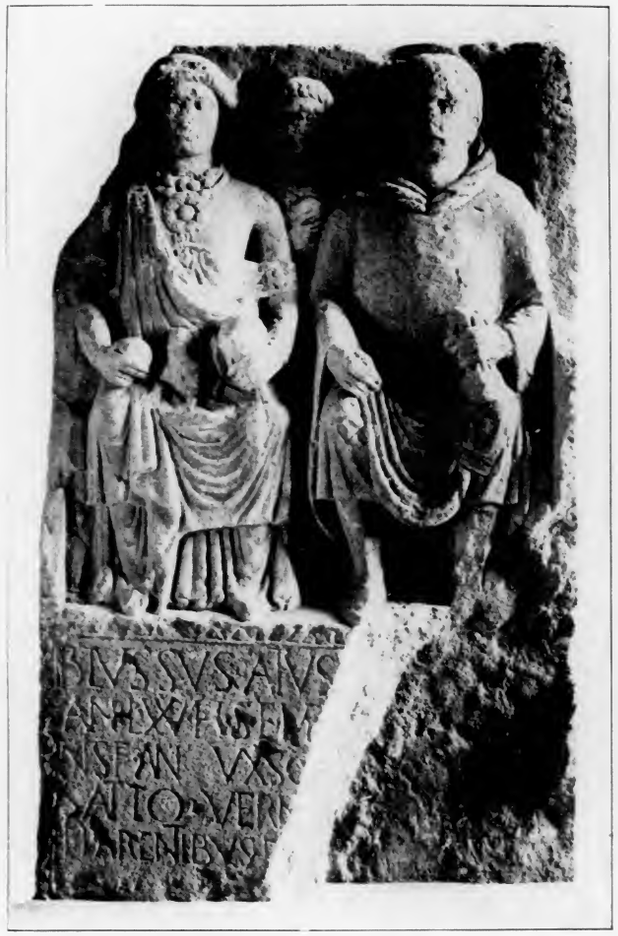


Abb. 71. Grabstein des Schiffers Blussus. Im Museum zu Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. Vorderseite. (Zu Seite 110.)

Arbeiten sich diese Übersicht vornehmlich stützen mußte, da ja von der großen Publikation erst ein Teil vorliegt, daß Fabricius bezeugt, daß von Haghof bis über Lorch und Gmünd hinaus der Limes — auf der letzten Strecke übrigens doch schon rätischer — in der für die domitianisch-traianische Zeit charakteristischen Weise angelegt sei, daß aber der neue beim Haghof in den alten münde. Ist das richtig, so wäre der ältere obergermanische Limes in seinem südlichsten Teil in westöstlicher Richtung verlaufen, und die Vorschiebung könnte, unter anderem wenigstens, den Grund gehabt haben, ihm den einspringenden Winkel zu ersparen, die ursprüngliche Anlage wäre aber auch gar wunderlich und ohne die Rücksicht auf den rätischen Limes gar nicht, mit ihr aber auch nur recht mangelhaft erklärlich.

Die Vorlegung dieser zweiten Limeslinie erscheint um so merkwürdiger, als sie offenbar einigermaßen plötzlich beschlossen und ausgeführt worden ist. Eben waren noch, wie wir nachweisen können, die Türme der Odenwaldlinie besonders stattlich in Steinbau erneuert worden, da wurden, noch während der Regierungszeit des Antonius Pius, also vor 161 n. Chr., die Kohorten an den neuen Limes verlegt.

Fabricius hat das Problem, wie mir scheint, in überzeugender Weise gelöst. Auffällig stark sind bei den Neubauten auf der Mümlinglinie in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre Brittonen-Abteilungen beteiligt, und diese Brittonen bleiben hier auch nach der Übersiedelung der Kohorten und folgen diesen erst gegen Ende des Jahrhunderts an den vorderen Limes. Es sind Briten, die, zu Anfang der vierziger Jahre besiegt und, wie ausdrücklich bezeugt ist, aus ihrer Heimat entfernt, hier am Limes, und zwar auf einer besonders gesichert erscheinenden (s. oben S. 71 f.) und wahrscheinlich schwach bevölkerten Strecke, unter der Aufsicht zuverlässiger Auxiliarkohorten angesiedelt worden waren. Man hatte sie in kleinen Verbänden — den von

Abb. 72. Oberer Teil der Rückseite des Grabsteins des Schiffers Blussus in Mainz. (Zu Seite 110.)

Hadrian geschaffenen „Numeri“ — auf ein weites Gebiet verteilt und mit Bauen beschäftigt, dann, als sie der Aufsicht schon weniger zu bedürfen schienen, und die dichte Belegung des Limes sich lästig erwies, legte man eine neue Limeslinie an und schob an sie die Kohorten vor, während die Brittonen am alten Limes, der nun aber keine Grenze mehr war und auf beiden Seiten friedlichen Anbau gestattete, zurückblieben, bis in minder friedlichen Zeitläufen, als eine Verstärkung der neuen Reichsgrenze geboten zu sein schien, die Nachkommen der einst hierher verpflanzten Briten den Kohorten nachfolgten.

* * *

Das war zu der Zeit, als die gewaltige Völkerbewegung der „Markomannenkriege“ bis an die Grenzen Rätiens und Germaniens ihre Kreise zog.

Schon in den Tagen Domitians hatte sich die Sicherung der Donaugrenze am mittleren und unteren Laufe des Stroms, gegenüber kriegerischen Völkern, die nicht nur die eigene Lust, sondern auch das Drängen weiter zurückwohnender Stämme gegen die römische Grenze schob und zog, als völlig ungenügend erwiesen. Zweimal wurde ein römisches Heer auf römischem Boden von den Dakern vernichtet, zweimal fiel der römische Feldherr selbst in der verlorenen Schlacht. Die Niederlage des Legaten von Mösien, Oppius Sabinus, rief zu Anfang des Jahres 86 den Kaiser selbst an die Donau. Der Gardepräfekt Cornelius Fuscus, dem Domitian die Führung des Kriegs übertrug, drang zwar, mehr ungehindert als siegreich, ins Land der Daker ein, wurde dann aber dort und ein zweites Mal, von den Dakern zurückgeworfen und verfolgt, auf römischem Boden geschlagen und fand in der zweiten Schlacht selbst seinen Tod, wie vor ihm Sabinus. Zwei Niederlagen des Fuscus sind zwar in unserer dürftigen Überlieferung nicht ausdrücklich bezeugt. Daß aber die entscheidende Niederlage auf römischem Boden stattfand und also nur eine zweite gewesen sein kann, läßt Martial erkennen, und eine glänzende Kombination hat uns kürzlich die Reste des Grabmals wiedergeschenkt, das der Kaiser dem Gardepräfekten und den mit ihm Gefallenen auf dem Schlachtfelde errichtet hat. Zwei Jahre aber hat es wohl gewährt, bis das geschehen konnte, und bis die Ehre der römischen Waffen notdürftig wieder hergestellt wurde. Domitian selbst erschien wieder an der Donau, verzichtete aber auch wieder auf die Führung des Kriegs. Tettius Julianus war glücklicher als Fuscus und würde vielleicht den Krieg zu einem rühmlichen Ende geführt haben, wenn der Kaiser so klug gewesen wäre, sich, wie bei dem Feldzug des Fuscus, zeitig vom Schanplatz zurückzuziehen und auf eigene Feldherrnlorbeeren gänzlich zu verzichten, statt sich im Kampf mit den Markomannen eine

Niederlage zu holen, die auf den Abschluß des Friedens mit den Dakern ungünstig einwirken mußte. Immerhin wurde nicht nur die Donaugrenze behauptet, sondern der Dakerkönig empfing seine Krone scheinbar aus der Hand des Kaisers von neuem, als dessen Vasall, wozu es dann freilich schlecht paßte, daß Decebalus die Feldzeichen des Fuscus nicht auslieferte und vom römischen Kaiser nicht nur einmal, sondern alljährlich eine Geldsumme erhielt, die wie ein Tribut aussah.

Zwar feierte Domitian den Triumph über die Daker zusammen mit dem über die Chatten; aber wenn er den vom Senat verliehenen Titel „Dacicus“ nicht führte, so ist vielleicht mit Recht daraus geschlossen worden, daß er an diesen zweifelhaften Ruhm nicht gern erinnert war: wie mußte dann Männern vom Schlage Traians die Schande brennen!

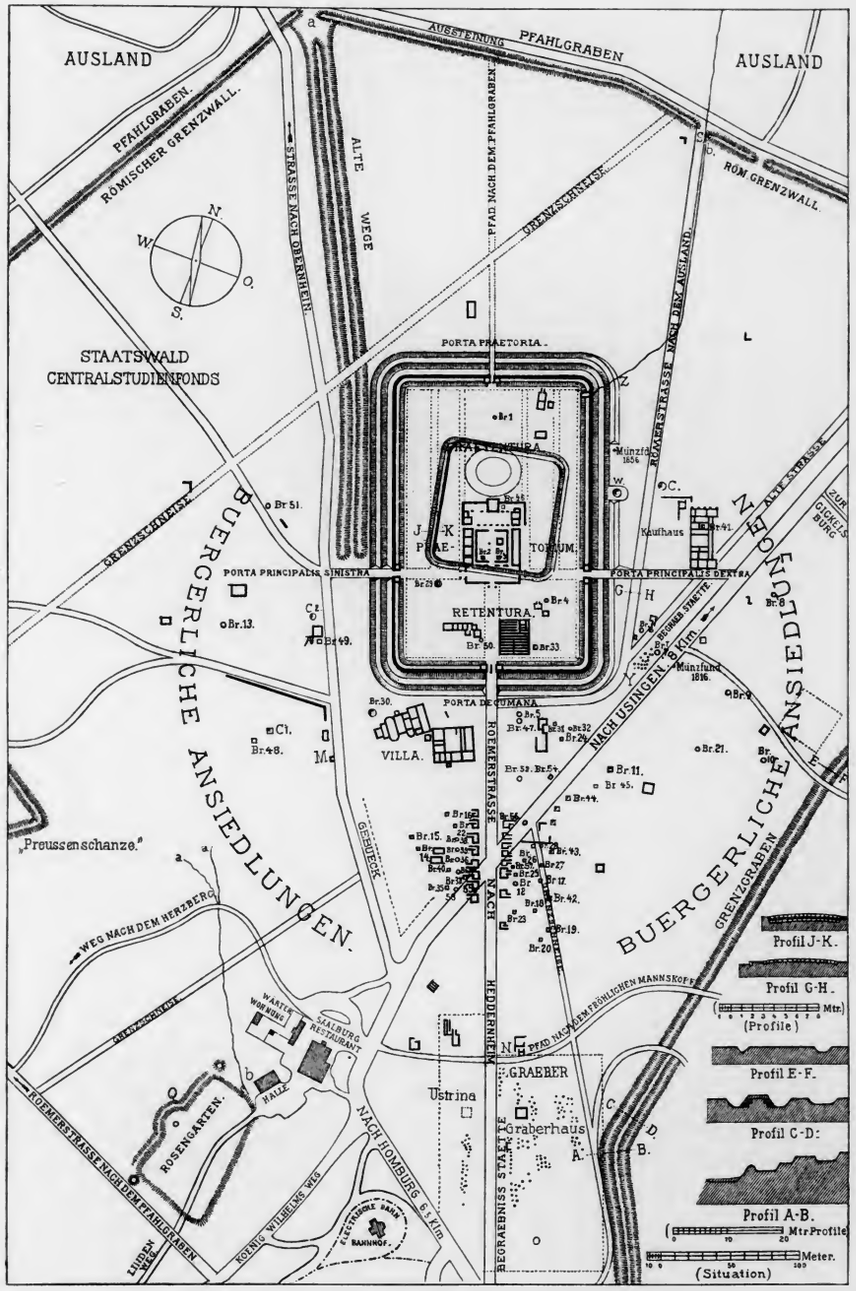
Je günstiger die Friedensbedingungen für die Daker waren, um so weniger Grund hatten diese, den Frieden zu brechen, und so hielt denn der faule Friede die Zeit des Domitian aus. Dennoch ward der Kaiser noch einmal an die Donau gerufen. Die Markomannen und Quaden, in dieser Zeit stets verbündet auftretend und beide zum großen Völkerbund der Sueben gehörig (s. oben S. 10), waren durch den Sieg über den Kaiser selbst begreiflicherweise erst recht übermütig geworden, wurden überdies durch freundschaftliche Beziehungen Roms zu den ihnen feindlichen Semnonen und Lygiern gereizt; da verbanden sie sich mit den zwischen ihrem Gebiet und dem Dakerland wohnenden Sarmaten und schickten sich an, die Donau zu überschreiten. Wieder kam ein Tag des Unglücks für das römische Heer, nun schon der vierte im Laufe eines Jahrzehnts: eine ganze Legion, die 21., die nach dem Aufstand des Saturninus aus Germanien nach Pannonien versetzt worden war, wurde samt ihrem Legaten von den Sarmaten vernichtet.

Abb. 73. Silbernes Kohortenzeichen aus Niederbiber. Im Besitz des Fürsten zu Wied in Neuwied. Nach: L. Lindenschmit, „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“. (Zu Seite 112.)

Die Sühne muß wieder recht glimpflich ausgefallen sein. Denn aus dem Krieg gegen drei Völker — bellum Suebicum et Sarmaticum heißt er in den Inschriften —, der den Kaiser fast acht Monate von Rom fernhielt, vom Mai bis zum Ende des Jahres 92, brachte der allerhöchste Kriegsherr nicht mehr als eine einzige Imperator-Ehre zurück, und für einen Triumph schien der Erfolg nicht hinreichend zu sein. Kein Wunder, daß unter der kurzen Regierung des Nerva gegen Markomannen und Quaden noch einmal gekämpft werden mußte.

Die Dakergefahr wurde durch Traian beseitigt. Seiner beiden Kriege kann hier nur im Vorübergehen gedacht werden: der erste wetzte die Scharte der römischen Waffen aus und rächte die Niederlage des Fuscus, auf deren Schauplatz sich nun „Mars dem Rächer“ geweiht, ein mächtiges Tropaion Traians erhob, das Denkmal von Adamklissi; der zweite Krieg machte Dakien zur römischen Provinz.

Statt der sechs Legionen, die Domitian, neben den Donauflotten, der classis Flavia Pannonica und Moesica, und Auxiliartruppen als die Besatzung der Donaugrenze in Pannonien und Mösien vorgefunden hatte,



Plan des Saalburg-Kastells und seiner Umgebung. Nach dem „Führer durch die Saalburg“. Mit Genehmigung des Verlages von Staudt & Supp. (Zu Seite 112.)

standen dort fortan zehn Legionen — nicht zu viel, wie sich zeigen sollte, selbst nach dem Ausscheiden der Daker aus der Reihe der die Grenze bedrohenden Völkerschaften, wenn einmal in diese Massen Bewegung kam.

Das geschah, nach einer langen Zeit der Ruhe, im Jahre 166. Mühsam hintangehalten, wie wir hören, mit Mitteln der Diplomatie, weil ein Teil der Donaulegionen für den Parthischen Krieg in Anspruch genommen war, brach damals der Sturm um so gewaltiger los; nach dem Ende des Partherkriegs freilich, dennoch zu ungünstigster Zeit für das Reich. Zur Hungersnot und Geldnot brachte das heimkehrende Heer des Verus die Pest, die schlimmer als der Krieg unter den Truppen hauste. Auf dem Thron aber saß ein Kaiser, der sich selbst am wenigsten für einen Feldherrn hielt, der eben darum sich einen Kollegen gegeben hatte, der der Feldherr sein sollte, aber auch nicht war. Da erhoben sich nun alle Völker längs der Donau, vom germanischen bis zum dakischen Limes, und es begann ein Krieg, schwerer als irgendein anderer, den seit Hannibals Tagen Rom bestanden hatte. Mit einer Unterbrechung von wenigen Jahren hat er gewährt bis zum Tode des Kaisers, den das Schicksal wider Willen zum Feldherrn machte (Abb. 41 u. 42). Eine tragische Erscheinung ist dieser „gekrönte Philosoph", der im Feldlager von Carnuntum (s. S. 55) seine „Bekenntnisse" niederschreibt, der aus Pflichtgefühl fast ein Jahrzehnt an der Reichsgrenze und im Feindesland ausharrt und dann dicht vor dem Ziel durch eine ferne Empörung gezwungen wird, einen Frieden zu gewähren, der den Keim des Krieges in sich trug; der danach noch einmal zu der sauren Pflicht zurückkehrt und wiederum dicht vor dem Ziel abgerufen wird, abgerufen vom Tod, damit sein Erbe das mühsam Gewonnene verschleudern kann, des väterlichen Pflichtgefühls gänzlich bar.

Elende Trümmer besitzen wir nur von den einst vorhandenen Erzählungen dieses denkwürdigen Kampfes. Aber umfassende Kenntnis und scharfsinnige Verwertung der inschriftlichen Überlieferung hat dennoch „die Chronologie des bellum Germanicum et Sarmaticum" festlegen können, und für einen Teil des Kriegs, die Jahre 171 bis 175, besitzen wir die unschätzbare Bilderchronik der Marcus-Säule (Abb. 43).

Es ist bezeichnend, daß diese Chronik erst beginnt mit dem Augenblick, wo der Kaiser den Krieg ins Feindesland trägt; das wird nicht nur Nachahmung des Frieses der Traian-Säule sein (s. oben S. 73). Daß von den Erfolgen der Feinde, die sie bis vor die Mauern von Aquileia führten, die Chronik schweigt, ist selbstverständlich. Aber auch römische Siege, die auf dem Boden des Reiches erfochten waren, sollten hier nicht verewigt werden; denn sie erzählten zugleich die Größe der Gefahr. Nur ein Sieg scheint freilich überhaupt von Bedeutung gewesen zu sein, da nur einer in der Imperatortitulatur (167) seine Spur zurückgelassen hat. Es scheint, daß die Barbarenschwärme schon beim Nahen der Kaiser zurückfluteten, nicht weniger vielleicht durch die Pest, die im Gefolge des kaiserlichen Heeres kam, als durch dieses selbst zurückgescheucht, und wenn erst im sechsten Kriegsjahre die Donau überschritten wurde, so lag das wohl weniger an dem Widerstand, der bis dahin zu überwinden war, als an den Schwierigkeiten, mit denen die Ausfüllung der Lücken des Heeres und die Beschaffung der Mittel zum Krieg zu kämpfen hatte: hören wir doch, daß selbst Verbrecher in die Legionen eingereiht wurden, und daß der Kaiser seinen Privatbesitz zugunsten des Kriegsschatzes öffentlich versteigerte.

Als von Carnuntum aus die offensiven Operationen begannen, mit denen die Erzählung des Säulenreliefs anfängt, waren die Provinzen des rechten Donauufers wohl schon geraume Zeit vom Feind befreit, waren auch Norikum und Rätien, wo bis dahin nur Auxiliartruppen gestanden hatten, durch zwei neue Legionen gesichert, die in Lauriacum an der Enns und in Castra Regina (Regensburg) ihr Standlager erhielten. Da aber bei der Ausdehnung der Bewegung kein einziges Standlager von Truppen entblößt werden durfte, nahmen an dem Feldzug im Feindesland von allen Legionen nur „Vexillationen" (Detachements) teil: nur die Garde erscheint auf dem Säulenrelief mit ihren Signa; die Legionare stets unter „Vexillen", niemals mit dem Adler oder den Manipelfeldzeichen.

Abb. 74. Das Saalburg-Kastell. Wiederaufgebaut. „Praetorium".
Nach dem Meßbild. (Zu Seite 112.)

Die Bildersprache des Reliefs läßt uns nicht nur den „germanischen" und den „sarmatischen" Krieg deutlich unterscheiden — die Victoria in der Mitte des Reliefbands trennt wie auf der Traian-Säule zwei Kriege —, sondern sie gestattet uns auch durch die typische Wiederholung des Lustrationsopfers im Anfang eines jeden Feldzugs, die dargestellten Szenen auf die einzelnen Jahre zu verteilen. Ins erste Jahr des „bellum Germanicum" fällt nach dem Zeugnis der Münzen ein größerer Erfolg, nach dem Marcus den Imperatortitel zum sechstenmal annahm. Schon im folgenden Jahre steht auf den Münzen „Germania subacta", und der Kaiser nimmt den Beinamen „Germanicus" an. Damals galt also der Germanenkrieg für beendet. Die Säule beweist uns, daß das „Regenwunder" im Quadenland in das erste Kriegsjahr gehört, nicht, wie man annahm, ins vierte. Im Jahre 173 wird das Hauptquartier von Carnuntum nach Sirmium verlegt, und der Krieg wendet sich gegen die sarmatischen Jazygen. Die siebente und achte Erneuerung des Imperatortitels verdankte der Kaiser diesem Sarmatenkrieg; sie bezeugen uns Siege in den Jahren 174 und 175. Zwar zwang der Aufstand des Avidius Cassius den Kaiser, den Friedensschluß übers Knie zu brechen; aber für beendet muß auch der Sarmatenkrieg gegolten haben, da in diesem

standen dort fortan zehn Legionen — nicht zu viel, wie sich zeigen sollte, selbst nach dem Ausscheiden der Daker aus der Reihe der die Grenze bedrohenden Völkerschaften, wenn einmal in diese Massen Bewegung kam.

Das geschah, nach einer langen Zeit der Ruhe, im Jahre 166. Mühsam hintangehalten, wie wir hören, mit Mitteln der Diplomatie, weil ein Teil der Donaulegionen für den Parthischen Krieg in Anspruch genommen war, brach damals der Sturm um so gewaltiger los; nach dem Ende des Partherkriegs freilich, dennoch zu ungünstigster Zeit für das Reich. Zur Hungersnot und Geldnot brachte das heimkehrende Heer des Verus die Pest, die schlimmer als der Krieg unter den Truppen hauste. Auf dem Thron aber saß ein Kaiser, der sich selbst am wenigsten für einen Feldherrn hielt, der eben darum sich einen Kollegen gegeben hatte, der der Feldherr sein sollte, aber auch nicht war. Da erhoben sich nun alle Völker längs der Donau, vom germanischen bis zum dakischen Limes, und es begann ein Krieg, schwerer als irgendein anderer, den seit Hannibals Tagen Rom bestanden hatte. Mit einer Unterbrechung von wenigen Jahren hat er gewährt bis zum Tode des Kaisers, den das Schicksal wider Willen zum Feldherrn machte (Abb. 41 u. 42). Eine tragische Erscheinung ist dieser „gekrönte Philosoph", der im Feldlager von Carnuntum (s. S. 55) seine „Bekenntnisse" niederschreibt, der aus Pflichtgefühl fast ein Jahrzehnt an der Reichsgrenze und im Feindesland ausharrt und dann dicht vor dem Ziel durch eine ferne Empörung gezwungen wird, einen Frieden zu gewähren, der den Keim des Krieges in sich trug; der danach noch einmal zu der sauren Pflicht zurückkehrt und wiederum dicht vor dem Ziel abgerufen wird, abgerufen vom Tod, damit sein Erbe das mühsam Gewonnene verschleudern kann, des väterlichen Pflichtgefühls gänzlich bar.

Elende Trümmer besitzen wir nur von den einst vorhandenen Erzählungen dieses denkwürdigen Kampfes. Aber umfassende Kenntnis und scharfsinnige Verwertung der inschriftlichen Überlieferung hat dennoch „die Chronologie des bellum Germanicum et Sarmaticum" festlegen können, und für einen Teil des Kriegs, die Jahre 171 bis 175, besitzen wir die unschätzbare Bilderchronik der Marcus-Säule (Abb. 43).

Es ist bezeichnend, daß diese Chronik erst beginnt mit dem Augenblick, wo der Kaiser den Krieg ins Feindesland trägt; das wird nicht nur Nachahmung des Frieses der Traian-Säule sein (s. oben S. 73). Daß von den Erfolgen der Feinde, die sie bis vor die Mauern von Aquileia führten, die Chronik schweigt, ist selbstverständlich. Aber auch römische Siege, die auf dem Boden des Reiches erfochten waren, sollten hier nicht verewigt werden; denn sie erzählten zugleich die Größe der Gefahr. Nur ein Sieg scheint freilich überhaupt von Bedeutung gewesen zu sein, da nur einer in der Imperatortitulatur (167) seine Spur zurückgelassen hat. Es scheint, daß die Barbarenschwärme schon beim Nahen der Kaiser zurückfluteten, nicht weniger vielleicht durch die Pest, die im Gefolge des kaiserlichen Heeres kam, als durch dieses selbst zurückgescheucht, und wenn erst im sechsten Kriegsjahre die Donau überschritten wurde, so lag das wohl weniger an dem Widerstand, der bis dahin zu überwinden war, als an den Schwierigkeiten, mit denen die Ausfüllung der Lücken des Heeres und die Beschaffung der Mittel zum Krieg zu kämpfen hatte: hören wir doch, daß selbst Verbrecher in die Legionen eingereiht wurden, und daß der Kaiser seinen Privatbesitz zugunsten des Kriegsschatzes öffentlich versteigerte.

Als von Carnuntum aus die offensiven Operationen begannen, mit denen die Erzählung des Säulenreliefs anfängt, waren die Provinzen des rechten Donauufers wohl schon geraume Zeit vom Feind befreit, waren auch Norikum und Rätien, wo bis dahin nur Auxiliartruppen gestanden hatten, durch zwei neue Legionen gesichert, die in Lauriacum an der Enns und in Castra Regina (Regensburg) ihr Standlager erhielten. Da aber bei der Ausdehnung der Bewegung kein einziges Standlager von Truppen entblößt werden durfte, nahmen an dem Feldzug im Feindesland von allen Legionen nur „Vexillationen" (Detachements) teil: nur die Garde erscheint auf dem Säulenrelief mit ihren Signa: die Legionare stets unter „Vexillen", niemals mit dem Adler oder den Manipelfeldzeichen.

Abb. 74. Das Saalburg-Kastell. Wiederaufgebaut. „Praetorium".
Nach dem Meßbild. (Zu Seite 112.)

Die Bildersprache des Reliefs läßt uns nicht nur den „germanischen" und den „sarmatischen" Krieg deutlich unterscheiden — die Victoria in der Mitte des Reliefbands trennt wie auf der Traian-Säule zwei Kriege —, sondern sie gestattet uns auch durch die typische Wiederholung des Lustrationsopfers im Anfang eines jeden Feldzugs, die dargestellten Szenen auf die einzelnen Jahre zu verteilen. Ins erste Jahr des „bellum Germanicum" fällt nach dem Zeugnis der Münzen ein größerer Erfolg, nach dem Marcus den Imperatortitel zum sechstenmal annahm. Schon im folgenden Jahre steht auf den Münzen „Germania subacta", und der Kaiser nimmt den Beinamen „Germanicus" an. Damals galt also der Germanenkrieg für beendet. Die Säule beweist uns, daß das „Regenwunder" im Quadenland in das erste Kriegsjahr gehört, nicht, wie man annahm, ins vierte. Im Jahre 173 wird das Hauptquartier von Carnuntum nach Sirmium verlegt, und der Krieg wendet sich gegen die sarmatischen Jazygen. Die siebente und achte Erneuerung des Imperatortitels verdankte der Kaiser diesem Sarmatenkrieg; sie bezeugen uns Siege in den Jahren 174 und 175. Zwar zwang der Aufstand des Avidius Cassius den Kaiser, den Friedensschluß übers Knie zu brechen; aber für beendet muß auch der Sarmatenkrieg gegolten haben, da in diesem

Abb. 75. Das Saalburg-Kastell. Wiederaufgebaut. „Exerzierhalle". Nach dem Meßbild. (Zu Seite 112.)

Jahre der Beiname Sarmaticus erscheint. Das folgende Jahr 176 sah, nach der Rückkehr aus dem Orient, den Triumph über Germanen und Sarmaten (Abb. 44—46). Was zwei Jahre, vielleicht auch nur ein Jahr später von neuem zum Krieg geführt hat, wissen wir nicht. Aber im August des Jahres 178 zog der Kaiser, diesmal mit seinem Sohn, zu einem zweiten Germanen- und Sarmatenkrieg aus, von dem er nicht heimkehren sollte. Im folgenden Jahre brachte ein Sieg des Tarrutenius Paternus dem Marcus die letzte Erneuerung der Imperator-Ehre, und der Krieg stand vor einem erwünschten Ende, das diesmal gewiß die Errichtung der schon fünf Jahre zuvor ins Auge gefaßten neuen Provinzen gewesen wäre, — als der Kaiser Marcus starb.

Commodus (Abb. 47) suchte aus dem lästigen Lagerleben so schnell als möglich herauszukommen. In dem früheren Friedensschluß war allen drei Völkern die Grenze fünf Meilen von der Donau gezogen worden, und diese Grenze war dann mit Kastellen besetzt worden, die einen Teil des feindlichen Landes tatsächlich zu römischem Besitz machten. Dann hatte Marcus die Breite des den Germanen versperrten Grenzstreifens auf die Hälfte herabgesetzt. Commodus verzichtete nun ganz darauf und zog die Garnisonen vom linken Donauufer zurück. Nicht sein, sondern des Vaters Verdienst war es, wenn dennoch ein Friede zustande kam, der von Dauer sein sollte: nicht das leichtfertige Entgegenkommen des Sohnes, sondern die zielbewußte Energie des Vaters wird den Germanen und Sarmaten Achtung eingeflößt haben.

War auch nicht mehr erreicht als Rom schon vor dem langen und blutigen Kriege besessen hatte, so war die Sicherung dieses Besitzes doch auch schon ein Erfolg, um so größer, je größer die Gefahr des Verlustes gewesen war. Diese Gefahr, der Ansturm eines ganzen „Völkerbundes", ist es denn auch gewesen, die zur Verstärkung der obergermanischen und rätischen Grenzsperre mahnte. Durch Rätien hatte ein Teil des großen Völkerstroms seinen Weg genommen; aber auch in Obergermanien (und zugleich in Rätien) waren in näherem oder fernerem Zusammenhang mit jener großen Bewegung Chatten eingedrungen, und die Wiederholung eines solchen Einfalls muß zu Commodus' Zeit nahe gewesen sein, da der Kaiser an einen „dritten" germanischen Feldzug dachte, der dieser Gegend, wie es scheint, gelten sollte.

Mehrere Erweiterungsbauten am germanischen wie am rätischen Limes gehören nachweislich in die Zeit des Commodus, und ungefähr in diese Zeit fällt auch die Gründung des großen für zwei Numeri Raum bietenden Kastells von Niederbieber am Nordende des germanischen Limes. Aber ein schlechter Grenzschutz blieb diese 550 Kilometer lange Holzpalisade dennoch, trotz ihrer tausend Wachttürme und ihrer hundert großen und kleinen Kastelle, und so kam man auf den Gedanken, sie auf der rätischen Strecke durch eine Mauer zu ersetzen, auf der germanischen durch einen dahinter angelegten Graben und Wall, für berittene Scharen immerhin ein nicht ganz verächtliches Hindernis, zu verstärken.

Wann das geschah, und ob es in Rätien und Germanien zur gleichen Zeit geschah, wissen wir nicht; nur daß es hier wie dort die letzten Anlagen am Limes sind, ist gewiß.

Abb. 76. Saalburg. Gräberfunde, zusammengebracht in dem 1872 erbauten „Gräberhaus". Nach dem Meßbild. (Zu Seite 112.)

Abb. 75. Das Saalburg-Kastell. Wiederaufgebaut. „Exerzierhalle". Nach dem Meßbild. (Zu Seite 112.)

Jahre der Beiname Sarmaticus erscheint. Das folgende Jahr 176 sah, nach der Rückkehr aus dem Orient, den Triumph über Germanen und Sarmaten (Abb. 44—46). Was zwei Jahre, vielleicht auch nur ein Jahr später von neuem zum Krieg geführt hat, wissen wir nicht. Aber im August des Jahres 178 zog der Kaiser, diesmal mit seinem Sohn, zu einem zweiten Germanen- und Sarmatenkrieg aus, von dem er nicht heimkehren sollte. Im folgenden Jahre brachte ein Sieg des Tarrutenius Paternus dem Marcus die letzte Erneuerung der Imperator-Ehre, und der Krieg stand vor einem erwünschten Ende, das diesmal gewiß die Errichtung der schon fünf Jahre zuvor ins Auge gefaßten neuen Provinzen gewesen wäre, — als der Kaiser Marcus starb.

Commodus (Abb. 47) suchte aus dem lästigen Lagerleben so schnell als möglich herauszukommen. In dem früheren Friedensschluß war allen drei Völkern die Grenze fünf Meilen von der Donau gezogen worden, und diese Grenze war dann mit Kastellen besetzt worden, die einen Teil des feindlichen Landes tatsächlich zu römischem Besitz machten. Dann hatte Marcus die Breite des den Germanen versperrten Grenzstreifens auf die Hälfte herabgesetzt. Commodus verzichtete nun ganz darauf und zog die Garnisonen vom linken Donauufer zurück. Nicht sein, sondern des Vaters Verdienst war es, wenn dennoch ein Friede zustande kam, der von Dauer sein sollte: nicht das leichtfertige Entgegenkommen des Sohnes, sondern die zielbewußte Energie des Vaters wird den Germanen und Sarmaten Achtung eingeflößt haben.

War auch nicht mehr erreicht als Rom schon vor dem langen und blutigen Kriege besessen hatte, so war die Sicherung dieses Besitzes doch auch schon ein Erfolg, um so größer, je größer die Gefahr des Verlustes gewesen war. Diese Gefahr, der Ansturm eines ganzen „Völkerbundes", ist es denn auch gewesen, die zur Verstärkung der obergermanischen und rätischen Grenzsperre mahnte. Durch Rätien hatte ein Teil des großen Völkerstroms seinen Weg genommen; aber auch in Obergermanien (und zugleich in Rätien) waren in näherem oder fernerem Zusammenhang mit jener großen Bewegung Chatten eingedrungen, und die Wiederholung eines solchen Einfalls muß zu Commodus' Zeit nahe gewesen sein, da der Kaiser an einen „dritten" germanischen Feldzug dachte, der dieser Gegend, wie es scheint, gelten sollte.

Mehrere Erweiterungsbauten am germanischen wie am rätischen Limes gehören nachweislich in die Zeit des Commodus, und ungefähr in diese Zeit fällt auch die Gründung des großen für zwei Numeri Raum bietenden Kastells von Niederbieber am Nordende des germanischen Limes. Aber ein schlechter Grenzschutz blieb diese 550 Kilometer lange Holzpalisade dennoch, trotz ihrer tausend Wachttürme und ihrer hundert großen und kleinen Kastelle, und so kam man auf den Gedanken, sie auf der rätischen Strecke durch eine Mauer zu ersetzen, auf der germanischen durch einen dahinter angelegten Graben und Wall, für berittene Scharen immerhin ein nicht ganz verächtliches Hindernis, zu verstärken.

Wann das geschah, und ob es in Rätien und Germanien zur gleichen Zeit geschah, wissen wir nicht; nur daß es hier wie dort die letzten Anlagen am Limes sind, ist gewiß.

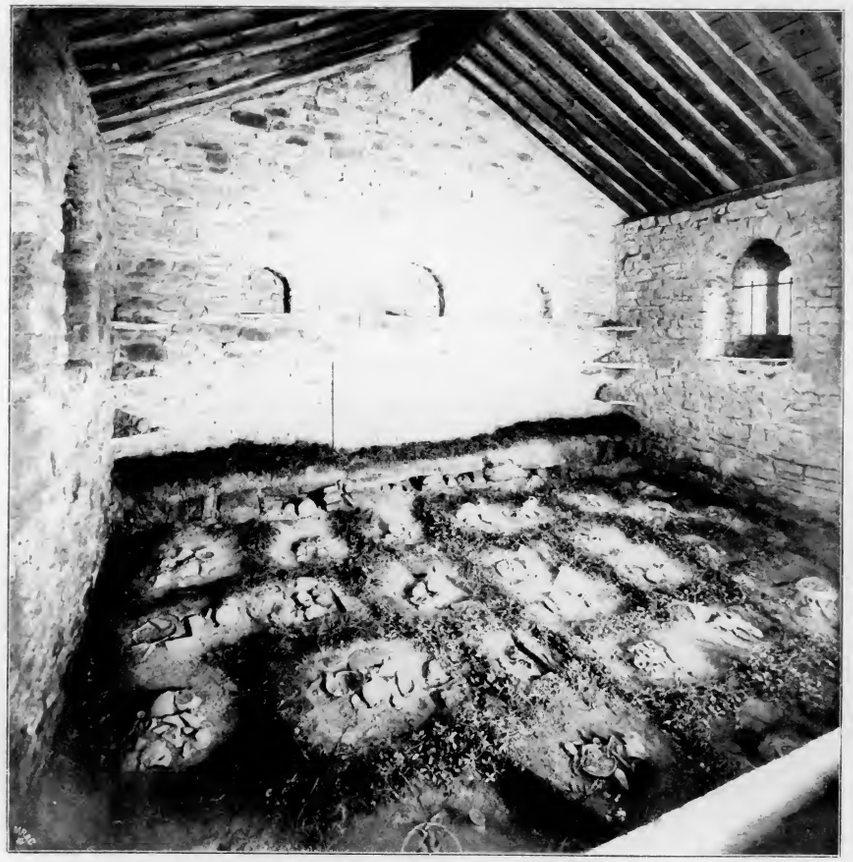


Abb. 76. Saalburg. Gräberfunde, zusammengebracht in dem 1872 erbauten „Gräberhaus". Nach dem Meßbild. (Zu Seite 112.)

Wir hören von Kämpfen gegen Chauken und Chatten, die Didius Julianus, der spätere Kaiser, bestand, von Siegen, die Clodius Albinus, der Nebenbuhler des Septimius Severus, über Völker „jenseits des Rheins“ erfocht. Im Jahre 213 aber durchbrachen die vereinigten Chatten und Alamannen, hier zum erstenmal in der Geschichte genannt, die Grenzsperre beider Provinzen: die Spuren von Kampf und Zerstörung, von Erneuerungsbauten aus diesen Jahren lassen die Kastelle an der Donau wie im Taunus erkennen. Der Kaiser Caracalla (Abb. 48) eilte selbst herbei. Im August beteten die Arvalbrüder für ihn, weil er um diese Zeit durch den rätischen Limes ins Land der Feinde einbrechen sollte, „um sie zu vernichten“; im Oktober opfern sie zur Feier eines germanischen Sieges. „Victoria Germanica“ steht auf den Münzen des Jahres, und der Kaiser führt den Titel „Germanicus“. Am Main soll dieser Sieg erfochten worden sein. Die Alamannen wären hier des Kaisers Gegner gewesen, ein Reitervolk von erstaunlicher Gewandtheit. Aber Caracalla hatte sich nicht auf das römische Schwert verlassen, sondern durch schmeichelndes Entgegenkommen die Germanen zu gewinnen gesucht, indem er ihren Gesandten in germanischer Tracht mit blonder Perücke entgegentrat und die freundschaftlichen Beziehungen durch blinkende Goldstücke förderte. „Und wenn es ihnen,“ so heißt es bei Dio, „auch nicht immer nach dem Sinn war, was er sagte, gaben sie doch nach, wenn sie die Goldstücke sahen; denn richtige Goldstücke schenkte er ihnen.“ Es war die von Domitian gegen die Daker geübte Politik. Die Germanen nahmen das Gold, aber der maskierte Kaiser wird das Ansehen des römischen Reiches in ihren Augen schwerlich erhöht haben, und es war nur eine Frage der Zeit, daß sie ihre Angriffe erneuerten.

Daß Caracalla noch Kastelle bauen ließ, wird uns ausdrücklich gesagt: „‚hier soll ein Kastell gebaut werden‘, sagte er, wo immer ein dazu geeigneter Platz war und gab ihm flugs einen Namen nach seinen eigenen.“ Von einem Limeswall oder einer Limesmauer ist nirgends die Rede. Aber es ist eine wahrscheinliche Vermutung, daß

Abb. 77. Die „Heidenmauer“ in Wiesbaden. (Zu Seite 113.)

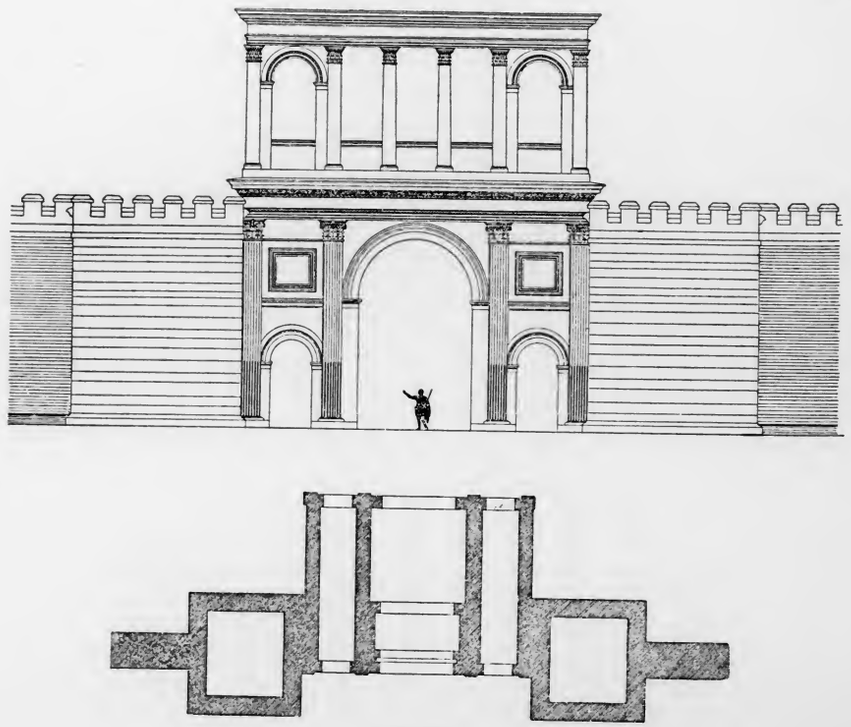


Abb. 78. Die Porta Paphia von Köln. Herstellungsversuch. Nach den Bonner Jahrbüchern. (Zu Seite 123.)

die Bekanntschaft mit den alamannischen Reiterhorden den Kaiser oder seine Statthalter (s. oben S. 71 f.) auf den Gedanken einer solchen Verstärkung der Grenzsperre gebracht haben. Ob sie eine Weile sich nützlich erwies? Ob der Sieg oder das Gold Caracallas eine Weile nachwirkte? Oder ob wir von Kämpfen am Limes nur deshalb zwei Jahrzehnte hindurch nichts hören, weil die Statthalter, denen die Abwehr zunächst oblag, mit den Feinden fertig wurden? Schließlich aber ward wieder ein Kaiser an den Rhein gerufen. Der Limes war durchbrochen, Donau und Rhein überschritten worden. Die Lager der Legionen wurden belagert, das Land weithin verwüstet. Die Gefahr war groß. Da trat Severus Alexander (Abb. 49 u. 51), kaum vom Partherkrieg heimgekehrt, die Heerfahrt zum Rhein an, ungern gewiß, denn er war nichts weniger als ein Kriegsheld, der Kaiser, der sich selbst im Feldlager von seiner Mutter nicht trennte, und hatte Grund, sich inmitten seiner Legionen noch weniger sicher zu fühlen als sonst.

Gerade Alexander soll die Grenzverteidiger zu Grundbesitzern an der Grenze gemacht haben in der Meinung, daß der Kampf um die eigene Scholle zäher sein werde als der um des Reiches Grenzmark. Aber nachdem dennoch die Limesbesatzung, des

Wir hören von Kämpfen gegen Chauken und Chatten, die Didius Julianus, der spätere Kaiser, bestand, von Siegen, die Clodius Albinus, der Nebenbuhler des Septimius Severus, über Völker „jenseits des Rheins“ erfocht. Im Jahre 213 aber durchbrachen die vereinigten Chatten und Alamannen, hier zum erstenmal in der Geschichte genannt, die Grenzsperre beider Provinzen: die Spuren von Kampf und Zerstörung, von Erneuerungsbauten aus diesen Jahren lassen die Kastelle an der Donau wie im Taunus erkennen. Der Kaiser Caracalla (Abb. 48) eilte selbst herbei. Im August beteten die Arvalbrüder für ihn, weil er um diese Zeit durch den rätischen Limes ins Land der Feinde einbrechen sollte, „um sie zu vernichten“; im Oktober opfern sie zur Feier eines germanischen Sieges. „Victoria Germanica“ steht auf den Münzen des Jahres, und der Kaiser führt den Titel „Germanicus“. Am Main soll dieser Sieg erfochten worden sein. Die Alamannen wären hier des Kaisers Gegner gewesen, ein Reitervolk von erstaunlicher Gewandtheit. Aber Caracalla hatte sich nicht auf das römische Schwert verlassen, sondern durch schmeichelndes Entgegenkommen die Germanen zu gewinnen gesucht, indem er ihren Gesandten in germanischer Tracht mit blonder Perücke entgegentrat und die freundschaftlichen Beziehungen durch blinkende Goldstücke förderte. „Und wenn es ihnen,“ so heißt es bei Dio, „auch nicht immer nach dem Sinn war, was er sagte, gaben sie doch nach, wenn sie die Goldstücke sahen; denn richtige Goldstücke schenkte er ihnen.“ Es war die von Domitian gegen die Daker geübte Politik. Die Germanen nahmen das Gold, aber der maskierte Kaiser wird das Ansehen des römischen Reiches in ihren Augen schwerlich erhöht haben, und es war nur eine Frage der Zeit, daß sie ihre Angriffe erneuerten.

Daß Caracalla noch Kastelle bauen ließ, wird uns ausdrücklich gesagt: „‚hier soll ein Kastell gebaut werden‘, sagte er, wo immer ein dazu geeigneter Platz war und gab ihm flugs einen Namen nach seinen eigenen.“ Von einem Limeswall oder einer Limesmauer ist nirgends die Rede. Aber es ist eine wahrscheinliche Vermutung, daß

Abb. 77. Die „Heidenmauer“ in Wiesbaden. (Zu Seite 113.)

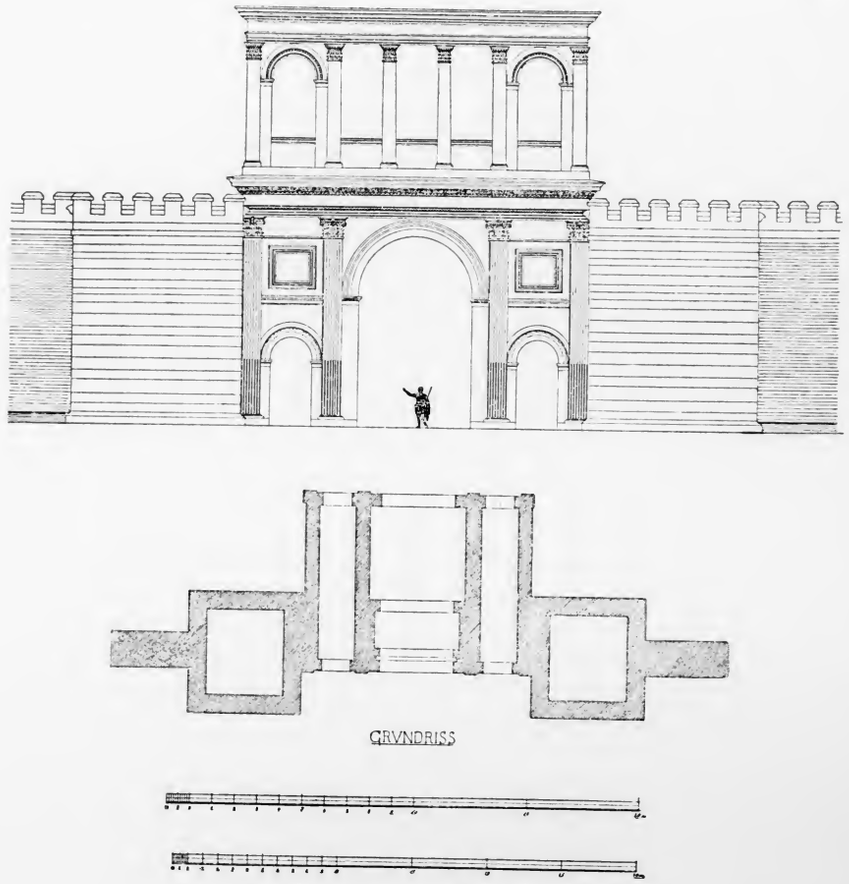


Abb. 78. Die Porta Paphia von Köln. Herstellungsversuch. Nach den Bonner Jahrbüchern. (Zu Seite 123.)

die Bekanntschaft mit den alamannischen Reiterhorden den Kaiser oder seine Statthalter (s. oben S. 71 f.) auf den Gedanken einer solchen Verstärkung der Grenzsperre gebracht haben. Ob sie eine Weile sich nützlich erwies? Ob der Sieg oder das Gold Caracallas eine Weile nachwirkte? Oder ob wir von Kämpfen am Limes nur deshalb zwei Jahrzehnte hindurch nichts hören, weil die Statthalter, denen die Abwehr zunächst oblag, mit den Feinden fertig wurden? Schließlich aber ward wieder ein Kaiser an den Rhein gerufen. Der Limes war durchbrochen, Donau und Rhein überschritten worden. Die Lager der Legionen wurden belagert, das Land weithin verwüstet. Die Gefahr war groß. Da trat Severus Alexander (Abb. 49 u. 51), kaum vom Partherkrieg heimgekehrt, die Heerfahrt zum Rhein an, ungern gewiß, denn er war nichts weniger als ein Kriegsheld, der Kaiser, der sich selbst im Feldlager von seiner Mutter nicht trennte, und hatte Grund, sich inmitten seiner Legionen noch weniger sicher zu fühlen als sonst.

Gerade Alexander soll die Grenzverteidiger zu Grundbesitzern an der Grenze gemacht haben in der Meinung, daß der Kampf um die eigene Scholle zäher sein werde als der um des Reiches Grenzmark. Aber nachdem dennoch die Limesbesatzung, des

Abb. 79. Reste der Porta Paphia in Köln. Nach den Bonner Jahrbüchern.
(Zu Seite 123.)

Partherkriegs wegen allzu sehr geschwächt, durch die anstürmenden „Alamannen“ — die werden es wieder gewesen sein, obgleich sie diesmal nicht genannt werden — überrannt worden war, erwiesen sich die Legionen mehr als der Kaiser um die Ehre des Reiches besorgt. Denn als Alexander, nach dem Beispiel Caracallas, statt mit den Waffen mit Gold den Krieg zu führen begann, schlugen die Soldaten im Lager von Mainz ihn samt seiner Mutter tot (235 n. Chr.) und erhoben einen kriegerisch gesinnten Mann, den Maximinus Thrax (Abb. 50), auf den Thron. Der drang mit dem großen, von seinem Vorgänger schon zusammengebrachten Heer tief ins germanische Land vor, mehr sengend und brennend, da die Germanen zurückwichen; wo sie sich einmal zum Kampfe stellten, der Kaiser allen voran: von einer Schlacht in einem Sumpf ließ er ein großes Bild malen und in Rom aufstellen.

Mit gutem Recht nahm Maximinus den Namen Germanicus an, und auf seinen Münzen stand victoria Germanica (Abb. 52), während auf denen des Severus Alexander nicht mehr als der Übergang über den Rhein — auch der wohl nur als Vorhaben, nicht als Tat — zu sehen gewesen war (Abb. 51).

Aber die Spuren der vorangegangenen Zerstörung waren nicht zu verwischen, und das Abbrechen der Münzfunde mancher Kohortenkastelle mit den Münzen des Severus Alexander und der Julia Mamaea scheint allerdings zu beweisen, daß nicht alle damals zerstörten Kastelle hergestellt und wieder besetzt worden sind.

Für die meisten Limeskastelle aber bezeugen die Münzreihen ein um etwa zwei Jahrzehnte längeres Bestehen. Sie sahen noch unter den rasch aufeinander folgenden, meist von den Soldaten erhobenen und wieder erschlagenen Kaisern und Gegenkaisern dieser wüsten Zeit manche Kämpfe, von denen uns nur durch kaiserliche Beinamen und Münzaufschriften Kunde erhalten ist: „Germanicus“ genügte jetzt nicht mehr; „Germanicus maximus“ muß es sein. So heißt Philippus Arabs, so Gallienus, so andere nach ihnen. Aber die Siege werden dem nicht entsprochen haben. Wieder und wieder überschritten die Goten die untere Donau und streiften weit nach Süden; der

Kaiser Decius fiel im Kampf mit ihnen in der Dobrudscha. Die Alamannen durchbrachen den rätischen Limes, drangen selbst in Italien ein und kamen bis vor Ravenna; zwar wurden diese oder andere durch Gallien eingebrochene Scharen bei Mailand von Gallienus geschlagen und zurückgeworfen; aber aus Rätien vertrieb sie erst Aurelian wieder. Weder der Limes noch der Rhein setzte den Franken, die von nun an am mittleren und unteren Rhein, andere Stämme oder doch Namen verdrängend, erscheinen, eine Grenze. Sie überschwemmten Gallien und drangen selbst bis nach Spanien vor. Die Küsten des Westens wurden von den Sachsen beunruhigt. Im Osten aber lauerte zu gleicher Zeit die allergrößte Gefahr von den Parthern. Auch der tatkräftigste Kaiser konnte nicht allenthalben sein, und wo er nicht war, entstand ihm alsbald ein Nebenbuhler. Fast jeder Sieg erhob einen neuen Kaiser aus der Mitte der siegenden Truppe, und auch in der Not glaubte man auf einen neuen Kaiser in der Nähe eher Hoffnung setzen zu dürfen als auf den fernen.

Das kam auch der Erhebung des Postumus (Abb. 53) zustatten, wenn sie auch zunächst von den Soldaten ausging, die nach einem Sieg über die Germanen, durch die Ansprüche eines kaiserlichen Prinzen im Besitz ihrer Beute bedroht, ihren General zum Kaiser ausriefen. M. Cassianius Latinius Postumus war damals seines Amtes Statthalter einer der zwei germanischen Provinzen, vielleicht auch beider. Nach seiner Proklamierung durch die Truppen um die Wende der Jahre 258/259 fielen ihm Gallien, Britannien und Spanien zu, und ohne nach der Herrschaft über das ganze Reich zu streben, behauptet er sich zehn Jahre lang als Kaiser dieses Westreichs, bis auch ihn das Schicksal der Soldatenkaiser ereilte — wie es heißt, weil er Mainz nicht der Plünderung preisgeben wollte.

Zu diesem Reich des Postumus gehörte das rechtsrheinische Germanien nicht. Denn trotz aller Germanensiege des Gallienus ging damals das ganze vom Limes umschlossene Gebiet auf immer verloren. Manche Kastelle wurden, wie wir beim Mangel aller

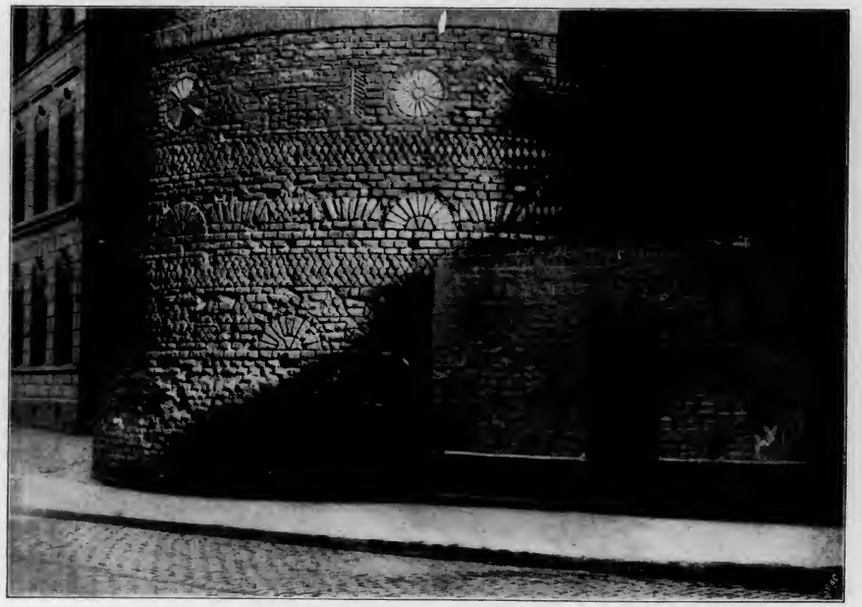


Abb. 80. Turm der römischen Stadtmauer von Köln. Nach den Bonner Jahrbüchern.
(Zu Seite 123.)

Abb. 79. Reste der Porta Paphia in Köln. Nach den Bonner Jahrbüchern.
(Zu Seite 123.)

Partherkriegs wegen allzu sehr geschwächt, durch die anstürmenden „Alamannen“ — die werden es wieder gewesen sein, obgleich sie diesmal nicht genannt werden — überrannt worden war, erwiesen sich die Legionen mehr als der Kaiser um die Ehre des Reiches besorgt. Denn als Alexander, nach dem Beispiel Caracallas, statt mit den Waffen mit Gold den Krieg zu führen begann, schlugen die Soldaten im Lager von Mainz ihn samt seiner Mutter tot (235 n. Chr.) und erhoben einen kriegerisch gesinnten Mann, den Maximinus Thrax (Abb. 50), auf den Thron. Der drang mit dem großen, von seinem Vorgänger schon zusammengebrachten Heer tief ins germanische Land vor, mehr sengend und brennend, da die Germanen zurückwichen; wo sie sich einmal zum Kampfe stellten, der Kaiser allen voran: von einer Schlacht in einem Sumpf ließ er ein großes Bild malen und in Rom aufstellen.

Mit gutem Recht nahm Maximinus den Namen Germanicus an, und auf seinen Münzen stand victoria Germanica (Abb. 52), während auf denen des Severus Alexander nicht mehr als der Übergang über den Rhein — auch der wohl nur als Vorhaben, nicht als Tat — zu sehen gewesen war (Abb. 51).

Aber die Spuren der vorangegangenen Zerstörung waren nicht zu verwischen, und das Abbrechen der Münzfunde mancher Kohortenkastelle mit den Münzen des Severus Alexander und der Julia Mamaea scheint allerdings zu beweisen, daß nicht alle damals zerstörten Kastelle hergestellt und wieder besetzt worden sind.

Für die meisten Limeskastelle aber bezeugen die Münzreihen ein um etwa zwei Jahrzehnte längeres Bestehen. Sie sahen noch unter den rasch aufeinander folgenden, meist von den Soldaten erhobenen und wieder erschlagenen Kaisern und Gegenkaisern dieser wüsten Zeit manche Kämpfe, von denen uns nur durch kaiserliche Beinamen und Münzaufschriften Kunde erhalten ist: „Germanicus“ genügte jetzt nicht mehr; „Germanicus maximus“ muß es sein. So heißt Philippus Arabs, so Gallienus, so andere nach ihnen. Aber die Siege werden dem nicht entsprochen haben. Wieder und wieder überschritten die Goten die untere Donau und streiften weit nach Süden; der

Kaiser Decius fiel im Kampf mit ihnen in der Dobrudscha. Die Alamannen durchbrachen den rätischen Limes, drangen selbst in Italien ein und kamen bis vor Ravenna; zwar wurden diese oder andere durch Gallien eingebrochene Scharen bei Mailand von Gallienus geschlagen und zurückgeworfen; aber aus Rätien vertrieb sie erst Aurelian wieder. Weder der Limes noch der Rhein setzte den Franken, die von nun an am mittleren und unteren Rhein, andere Stämme oder doch Namen verdrängend, erscheinen, eine Grenze. Sie überschwemmten Gallien und drangen selbst bis nach Spanien vor. Die Küsten des Westens wurden von den Sachsen beunruhigt. Im Osten aber lauerte zu gleicher Zeit die allergrößte Gefahr von den Parthern. Auch der tatkräftigste Kaiser konnte nicht allenthalben sein, und wo er nicht war, entstand ihm alsbald ein Nebenbuhler. Fast jeder Sieg erhob einen neuen Kaiser aus der Mitte der siegenden Truppe, und auch in der Not glaubte man auf einen neuen Kaiser in der Nähe eher Hoffnung setzen zu dürfen als auf den fernen.

Das kam auch der Erhebung des Postumus (Abb. 53) zustatten, wenn sie auch zunächst von den Soldaten ausging, die nach einem Sieg über die Germanen, durch die Ansprüche eines kaiserlichen Prinzen im Besitz ihrer Beute bedroht, ihren General zum Kaiser ausriefen. M. Cassianius Latinius Postumus war damals seines Amtes Statthalter einer der zwei germanischen Provinzen, vielleicht auch beider. Nach seiner Proklamierung durch die Truppen um die Wende der Jahre 258/259 fielen ihm Gallien, Britannien und Spanien zu, und ohne nach der Herrschaft über das ganze Reich zu streben, behauptet er sich zehn Jahre lang als Kaiser dieses Westreichs, bis auch ihn das Schicksal der Soldatenkaiser ereilte — wie es heißt, weil er Mainz nicht der Plünderung preisgeben wollte.

Zu diesem Reich des Postumus gehörte das rechtsrheinische Germanien nicht. Denn trotz aller Germanensiege des Gallienus ging damals das ganze vom Limes umschlossene Gebiet auf immer verloren. Manche Kastelle wurden, wie wir beim Mangel aller

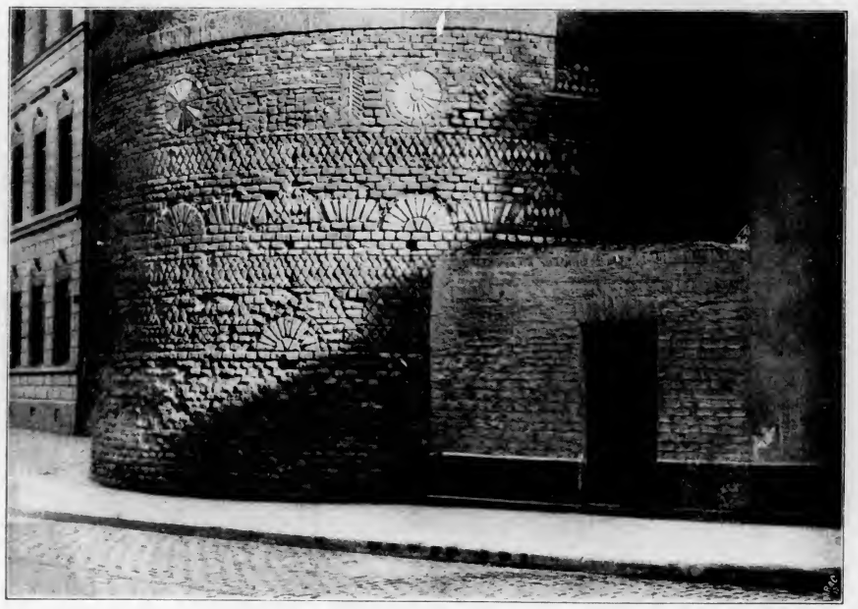


Abb. 80. Turm der römischen Stadtmauer von Köln. Nach den Bonner Jahrbüchern.
(Zu Seite 123.)

Spuren gewaltsamer Zerstörung annehmen dürfen, freiwillig und friedlich geräumt. Bei anderen lassen uns aber „untergrabene Mauern und Tore, Brandschutt im Innern, zerstreute Waffen und Gebeine der Gefallenen“ noch die gewaltsame Erstürmung erkennen. Besonders anschaulich hat die Ausgrabung im Kastell von Niederbieber, wie wir sahen, einem erst spät errichteten (S. 83), uns die Eroberung vor Augen geführt und durch die Münzfunde das Jahr der Katastrophe bestimmen lassen. Es war das Jahr 259 oder 260, und es gibt kein Zeugnis dafür, daß der Limes als solcher über dieses Jahr hinaus behauptet worden ist.

Postumus wird sich gar nicht die Aufgabe gestellt haben, das Verlorene wieder zu gewinnen; aber er hat das große Verdienst, in jahrelangen Kämpfen die immer wieder herandrängenden Germanen, Franken und Alamannen, aus Gallien hinausgewiesen und die auch schon in Frage gestellte Rheingrenze behauptet zu haben: wenn auf Münzen mit dem Bild des Rheingotts sich die Worte salus provinciarum finden, so soll damit wohl der Rhein als der Retter der Provinzen bezeichnet werden. Damals wurden die Mauern so mancher Rheinstädte errichtet. Ohne des Postumus Eingreifen würde gewiß viel mehr als das rechte Rheinufer dem Reich verloren gegangen sein. Deshalb wurde auch sein letzter Nachfolger, als er dem Aurelian unterlag, und das gallische Kaisertum sein Ende fand, begnadigt und über Postumus nicht, wie über andere Gegenkaiser, die damnatio memoriae verhängt. Er hatte für seine Zeit die Aufgabe gelöst, die fortan eine der wichtigsten für das Reich blieb. Diese Aufgabe rückte den Schwerpunkt seines gallischen Reiches, wie später wenigstens einen des ganzen, in die Nähe der stets bedrohten Rheingrenze und Postumus wird wahrscheinlich als erster der Kaiser in Trier residiert haben. Fünf Jahre etwa überlebte das Reich den Tod des Postumus; dann stellte Aurelian die Einheit des Reiches wie im Osten, so auch hier im Westen wieder her.

Untätig kann man die Kaiser dieser Zeit wahrlich nicht nennen, wenn man bedenkt, was Claudius (Abb. 54) in zwei Jahren, Aurelian (Abb. 55) in sechsen, Probus (Abb. 56) in ebensovielen geleistet haben, und einen guten Teil ihres Arbeitsprogramms haben ihnen in diesen Jahren die Germanen gestellt.

Claudius hat am Gardasee die Alamannen geschlagen und sich in der Schlacht bei Nisch den Beinamen „Gothicus“ verdient; in Sirmium, also auf dem Posten des Verteidigers der Donaugrenze, ist er gestorben, indem die Pest diesmal der üblichen Todesart der Kaiser dieser Periode zuvorkam. Aurelian hat in Rätien gegen die Juthungen, in Pannonien gegen Goten und Vandalen und wieder in Rätien gegen die Italien von neuem bedrohenden Alamannen gekämpft; auf dem Zug gegen die Parther ward er ermordet. Probus mußte von neuem Alamannen und Franken aus Gallien vertreiben und hat sie über den Rhein verfolgt und auch dort wiederholt geschlagen; auch an der Donau hat er gekämpft und wie Claudius in Sirmium, seiner Vaterstadt, den Tod gefunden, er aber wieder durch das Schwert seiner Soldaten.

Mag Probus wirklich sechzig oder gar siebzig gallische Städte den Germanen entrissen haben, daß er den Limes jenseits des Rheines wiederhergestellt habe, ist ein Irrtum, vielleicht schon ein recht alter: er hat nur den rheinischen Festungen gegenüber Kastelle auf dem rechten Ufer angelegt oder die schon von Postumus erbauten hergestellt, und seine Verdienste um den Weinbau auf germanischem Boden werden sich wohl auf das linke Rheinufer und das Moselland beschränken.

Dauernden Erfolg haben seine Siege so wenig wie die früheren gehabt, und nach seinem Tode war Gallien wieder, wie vorher, in steter Furcht vor den germanischen Nachbarn. Carinus, der Sohn des Carus, dem der Schutz der germanischen Grenze vom Vater übertragen war, hatte Gelegenheit, für seinen Vater und für sich selbst den schon fast ständigen Beinamen Germanicus maximus zu erwerben; aber der Tod des Carus und der Kampf um die Kaiserwürde, die von den Soldaten dem C. Valerius Aurelius Diocletianus (Abb. 57) übertragen worden war, riefen den Carinus aus Gallien ab in dem Augenblick, als zu der schon gewohnten Not der Germaneneinfälle die furchtbarere des Bagaudenaufstandes hinzutrat. Carinus mußte die Beschwörung dieser neuen Gefahr

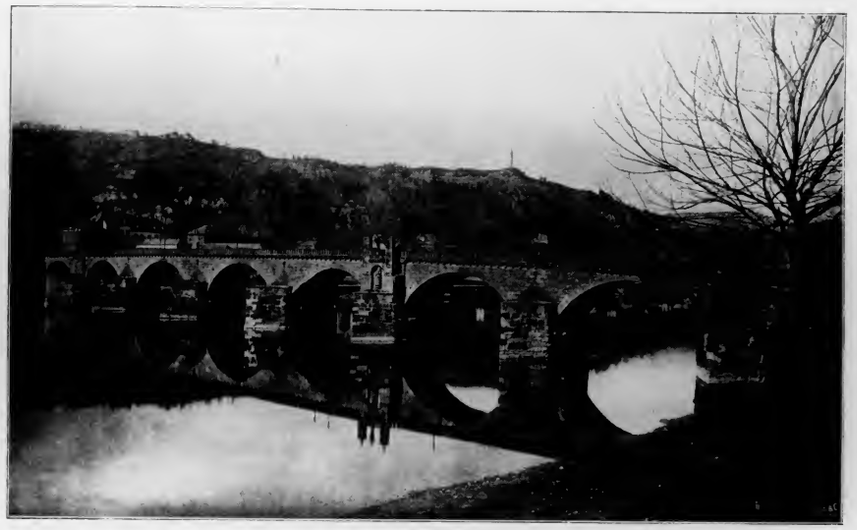


Abb. 81. Die Moselbrücke bei Trier. Die Pfeiler sind römisch. (Zu Seite 54 und 123.)

seinem Nachfolger überlassen; denn wenn er auch, wider Verdienst wohl, dem Diocletianus im Kampf erfolgreich entgegentrat, so nützte ihm dieser Sieg doch nichts, da ihn gleich nachher das Geschick der Kaiser dieser Zeit ereilte.

Die Regierung des gewaltigen Diocletianus, für den die Ermordung des Carinus freie Bahn machte, bedeutet in der Geschichte der römischen Kaiserzeit einen wichtigen Abschnitt — nicht so in der Geschichte des germanischen Grenzsprengels. Hier hat sie wohl manches sanktioniert, was tatsächlich schon bestand, Gefahren abzuwenden versucht, die die letzten Jahrzehnte hinlänglich kennen gelehrt hatten. Die Hauptaufgabe blieb dieselbe noch für ein volles Jahrhundert: die Abwehr der stets wieder andringenden Germanenstämme, Alamannen und Franken, Burgunden und Sachsen, der notdürftige Schutz der heimgesuchten gallischen Gaue.

Beim Antritt der Regierung aber fand Diocletian diese Aufgabe, wie gesagt, in den Hintergrund gedrängt durch die andere, die aufständischen Bauern Galliens niederzuwerfen, die plündernd und raubend das bisher nur allzu oft schon von den Germanen betriebene Werk der Zerstörung vollendeten. Der sonderbare französische Patriotismus, der seine Befriedigung darin findet, die Vorfahren seit Augustus' Tagen im besten Einvernehmen mit den römischen Herren zu sehen und alles Unheil den überrheinischen Nachbarn aufzubürden, kann mit Recht hervorheben, daß auch unter den „Bagauden“, den „Streitbaren“, die Zahl der Germanen groß war — hatte doch seit Jahrzehnten die bedenkliche Einrichtung des „Colonats“ Tausende von gefangenen Germanen zu schwerbedrückten, an die Scholle gefesselten Bauern auf gallischem Boden gemacht —, aber wer die Not der kleinen Landleute in dieser furchtbaren Zeit ermißt, wozu es wahrlich besonderer Zeugnisse nicht bedarf, der müßte sich eher wundern, wenn die einheimischen Bauern an dem Aufstand nicht beteiligt gewesen wären, als darüber, daß sie es waren. Ja die Erhebung griff über den Kreis der Landbevölkerung hinaus und wütete da am schrecklichsten, wo der Pöbel der Städte sich anschloß, und die Stadtmauern den Besitzenden kein Schutz mehr waren. Das Verderben wäre vollständig gewesen, wenn zu dieser Zeit die Alamannen oder Franken ihre schrecklichen Verheerungszüge erneuert hätten, und es ist schwer erklärlich, daß sie es nicht getan haben. Die von den Bauern erhobenen Kaiser würden wohl schlechter im Feld bestanden haben als

Spuren gewaltsamer Zerstörung annehmen dürfen, freiwillig und friedlich geräumt. Bei anderen lassen uns aber „untergrabene Mauern und Tore, Brandschutt im Innern, zerstreute Waffen und Gebeine der Gefallenen" noch die gewaltsame Erstürmung erkennen. Besonders anschaulich hat die Ausgrabung im Kastell von Niederbieber, wie wir sahen, einem erst spät errichteten (S. 83), uns die Eroberung vor Augen geführt und durch die Münzfunde das Jahr der Katastrophe bestimmen lassen. Es war das Jahr 259 oder 260, und es gibt kein Zeugnis dafür, daß der Limes als solcher über dieses Jahr hinaus behauptet worden ist.

Postumus wird sich gar nicht die Aufgabe gestellt haben, das Verlorene wieder zu gewinnen; aber er hat das große Verdienst, in jahrelangen Kämpfen die immer wieder heraudrängenden Germanen, Franken und Alamannen, aus Gallien hinausgewiesen und die auch schon in Frage gestellte Rheingrenze behauptet zu haben: wenn auf Münzen mit dem Bild des Rheingotts sich die Worte salus provinciarum finden, so soll damit wohl der Rhein als der Retter der Provinzen bezeichnet werden. Damals wurden die Mauern so mancher Rheinstädte errichtet. Ohne des Postumus Eingreifen würde gewiß viel mehr als das rechte Rheinufer dem Reich verloren gegangen sein. Deshalb wurde auch sein letzter Nachfolger, als er dem Aurelian unterlag, und das gallische Kaisertum sein Ende fand, begnadigt und über Postumus nicht, wie über andere Gegenkaiser, die damnatio memoriae verhängt. Er hatte für seine Zeit die Aufgabe gelöst, die fortan eine der wichtigsten für das Reich blieb. Diese Aufgabe rückte den Schwerpunkt seines gallischen Reiches, wie später wenigstens einen des ganzen, in die Nähe der stets bedrohten Rheingrenze und Postumus wird wahrscheinlich als erster der Kaiser in Trier residiert haben. Fünf Jahre etwa überlebte das Reich den Tod des Postumus; dann stellte Aurelian die Einheit des Reiches wie im Osten, so auch hier im Westen wieder her.

Untätig kann man die Kaiser dieser Zeit wahrlich nicht nennen, wenn man bedenkt, was Claudius (Abb. 54) in zwei Jahren, Aurelian (Abb. 55) in sechsen, Probus (Abb. 56) in ebensovielen geleistet haben, und einen guten Teil ihres Arbeitsprogramms haben ihnen in diesen Jahren die Germanen gestellt.

Claudius hat am Gardasee die Alamannen geschlagen und sich in der Schlacht bei Nisch den Beinamen „Gothicus" verdient; in Sirmium, also auf dem Posten des Verteidigers der Donaugrenze, ist er gestorben, indem die Pest diesmal der üblichen Todesart der Kaiser dieser Periode zuvorkam. Aurelian hat in Rätien gegen die Juthungen, in Pannonien gegen Goten und Vandalen und wieder in Rätien gegen die Italien von neuem bedrohenden Alamannen gekämpft; auf dem Zug gegen die Parther ward er ermordet. Probus mußte von neuem Alamannen und Franken aus Gallien vertreiben und hat sie über den Rhein verfolgt und auch dort wiederholt geschlagen; auch an der Donau hat er gekämpft und wie Claudius in Sirmium, seiner Vaterstadt, den Tod gefunden, er aber wieder durch das Schwert seiner Soldaten.

Mag Probus wirklich sechzig oder gar siebzig gallische Städte den Germanen entrissen haben, daß er den Limes jenseits des Rheines wiederhergestellt habe, ist ein Irrtum, vielleicht schon ein recht alter: er hat nur den rheinischen Festungen gegenüber Kastelle auf dem rechten Ufer angelegt oder die schon von Postumus erbauten hergestellt, und seine Verdienste um den Weinbau auf germanischem Boden werden sich wohl auf das linke Rheinufer und das Moselland beschränken.

Dauernden Erfolg haben seine Siege so wenig wie die früheren gehabt, und nach seinem Tode war Gallien wieder, wie vorher, in steter Furcht vor den germanischen Nachbarn. Carinus, der Sohn des Carus, dem der Schutz der germanischen Grenze vom Vater übertragen war, hatte Gelegenheit, für seinen Vater und für sich selbst den schon fast ständigen Beinamen Germanicus maximus zu erwerben; aber der Tod des Carus und der Kampf um die Kaiserwürde, die von den Soldaten dem C. Valerius Aurelius Diocletianus (Abb. 57) übertragen worden war, riefen den Carinus aus Gallien ab in dem Augenblick, als zu der schon gewohnten Not der Germaneneinfälle die furchtbarere des Bagaudenaufstandes hinzutrat. Carinus mußte die Beschwörung dieser neuen Gefahr

Abb. 81. Die Moselbrücke bei Trier. Die Pfeiler sind römisch. (Zu Seite 54 und 123.)

seinem Nachfolger überlassen; denn wenn er auch, wider Verdienst wohl, dem Diocletianus im Kampf erfolgreich entgegentrat, so nützte ihm dieser Sieg doch nichts, da ihn gleich nachher das Geschick der Kaiser dieser Zeit ereilte.

Die Regierung des gewaltigen Diocletianus, für den die Ermordung des Carinus freie Bahn machte, bedeutet in der Geschichte der römischen Kaiserzeit einen wichtigen Abschnitt — nicht so in der Geschichte des germanischen Grenzsprengels. Hier hat sie wohl manches sanktioniert, was tatsächlich schon bestand, Gefahren abzuwenden versucht, die die letzten Jahrzehnte hinlänglich kennen gelehrt hatten. Die Hauptaufgabe blieb dieselbe noch für ein volles Jahrhundert: die Abwehr der stets wieder andringenden Germanenstämme, Alamannen und Franken, Burgunden und Sachsen, der notdürftige Schutz der heimgesuchten gallischen Gaue.

Beim Antritt der Regierung aber fand Diocletian diese Aufgabe, wie gesagt, in den Hintergrund gedrängt durch die andere, die aufständischen Bauern Galliens niederzuwerfen, die plündernd und raubend das bisher nur allzu oft schon von den Germanen betriebene Werk der Zerstörung vollendeten. Der sonderbare französische Patriotismus, der seine Befriedigung darin findet, die Vorfahren seit Augustus' Tagen im besten Einvernehmen mit den römischen Herren zu sehen und alles Unheil den überrheinischen Nachbarn aufzubürden, kann mit Recht hervorheben, daß auch unter den „Bagauden", den „Streitbaren", die Zahl der Germanen groß war — hatte doch seit Jahrzehnten die bedenkliche Einrichtung des „Colonats" Tausende von gefangenen Germanen zu schwerbedrückten, an die Scholle gefesselten Bauern auf gallischem Boden gemacht —, aber wer die Not der kleinen Landleute in dieser furchtbaren Zeit ermißt, wozu es wahrlich besonderer Zeugnisse nicht bedarf, der müßte sich eher wundern, wenn die einheimischen Bauern an dem Aufstand nicht beteiligt gewesen wären, als darüber, daß sie es waren. Ja die Erhebung griff über den Kreis der Landbevölkerung hinaus und wütete da am schrecklichsten, wo der Pöbel der Städte sich anschloß, und die Stadtmauern den Besitzenden kein Schutz mehr waren. Das Verderben wäre vollständig gewesen, wenn zu dieser Zeit die Alamannen oder Franken ihre schrecklichen Verheerungszüge erneuert hätten, und es ist schwer erklärlich, daß sie es nicht getan haben. Die von den Bauern erhobenen Kaiser würden wohl schlechter im Feld bestanden haben als

Abb. 82. Kaiserpalast in Trier. (Zu Seite 123.)

die gallischen Kaiser zwei bis drei Jahrzehnte zuvor. Nicht das Schicksal Galliens allein, nein die Gefahr des ganzen Reiches forderte schleunige Hilfe. Diocletian aber war im Osten noch unentbehrlich, und ein siegreicher Feldherr am Rhein war, wie man nun genugsam erfahren hatte, mit dem Tage des Siegs ein Nebenbuhler. Deshalb entschloß sich der kluge Kaiser, die nötige Allgegenwart des Herrschers, an deren Unmöglichkeit auch die tüchtigsten seiner Vorgänger gescheitert waren, durch eine freiwillige Teilung der Herrschaft zu schaffen und erhob seinen Freund und Waffengenossen Maximianus (Abb. 58) zum Cäsar und Mitregenten. Maximianus war der Mann, zu leisten, was mit dem Schwerte zu leisten war, und die wüsten Haufen der Bagauden konnten einem Heer von Legionen, das ein tüchtiger General fest in der Hand hielt, nicht einmal viel zu schaffen machen — wenn die Germanen mit dem Angriff zögerten. In kürzester Zeit war dann auch der Aufruhr unterdrückt; seine Gründe freilich konnte nicht kurze Zeit und auch nicht die Milde des Siegers, die schon die Not des der Ackerbauer dringend bedürftigen Landes gebot, beseitigen, und so brach der nicht gelöschte, nur begrabene Brand noch mehr als einmal in hellen Flammen aus. Maximianus aber ward noch, bevor er an den schwereren Teil seiner Aufgabe gegangen war, zum Dank für den ersten raschen Erfolg zum Augustus und zum Herrn des gesamten Westens erhoben, und der Gedanke dieser Teilung der Herrschaft, den ursprünglich vielleicht die Not gezeitigt hatte, wurde — wie denn die Not ja auch in der Tat nicht aufhörte — zum dauernden System ausgebildet, dem das Hinzutreten zweier Cäsares (Thronfolger) zu den beiden Augusti Dauer verbürgen sollte.

Doch das geschah erst später. Zunächst fiel die Aufgabe der Regierung des Westreichs dem Maximianus allein zu, und dieser Aufgabe schwerster Teil war, wie gesagt, der Schutz der Grenze gegen die Germanen. Damit war die Anwesenheit des Kaisers in Gallien geboten, Italien und Rom traten zurück, und Trier blieb, was es zur Zeit der gallischen Nebenkaiser schon geworden war, die kaiserliche Residenz und nun die eigentliche Hauptstadt der westlichen Reichshälfte. Wenn fast achtzig Jahre später, nachdem noch so manche Völkerwoge sich über Galliens Gaue hingewälzt hatte, der Dichter Ausonius das reiche Leben des lieblichen Moseltals so anmutig zu schildern vermag, und die Denkmäler uns die gleichen Bilder zurückrufen, so ist zu bedenken, daß von Trier aus die Kaiser über die Ufer der Mosel eher als über anderes Land ihre schützende

Hand zu halten vermochten — wenngleich es vorgekommen sein soll, daß die Franken bis in die Nähe von Trier schweiften, vermutlich auf der Straße von Norden heranziehend, und den Kaiser zwangen, das Gewand des Konsuls am ersten Tage seines Konsulats mit der Rüstung des Kriegers zu vertauschen. Wir hören von Maximians Germanensiegen vornehmlich durch seinen Lobredner Mamertinus und dürfen uns auf ihn verlassen, wenn er sagt, daß die Alamannen und Burgunden durch Hunger und Krankheit, nur die Heruler in der Schlacht besiegt seien, übertrieben ist aber wohl die Bedeutung der Siege jenseits des Rheins — wenn wenigstens mit der Eroberung, soweit das Ange reicht (quicquid ultra Rhenum prospicio Romanum est), mehr als eben nur das jenseitige Ufer, vielleicht auch wenn nur dieses gemeint ist.

Ein urkundliches Zeugnis für Maximians Verweilen am Rhein besitzen wir in einem von Mainz datierten Erlaß vom 21. Juni des Jahres 286: das mag damals gewesen sein, als er die Alamannen und Burgunden vorüberließ, um sie in der verwüsteten Provinz seinem mächtigen Bundesgenossen, dem Hunger, in die Arme laufen zu lassen. Aber auch die folgenden Siege seiner Waffen, mögen sie immerhin zum Teil auf dem rechten Ufer des Rheins erfochten worden sein, haben den Einfällen der Germanen so wenig als frühere ein Ziel gesetzt; wenn sie dennoch in den nächsten Jahrzehnten immer erst nach längeren Pausen wiedergekehrt zu sein scheinen, so wird das, neben der Vermehrung und Verstärkung der Rheinfestungen und der dauernden Anwesenheit eines Kaisers in der Nähe der Rheingrenze, den Kämpfen unter den germanischen Stämme selbst zuzuschreiben sein, von denen eine schwache Kunde zu uns dringt. Indessen hatte der im Jahre 293 zum Cäsar des Westens ernannte Constantius Chlorus nicht nur zur Sicherung eines Zugs nach Britannien mit den Franken am Niederrhein noch Kämpfe zu bestehen, sondern er hat auch die Alamannen in zwei blutigen Schlachten besiegt, von denen die eine, bei Langres geschlagen, nicht nur ein zweites Vordringen der Germanen beweist, sondern sogar mit einer Niederlage des Cäsar begann, die andere aber, bei Vindonissa, die Einleitung eines siegreichen Vordringens auf das rechte Ufer des Oberrheins gewesen sein mag.

Aber das Schicksal wollte, daß die Siege dieser Zeit das dem Reiche drohende Verhängnis nicht nur aufhielten, sondern auch beschleunigten; denn fast jeder Sieg versetzte

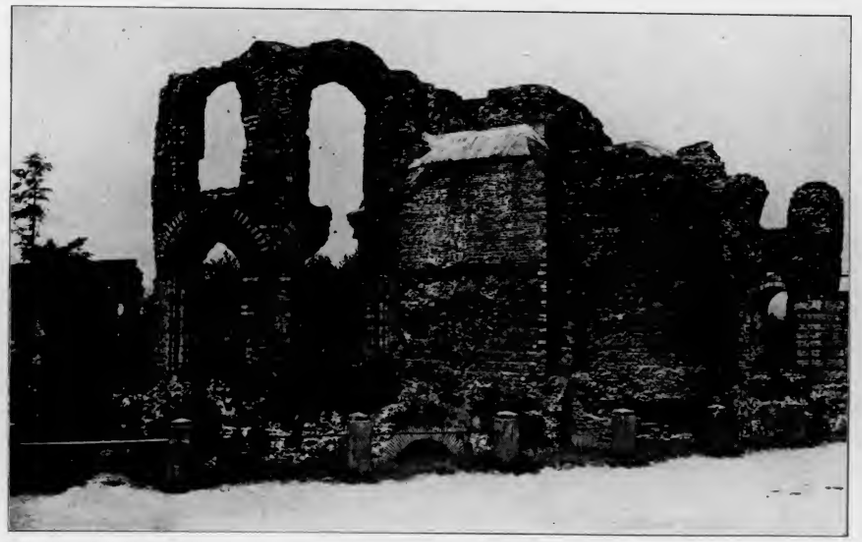


Abb. 83. Kaiserpalast in Trier. (Zu Seite 123.)

Abb. 82. Kaiserpalast in Trier. (Zu Seite 123.)

die gallischen Kaiser zwei bis drei Jahrzehnte zuvor. Nicht das Schicksal Galliens allein, nein die Gefahr des ganzen Reiches forderte schleunige Hilfe. Diocletian aber war im Osten noch unentbehrlich, und ein siegreicher Feldherr am Rhein war, wie man nun genugsam erfahren hatte, mit dem Tage des Siegs ein Nebenbuhler. Deshalb entschloß sich der kluge Kaiser, die nötige Allgegenwart des Herrschers, an deren Unmöglichkeit auch die tüchtigsten seiner Vorgänger gescheitert waren, durch eine freiwillige Teilung der Herrschaft zu schaffen und erhob seinen Freund und Waffengenossen Maximianus (Abb. 58) zum Cäsar und Mitregenten. Maximianus war der Mann, zu leisten, was mit dem Schwerte zu leisten war, und die wüsten Haufen der Bagauden konnten einem Heer von Legionen, das ein tüchtiger General fest in der Hand hielt, nicht einmal viel zu schaffen machen — wenn die Germanen mit dem Angriff zögerten. In kürzester Zeit war dann auch der Aufruhr unterdrückt; seine Gründe freilich konnte nicht kurze Zeit und auch nicht die Milde des Siegers, die schon die Not des der Ackerbauer dringend bedürftigen Landes gebot, beseitigen, und so brach der nicht gelöschte, nur begrabene Brand noch mehr als einmal in hellen Flammen aus. Maximianus aber ward noch, bevor er an den schwereren Teil seiner Aufgabe gegangen war, zum Dank für den ersten raschen Erfolg zum Augustus und zum Herrn des gesamten Westens erhoben, und der Gedanke dieser Teilung der Herrschaft, den ursprünglich vielleicht die Not gezeitigt hatte, wurde — wie denn die Not ja auch in der Tat nicht aufhörte — zum dauernden System ausgebildet, dem das Hinzutreten zweier Cäsares (Thronfolger) zu den beiden Augusti Dauer verbürgen sollte.

Doch das geschah erst später. Zunächst fiel die Aufgabe der Regierung des Westreichs dem Maximianus allein zu, und dieser Aufgabe schwerster Teil war, wie gesagt, der Schutz der Grenze gegen die Germanen. Damit war die Anwesenheit des Kaisers in Gallien geboten, Italien und Rom traten zurück, und Trier blieb, was es zur Zeit der gallischen Nebenkaiser schon geworden war, die kaiserliche Residenz und nun die eigentliche Hauptstadt der westlichen Reichshälfte. Wenn fast achtzig Jahre später, nachdem noch so manche Völkerwoge sich über Galliens Gaue hingewälzt hatte, der Dichter Ausonius das reiche Leben des lieblichen Moseltals so anmutig zu schildern vermag, und die Denkmäler uns die gleichen Bilder zurückrufen, so ist zu bedenken, daß von Trier aus die Kaiser über die Ufer der Mosel eher als über anderes Land ihre schützende

Hand zu halten vermochten — wenngleich es vorgekommen sein soll, daß die Franken bis in die Nähe von Trier schweiften, vermutlich auf der Straße von Norden heranziehend, und den Kaiser zwangen, das Gewand des Konsuls am ersten Tage seines Konsulats mit der Rüstung des Kriegers zu vertauschen. Wir hören von Maximians Germanensiegen vornehmlich durch seinen Lobredner Mamertinus und dürfen uns auf ihn verlassen, wenn er sagt, daß die Alamannen und Burgunden durch Hunger und Krankheit, nur die Heruler in der Schlacht besiegt seien, übertrieben ist aber wohl die Bedeutung der Siege jenseits des Rheins — wenn wenigstens mit der Eroberung, soweit das Auge reicht (quicquid ultra Rhenum prospicio Romanum est), mehr als eben nur das jenseitige Ufer, vielleicht auch wenn nur dieses gemeint ist.

Ein urkundliches Zeugnis für Maximians Verweilen am Rhein besitzen wir in einem von Mainz datierten Erlaß vom 21. Juni des Jahres 286: das mag damals gewesen sein, als er die Alamannen und Burgunden vorüberließ, um sie in der verwüsteten Provinz seinem mächtigen Bundesgenossen, dem Hunger, in die Arme laufen zu lassen. Aber auch die folgenden Siege seiner Waffen, mögen sie immerhin zum Teil auf dem rechten Ufer des Rheins erfochten worden sein, haben den Einfällen der Germanen so wenig als frühere ein Ziel gesetzt; wenn sie dennoch in den nächsten Jahrzehnten immer erst nach längeren Pausen wiedergekehrt zu sein scheinen, so wird das, neben der Vermehrung und Verstärkung der Rheinfestungen und der dauernden Anwesenheit eines Kaisers in der Nähe der Rheingrenze, den Kämpfen unter den germanischen Stämme selbst zuzuschreiben sein, von denen eine schwache Kunde zu uns dringt. Indessen hatte der im Jahre 293 zum Cäsar des Westens ernannte Constantius Chlorus nicht nur zur Sicherung eines Zugs nach Britannien mit den Franken am Niederrhein noch Kämpfe zu bestehen, sondern er hat auch die Alamannen in zwei blutigen Schlachten besiegt, von denen die eine, bei Langres geschlagen, nicht nur ein zweites Vordringen der Germanen beweist, sondern sogar mit einer Niederlage des Cäsar begann, die andere aber, bei Vindonissa, die Einleitung eines siegreichen Vordringens auf das rechte Ufer des Oberrheins gewesen sein mag.

Aber das Schicksal wollte, daß die Siege dieser Zeit das dem Reiche drohende Verhängnis nicht nur aufhielten, sondern auch beschleunigten; denn fast jeder Sieg versetzte

Abb. 83. Kaiserpalast in Trier. (Zu Seite 123.)

Tausende von Germanen auf den Boden der gallischen Provinz, nach den Phrasen der Redner eine Augenweide für den siegesstolzen Römer, in Wahrheit eine dauernde Gefahr — „Pioniere der Völkerwanderung“.

Daß in dem Drängen der germanischen Völkermassen einstweilen eine Stockung eingetreten war, kam dem Reiche um so mehr zustatten, als sich nur zu bald zeigen sollte, daß auch Diocletians klug ausgesonnene Teilung und Abstufung der Herrschaft Kämpfe um den Thron nicht ausschloß, die nun schon so oft die Barbaren über die Grenze gelockt hatten. Im Jahre 305 zogen die beiden Augusti sich vom Schauplatz zurück, freiwillig Diocletian, widerwillig Maximian; Galerius und Constantius rückten zur Augustuswürde auf, doch so, daß Constantius seinen bisherigen, nur durch Spanien erweiterten Sprengel und seine Residenz in Trier behielt; zwei neue Cäsares traten hinzu. Aber schon im Jahre darauf starb Constantius, und als das Heer nun, in die alte Gewohnheit zurückfallend, sich selbst einen Cäsar schuf in der Person seines ältesten Sohnes Constantinus (Abb. 59), war das der Anfang achtjähriger Wirren, von denen nur das Ergebnis hier Platz finden kann, die gemeinsame Regierung des Constantinus und Licinius, die nach kurzem Frieden zu neuen Kämpfen und schließlich zur Alleinherrschaft Constantins führte.

Wohl hören wir auch in dieser Zeit von Siegen über die Germanen: die Hauptstadt Trier sah damals nicht nur die Hochzeit des Constantinus mit der Tochter Maximians, sondern auch das grausame Schauspiel der Zerreißung zweier Frankenfürsten durch die Bestien des Amphitheaters (Abb. 84), und den Fürsten folgten andere Opfer: „die wilden Tiere ermatteten ob der Menge“, wie des Kaisers Lobredner rühmt. Aber von Verwüstung Galliens hören wir einige Zeit nichts. Mögen damals auch mehr als bisher Truppen ins gallische Binnenland verlegt worden sein, wo sie nach den Erfahrungen des Bagaudenkriegs ja auch nötig erscheinen konnten: zum mindesten stark übertrieben muß es sein, wenn Zosimos behauptet, daß Constantin dadurch die Verteidigungsfähigkeit der Rheingrenze zerstört und die Sicherheit der Provinz preisgegeben habe. Der Bau der steinernen Rheinbrücke bei Köln scheint doch vielmehr zu beweisen, daß man des rheinischen Festungsgürtels sicher zu sein meinte und sogar den Fuß aufs rechte Ufer gesetzt hatte, wie denn das in Deutz ausgegrabene Kastell in diese Zeit gehört, vielleicht auf der Stelle eines älteren errichtet. Für das, was in den zwanzig Jahren nach

Abb. 84. Amphitheater in Trier. (Zu Seite 92 und 123.)

Abb. 85. Bäder in Trier. (Zu Seite 123.)

Constantins Tod geschah, darf diesem die Verantwortung nicht zugeschoben werden. Auch die Konzentrierung der Truppen am Rhein hatte längst das Eindringen der Germanen nicht mehr durchaus verhindern können, und verhängnisvoller als die Verteilung eines Teils der Truppen auf die Städte Galliens war vielleicht die Verteilung der Germanen auf das gallische Land, mit der keineswegs Constantinus den Anfang gemacht hatte.

Ob man im Vertrauen auf die Überlegenheit der römischen Waffen die Gefahr unterschätzte, oder ob man hoffte, die Germanen am besten zu bekämpfen im Bund mit Germanen: nicht nur in die gelichteten Reihen der Ackerbauer, sondern auch in die Ämter des Reichs nahm man Germanen auf. So kam es, daß in den Bruderkämpfen, die auf Constantins des Großen Ende folgten, ein Franke, allerdings römischen Namens, Magnus Magnentius, sich zum Mitbewerber um die Herrschaft aufwarf und mit seinen überrheinischen Landsleuten den Kampf führte. Dieses Mal unterlag er noch, nicht ohne anderer Germanen Hilfe von Constantius besiegt, und dieser blieb schließlich, nach zweier Brüder gewaltsamem Tod und der Beseitigung der anderen Rivalen, des Vaters einziger Erbe und Herr des ganzen Reiches. Aber neue Einfälle der Franken, Alamannen und Sachsen, Nachwehen der Erhebung des Magnentius und das Auftreten eines neuen Gegenkaisers in Köln, wiederum eines Franken, nötigten den Constantius, wie einst Diocletian, einen Vertreter nach Gallien zu schicken, wenn er nicht selbst sich dem Schutz dieser Grenze widmen konnte. Er wählte seinen Vetter Julianus (Abb. 60) und ernannte ihn zum Cäsar. Julian war freilich kein erprobter Krieger wie Maximian es gewesen war, vielmehr bis dahin ganz wissenschaftlichen Studien ergeben und in militärischen Dingen ohne alle Erfahrung. Aber den Krieg konnten andere für ihn führen, und die Anwesenheit eines Mitgliedes der kaiserlichen Familie sollte verhindern, daß diese anderen allzu selbständig würden. Zwar waren dem Cäsar die Mittel verboten, durch die er die Soldaten an seine Person hätte fesseln können, und er selbst behauptet, daß seine Generale mindestens so viel auf ihn als auf den Feind ein Auge hätten haben sollen. Die Motive des Constantius sind nicht klar, aber vielleicht würde das Umgekehrte ebenso wahr gewesen sein, und solche Vorsichtsmaßregeln waren nach früheren Erfahrungen begreiflich, nach dieser neuen freilich vergeblich.

Tausende von Germanen auf den Boden der gallischen Provinz, nach den Phrasen der Redner eine Augenweide für den siegesstolzen Römer, in Wahrheit eine dauernde Gefahr — „Pioniere der Völkerwanderung“.

Daß in dem Drängen der germanischen Völkermassen einstweilen eine Stockung eingetreten war, kam dem Reiche um so mehr zustatten, als sich nur zu bald zeigen sollte, daß auch Diocletians klug ausgesonnene Teilung und Abstufung der Herrschaft Kämpfe um den Thron nicht ausschloß, die nun schon so oft die Barbaren über die Grenze gelockt hatten. Im Jahre 305 zogen die beiden Augusti sich vom Schauplatz zurück, freiwillig Diocletian, widerwillig Maximian; Galerius und Constantius rückten zur Augustuswürde auf, doch so, daß Constantius seinen bisherigen, nur durch Spanien erweiterten Sprengel und seine Residenz in Trier behielt; zwei neue Cäsares traten hinzu. Aber schon im Jahre darauf starb Constantius, und als das Heer nun, in die alte Gewohnheit zurückfallend, sich selbst einen Cäsar schuf in der Person seines ältesten Sohnes Constantinus (Abb. 59), war das der Anfang achtjähriger Wirren, von denen nur das Ergebnis hier Platz finden kann, die gemeinsame Regierung des Constantinus und Licinius, die nach kurzem Frieden zu neuen Kämpfen und schließlich zur Alleinherrschaft Constantins führte.

Wohl hören wir auch in dieser Zeit von Siegen über die Germanen: die Hauptstadt Trier sah damals nicht nur die Hochzeit des Constantinus mit der Tochter Maximians, sondern auch das grausame Schauspiel der Zerreißung zweier Frankenfürsten durch die Bestien des Amphitheaters (Abb. 84), und den Fürsten folgten andere Opfer: „die wilden Tiere ermatteten ob der Menge“, wie des Kaisers Lobredner rühmt. Aber von Verwüstung Galliens hören wir einige Zeit nichts. Mögen damals auch mehr als bisher Truppen ins gallische Binnenland verlegt worden sein, wo sie nach den Erfahrungen des Bagaudenkriegs ja auch nötig erscheinen konnten: zum mindesten stark übertrieben muß es sein, wenn Zosimos behauptet, daß Constantin dadurch die Verteidigungsfähigkeit der Rheingrenze zerstört und die Sicherheit der Provinz preisgegeben habe. Der Bau der steinernen Rheinbrücke bei Köln scheint doch vielmehr zu beweisen, daß man des rheinischen Festungsgürtels sicher zu sein meinte und sogar den Fuß aufs rechte Ufer gesetzt hatte, wie denn das in Deutz ausgegrabene Kastell in diese Zeit gehört, vielleicht auf der Stelle eines älteren errichtet. Für das, was in den zwanzig Jahren nach

Abb. 81. Amphitheater in Trier. (Zu Seite 92 und 123.)

Abb. 85. Bäder in Trier. (Zu Seite 123.)

Constantins Tod geschah, darf diesem die Verantwortung nicht zugeschoben werden. Auch die Konzentrierung der Truppen am Rhein hatte längst das Eindringen der Germanen nicht mehr durchaus verhindern können, und verhängnisvoller als die Verteilung eines Teils der Truppen auf die Städte Galliens war vielleicht die Verteilung der Germanen auf das gallische Land, mit der keineswegs Constantinus den Anfang gemacht hatte.

Ob man im Vertrauen auf die Überlegenheit der römischen Waffen die Gefahr unterschätzte, oder ob man hoffte, die Germanen am besten zu bekämpfen im Bund mit Germanen: nicht nur in die gelichteten Reihen der Ackerbauer, sondern auch in die Ämter des Reichs nahm man Germanen auf. So kam es, daß in den Bruderkämpfen, die auf Constantins des Großen Ende folgten, ein Franke, allerdings römischen Namens, Magnus Magnentius, sich zum Mitbewerber um die Herrschaft aufwarf und mit seinen überrheinischen Landsleuten den Kampf führte. Dieses Mal unterlag er noch, nicht ohne anderer Germanen Hilfe von Constantius besiegt, und dieser blieb schließlich, nach zweier Brüder gewaltsamem Tod und der Beseitigung der anderen Rivalen, des Vaters einziger Erbe und Herr des ganzen Reiches. Aber neue Einfälle der Franken, Alamannen und Sachsen, Nachwehen der Erhebung des Magnentius und das Auftreten eines neuen Gegenkaisers in Köln, wiederum eines Franken, nötigten den Constantius, wie einst Diocletian, einen Vertreter nach Gallien zu schicken, wenn er nicht selbst sich dem Schutz dieser Grenze widmen konnte. Er wählte seinen Vetter Julianus (Abb. 60) und ernannte ihn zum Cäsar. Julian war freilich kein erprobter Krieger wie Maximian es gewesen war, vielmehr bis dahin ganz wissenschaftlichen Studien ergeben und in militärischen Dingen ohne alle Erfahrung. Aber den Krieg konnten andere für ihn führen, und die Anwesenheit eines Mitgliedes der kaiserlichen Familie sollte verhindern, daß diese anderen allzu selbständig würden. Zwar waren dem Cäsar die Mittel verboten, durch die er die Soldaten an seine Person hätte fesseln können, und er selbst behauptet, daß seine Generale mindestens so viel auf ihn als auf den Feind ein Auge hätten haben sollen. Die Motive des Constantius sind nicht klar, aber vielleicht würde das Umgekehrte ebenso wahr gewesen sein, und solche Vorsichtsmaßregeln waren nach früheren Erfahrungen begreiflich, nach dieser neuen freilich vergeblich.

Abb. 86. Römische Wasserleitung bei Metz.

Julianus übertraf die Erwartungen seines kaiserlichen Vetters und gab seinen Befürchtungen recht. Den schattenhaften Germanensiegen der letzten Jahrzehnte, die fast nur in den Legenden der Münzen und den Phrasen der Panegyriker ein unsicheres Dasein fristen, reihte er einen greifbaren, zeitlich und örtlich bestimmbaren Sieg an, die Alamannenschlacht von Straßburg, und nicht nur diesen einen. Aber da Constantius sich weniger als Diocletian beeilte, den siegreichen Cäsar zum Augustus zu befördern, kamen die Truppen ihm zuvor, und da der Kaiser die Gleichberechtigung, die er nicht verliehen hatte, nicht anerkennen wollte, stand ein neuer Kampf bevor, als der Tod des Constantius den Julian dieses Kampfes überhob, und ihm die Alleinherrschaft zufallen ließ. Es war nur für die kurze Frist von zwei Jahren. Denn im Juni des Jahres 363 starb Julian, wahrscheinlich — ein seltener Fall unter den Kaisern dieser Zeit — den Soldatentod, statt durch der eigenen Soldaten Hand, im Felde gegen die Parther.

Von dem „Apostaten", als den ihn die Christen gebrandmarkt haben, von dem „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" ist hier nicht zu sprechen. Aber die Kriegstaten des jugendlichen Cäsar, die Alamannenschlacht und die anderen Germanensiege, verdienen noch ein Wort.

Nicht weniger als 45 Städte hatten die Germanen nach Julians eigener Aussage zu Beginn des Jahres 356 zerstört — nicht unglaublich, wenn man hört, daß sie bis Autun vorgedrungen waren. Wahrscheinlich mit Constantius' ausdrücklicher Erlaubnis hatten sie von einem guten Teil des Elsaß Besitz ergriffen. Einige Wintermonate in Vienne hatte Julian benutzt, um sich mit den Aufgaben und Pflichten seines neuen Berufs vertraut zu machen und eilte nun im Anfang des Sommers in raschem Zug über Aachen, Auxerre, Troyes nach Reims, wo er das Hauptheer unter dem Kommando zweier, wie Libanios, wahrscheinlich Julians eigenes Urteil wiedergebend, sagt, schlafmütziger Generale traf. Mit dem Schlafen war es nun vorbei. Der eben noch die Anfangsgründe des Kriegswesens sich angeeignet hatte, übernahm nun die Führung mit der ganzen

Energie seiner feurigen Seele: ohne auch nur erheblichem Widerstand der ringsum lagernden Germanen zu begegnen rückte er an den Rhein und, nach einem Streifzug ins Elsaß, einem Waffenerfolge bei Brumath, stromabwärts bis Köln, das seit zehn Monaten im Besitz der Barbaren war, dann wieder zurück bis zum Oberrhein, um des Kaisers gleichzeitigen Angriff von Rätien her, der in der Erzählung Ammians allzusehr zurücktritt, zu unterstützen. Hätten die Germanen es nicht meist verschmäht, sich hinter den verlassenen Mauern der gallischen Städte festzusetzen, so hätte ihr Widerstand ein ganz anderer sein können. Aber je geringer er gewesen war, um so weniger war auch ein dauernder Erfolg zu erwarten. Dazu bedurfte es anderer Schläge. Hinter dem römischen Heer, dem die Germanenhorden auswichen, werden die Wogen wieder zusammengeschlagen sein wie hinter dem Kiel des Schiffes.

Das beweist der Angriff, den mitten im Winter die Germanen auf Julians Winterquartier machten: was war erreicht, wenn selbst eine soweit zurückliegende Stadt wie Sens nicht sicher war! Die Besatzung der Stadt war zu schwach, um aus der Defensive herauszugehen, und der zunächst stehende General, Marcellus, beobachtete eine Haltung, für die des Libanios Charakteristik schon keine ausreichende Erklärung mehr ist. Aber an den von Julian mit aller Energie verteidigten Mauern scheiterte nach dreißig Tagen die Angriffslust der Barbaren, und des Marcellus perfides Benehmen bewog den Constantius, für die Zukunft dem Julianus eine freiere Stellung zu geben, indem er den nun ja auch schon Bewährten an die Spitze aller gallischen Truppen stellte und ihm nur einen Berater zur Seite gab in einem erprobten aber bescheidenen General.

Doch hochverräterische Eifersucht hatte trotzdem der Cäsar — nach seiner Meinung wenigstens — auch im folgenden Jahre zu erfahren. Jedenfalls sah er sich, statt des offenbar beabsichtigten Zusammengehens mit dem von Italien herankommenden Heere des magister peditum Barbatio, nach dessen auf bösen Willen zurückgeführtem Versagen, auf seine eigenen ungenügenden Streitkräfte angewiesen. Um so größer war freilich der Ruhm des Siegs. Die Vernichtung der auf die Rheininseln geflüchteten Germanenscharen war nur ein Vorspiel; bei Argentoratum, wo sieben Alamannenfürsten dem römischen Heere sich stellten, fiel der große Schlag.

Abb. 87. Pfeiler der römischen Wasserleitung bei Mainz.

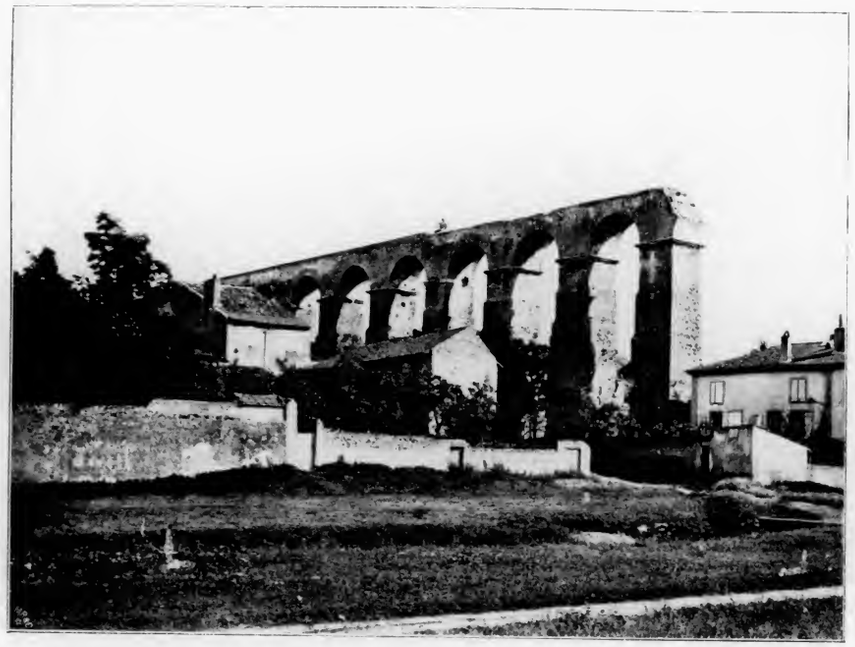


Abb. 86. Römische Wasserleitung bei Metz.

Julianus übertraf die Erwartungen seines kaiserlichen Vetters und gab seinen Befürchtungen recht. Den schattenhaften Germanensiegen der letzten Jahrzehnte, die fast nur in den Legenden der Münzen und den Phrasen der Panegyriker ein unsicheres Dasein fristen, reihte er einen greifbaren, zeitlich und örtlich bestimmbaren Sieg an, die Alamannenschlacht von Straßburg, und nicht nur diesen einen. Aber da Constantius sich weniger als Diocletian beeilte, den siegreichen Cäsar zum Augustus zu befördern, kamen die Truppen ihm zuvor, und da der Kaiser die Gleichberechtigung, die er nicht verliehen hatte, nicht anerkennen wollte, stand ein neuer Kampf bevor, als der Tod des Constantius den Julian dieses Kampfes überhob, und ihm die Alleinherrschaft zufallen ließ. Es war nur für die kurze Frist von zwei Jahren. Denn im Juni des Jahres 363 starb Julian, wahrscheinlich — ein seltener Fall unter den Kaisern dieser Zeit — den Soldatentod, statt durch der eigenen Soldaten Hand, im Felde gegen die Parther.

Von dem „Apostaten", als den ihn die Christen gebrandmarkt haben, von dem „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" ist hier nicht zu sprechen. Aber die Kriegstaten des jugendlichen Cäsar, die Alamannenschlacht und die anderen Germanensiege, verdienen noch ein Wort.

Nicht weniger als 45 Städte hatten die Germanen nach Julians eigener Aussage zu Beginn des Jahres 356 zerstört — nicht unglaublich, wenn man hört, daß sie bis Autun vorgedrungen waren. Wahrscheinlich mit Constantius' ausdrücklicher Erlaubnis hatten sie von einem guten Teil des Elsaß Besitz ergriffen. Einige Wintermonate in Vienne hatte Julian benutzt, um sich mit den Aufgaben und Pflichten seines neuen Berufs vertraut zu machen und eilte nun im Anfang des Sommers in raschem Zug über Aachen, Auxerre, Troyes nach Reims, wo er das Hauptheer unter dem Kommando zweier, wie Libanios, wahrscheinlich Julians eigenes Urteil wiedergebend, sagt, schlafmütziger Generale traf. Mit dem Schlafen war es nun vorbei. Der eben noch die Anfangsgründe des Kriegswesens sich angeeignet hatte, übernahm nun die Führung mit der ganzen

Energie seiner feurigen Seele: ohne auch nur erheblichem Widerstand der ringsum lagernden Germanen zu begegnen rückte er an den Rhein und, nach einem Streifzug ins Elsaß, einem Waffenerfolge bei Brumath, stromabwärts bis Köln, das seit zehn Monaten im Besitz der Barbaren war, dann wieder zurück bis zum Oberrhein, um des Kaisers gleichzeitigen Angriff von Rätien her, der in der Erzählung Ammians allzusehr zurücktritt, zu unterstützen. Hätten die Germanen es nicht meist verschmäht, sich hinter den verlassenen Mauern der gallischen Städte festzusetzen, so hätte ihr Widerstand ein ganz anderer sein können. Aber je geringer er gewesen war, um so weniger war auch ein dauernder Erfolg zu erwarten. Dazu bedurfte es anderer Schläge. Hinter dem römischen Heer, dem die Germanenhorden auswichen, werden die Wogen wieder zusammengeschlagen sein wie hinter dem Kiel des Schiffes.

Das beweist der Angriff, den mitten im Winter die Germanen auf Julians Winterquartier machten: was war erreicht, wenn selbst eine soweit zurückliegende Stadt wie Sens nicht sicher war! Die Besatzung der Stadt war zu schwach, um aus der Defensive herauszugehen, und der zunächst stehende General, Marcellus, beobachtete eine Haltung, für die des Libanios Charakteristik schon keine ausreichende Erklärung mehr ist. Aber an den von Julian mit aller Energie verteidigten Mauern scheiterte nach dreißig Tagen die Angriffslust der Barbaren, und des Marcellus perfides Benehmen bewog den Constantius, für die Zukunft dem Julianus eine freiere Stellung zu geben, indem er den nun ja auch schon Bewährten an die Spitze aller gallischen Truppen stellte und ihm nur einen Berater zur Seite gab in einem erprobten aber bescheidenen General.

Doch hochverräterische Eifersucht hatte trotzdem der Cäsar — nach seiner Meinung wenigstens — auch im folgenden Jahre zu erfahren. Jedenfalls sah er sich, statt des offenbar beabsichtigten Zusammengehens mit dem von Italien herankommenden Heere des magister peditum Barbatio, nach dessen auf bösen Willen zurückgeführtem Versagen, auf seine eigenen ungenügenden Streitkräfte angewiesen. Um so größer war freilich der Ruhm des Siegs. Die Vernichtung der auf die Rheininseln geflüchteten Germanenscharen war nur ein Vorspiel; bei Argentoratum, wo sieben Alamannenfürsten dem römischen Heere sich stellten, fiel der große Schlag.

Abb. 87. Pfeiler der römischen Wasserleitung bei Mainz.

Es hat über diese Schlacht bei Straßburg eine Schrift des Kaisers selbst gegeben, auf die ohne Zweifel die uns erhaltenen Berichte zurückgehen. Die ausführlichste Schilderung verdanken wir dem wahrheitsliebenden, kriegskundigen, dem Ereignis gleichzeitigen, auch am Rhein nicht unbekannten, ja erst im Jahre der Schlacht von dort nach der Donau versetzten Ammianus. Das muß, so sollte man meinen, gute Überlieferung sein.

Und doch ist unserem Gewährsmann nicht nur nachgewiesen worden, daß er von dem Rheinufer bei Straßburg eine völlig falsche Vorstellung gibt, indem er auf die ihm unbekannt gebliebene Strecke die Charakteristik einer ihm bekannten überträgt, sondern es schließt auch die Schilderung des Schlachtfelds erheblichen Meinungsverschiedenheiten über seine Lage nicht aus — mögen wir uns immerhin „auf ungleich festerem Boden befinden als bei der Niederlage des Varus und den Kämpfen des Germanicus". „Prope urbem Argentoratum" heißt es freilich; aber wir werden diesem prope in der Tat einen ziemlich weiten Sinn geben müssen, wenn wir bei Ammian an anderer Stelle lesen, daß Remagen „bei Coblenz" liegt, von dem es doch 97 Kilometer entfernt ist, und wenn wir bedenken, daß die Stadt im Verlauf der Schlacht so gar keine Rolle spielt. Schlimmer aber ist für die Beurteilung der historischen Bedeutung der Schlacht, daß die Zahlen, wie fast immer, sehr unzuverlässig sind. Auf die Angabe der Heeresstärke des Julian mögen wir uns zwar verlassen, und es ist eine müßige Überlegung, ob statt der angegebenen 13 000 vielleicht 15 000 anzunehmen wären. Die Zahl der Alamannen aber wird nicht nur von Zosimos, der 60 000 in der Schlacht fallen und „ebensoviele" in den Rhein springen läßt, sondern auch von den besseren Zeugen, die nur von 30 000 oder 35 000 im ganzen wissen wollen, zu hoch angegeben sein; es ist aber wieder eine müßige Arbeit, zu überlegen, wie viel es wohl gewesen sein dürften; denn wenn man sich auch sagen muß, daß die überlieferte Zahl ja im besten Fall nur auf einer ganz summarischen Schätzung beruhen wird, die um Zehntausende fehlgreifen kann, daß wir sie also füglich beiseite schieben dürfen, so sind doch die Anhaltspunkte für unsere eigene Schätzung ganz unzulänglich. Mögen wir auch dem Libanios glauben, daß der Cäsar in der Wahl des Zeitpunktes der Schlacht völlig frei war und so viele

Abb. 88. Legionare im Kampf.

Abb. 89. Legionare auf dem Marsche.

Säulensockel aus dem Prätorium des römischen Lagers von Mainz (nach Neeb). Museum in Mainz. Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 124.)

Germanen als er wollte über den Rhein kommen lassen konnte, bis er sie angriff — eine Angabe, die sich mit der Erzählung Ammians nicht ganz leicht vereinigen läßt —, so ist es doch eitel Willkür, bestimmen zu wollen, daß, bei 13 000 bis 15 000 eigenen Kriegern, 6000 bis 10 000 dem Julian eben als die Zahl erschienen sein müsse, die zu besiegen sicher und doch nicht unrühmlich sein würde.

Abb. 90. Gefangene Germanin. Relief von den Schranken im Haupthof des Mainzer Legionslagers (Neeb). Museum in Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 124.)

Rühmlich war der Sieg gewiß und nicht vergebens, da er ja die Rheingrenze noch einmal für ein halbes Jahrhundert gerettet hat. Aber das Schicksal, das er aufhielt, wandte er nicht ab. Er scheuchte wohl die überrheinischen Alamannen zurück, aber er vertrieb nicht die auf dem linken Ufer schon ansässig gewordenen. Insofern kann man sagen, daß des Constantius unrühmliches Abkommen, das die Ansiedelung der Alamannen gestattete, eine dauerndere Wirkung gehabt hat, als der rühmliche Waffenerfolg des Julianus und daß — „das nationale Gepräge des Elsaß aus dem Jahre 352 stammt". Die Rücksicht auf die vertragsmäßig im Elsaß und in der Pfalz angesiedelten Alamannen soll im Jahre 356 den Constantius bewogen haben, den Julian aus dieser Gegend abzurufen und nach dem Niederrhein zu schicken, soll nach der Schlacht von Straßburg den Julian veranlaßt haben, sein Heer auf dem Umweg über Zabern, Metz, Trier, Bingen nach Mainz zu führen, um von da ins rechtsrheinische Alamannenland einzudringen. Unsicher ist diese Erklärung, sicher nicht einmal die Tatsache, der sie dienen soll; zuverlässig wohl nur, daß Julian noch im Herbst nach dem Sieg den Rhein bei Mainz überschritt. Was jenseits des Rheins geschah führte zu einem Waffenstillstand von zehn Monaten und zur Wiederherstellung eines von Traian erbauten und mit seinem Namen benannten Kastells, dessen Lage wir leider nicht kennen (s. S. 66 und S. 100).

Das Nahen des Winters nötigte zur Umkehr; aber unterwegs fand das Heer auf dem linken Rheinufer noch neue Arbeit. An der Maas war die Vorhut mit plündernden Frankenschwärmen zusammengestoßen, die sich dann in zwei verlassene Kastelle warfen und hinter deren halbverfallenen Mauern fast zwei Monate der ganzen Macht Julians hartnäckigen Widerstand leisteten. Endlich zwang sie der Hunger zur Kapitulation, und das römische Heer konnte die späte Winterrast antreten.

Aber kaum war der Frühling ins Land gezogen, als der unermüdliche Cäsar schon wieder zu neuen Kämpfen auszog. Er war noch weit von dem Ziel, das er sich gesetzt hatte: sollte der Rhein wieder wo nicht ein Strom des Reiches, so doch dessen unbestrittene Grenze werden, so mußten vor allem die Franken, deren zähen Widerstand er eben kennen gelernt hatte, gedemütigt, womöglich über den Strom zurückgetrieben werden, mußte wieder eine römische Flotte ungehindert und ungefährdet auf dem Flusse fahren, den Verkehr zwischen den wiedererstandenen Rheinfestungen wie einst vermitteln und aus Britannien das Getreide in die Rheinhäfen bringen; aber auch den Alamannen mußte gewiß nach Ablauf der zehn Monate des Waffenstillstands Roms Arm noch einmal fühlbar gemacht werden.

In zehn Monaten ließ Julian nach seiner eigenen Aussage vierhundert Schiffe bauen und beeilte sich, für diese Flotte die Einfahrt in den Rhein freizumachen. Die Chamaver wurden aufs rechte Ufer zurückgeworfen, die salischen Franken zur Anerkennung

Es hat über diese Schlacht bei Straßburg eine Schrift des Kaisers selbst gegeben, auf die ohne Zweifel die uns erhaltenen Berichte zurückgehen. Die ausführlichste Schilderung verdanken wir dem wahrheitsliebenden, kriegskundigen, dem Ereignis gleichzeitigen, auch am Rhein nicht unbekannten, ja erst im Jahre der Schlacht von dort nach der Donau versetzten Ammianus. Das muß, so sollte man meinen, gute Überlieferung sein.

Und doch ist unserem Gewährsmann nicht nur nachgewiesen worden, daß er von dem Rheinufer bei Straßburg eine völlig falsche Vorstellung gibt, indem er auf die ihm unbekannt gebliebene Strecke die Charakteristik einer ihm bekannten überträgt, sondern es schließt auch die Schilderung des Schlachtfelds erheblichen Meinungsverschiedenheiten über seine Lage nicht aus — mögen wir uns immerhin „auf ungleich festerem Boden befinden als bei der Niederlage des Varus und den Kämpfen des Germanicus". „Prope urbem Argentoratum" heißt es freilich; aber wir werden diesem prope in der Tat einen ziemlich weiten Sinn geben müssen, wenn wir bei Ammian an anderer Stelle lesen, daß Remagen „bei Coblenz" liegt, von dem es doch 97 Kilometer entfernt ist, und wenn wir bedenken, daß die Stadt im Verlauf der Schlacht so gar keine Rolle spielt. Schlimmer aber ist für die Beurteilung der historischen Bedeutung der Schlacht, daß die Zahlen, wie fast immer, sehr unzuverlässig sind. Auf die Angabe der Heeresstärke des Julian mögen wir uns zwar verlassen, und es ist eine müßige Überlegung, ob statt der angegebenen 13 000 vielleicht 15 000 anzunehmen wären. Die Zahl der Alamannen aber wird nicht nur von Zosimos, der 60 000 in der Schlacht fallen und „ebensoviele" in den Rhein springen läßt, sondern auch von den besseren Zeugen, die nur von 30 000 oder 35 000 im ganzen wissen wollen, zu hoch angegeben sein; es ist aber wieder eine müßige Arbeit, zu überlegen, wie viel es wohl gewesen sein dürften; denn wenn man sich auch sagen muß, daß die überlieferte Zahl ja im besten Fall nur auf einer ganz summarischen Schätzung beruhen wird, die um Zehntausende fehlgreifen kann, daß wir sie also füglich beiseite schieben dürfen, so sind doch die Anhaltspunkte für unsere eigene Schätzung ganz unzulänglich. Mögen wir auch dem Libanios glauben, daß der Cäsar in der Wahl des Zeitpunktes der Schlacht völlig frei war und so viele

Abb. 88. Legionare im Kampf.

Abb. 89. Legionare auf dem Marsche.

Säulensockel aus dem Prätorium des römischen Lagers von Mainz (nach Reeb). Museum in Mainz. Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 124.)

Germanen als er wollte über den Rhein kommen lassen konnte, bis er sie angriff — eine Angabe, die sich mit der Erzählung Ammians nicht ganz leicht vereinigen läßt —, so ist es doch eitel Willkür, bestimmen zu wollen, daß, bei 13 000 bis 15 000 eigenen Kriegern, 6000 bis 10 000 dem Julian eben als die Zahl erschienen sein müsse, die zu besiegen sicher und doch nicht unrühmlich sein würde.

Rühmlich war der Sieg gewiß und nicht vergebens, da er ja die Rheingrenze noch einmal für ein halbes Jahrhundert gerettet hat. Aber das Schicksal, das er aufhielt, wandte er nicht ab. Er scheuchte wohl die überrheinischen Alamannen zurück, aber er vertrieb nicht die auf dem linken Ufer schon ansässig gewordenen. Insofern kann man sagen, daß des Constantius unrühmliches Abkommen, das die Ansiedelung der Alamannen gestattete, eine dauerndere Wirkung gehabt hat, als der rühmliche Waffenerfolg des Julianus und daß — „das nationale Gepräge des Elsaß aus dem Jahre 352 stammt". Die Rücksicht auf die vertragsmäßig im Elsaß und in der Pfalz angesiedelten Alamannen soll im Jahre 356 den Constantius bewogen haben, den Julian aus dieser Gegend abzurufen und nach dem Niederrhein zu schicken, soll nach der Schlacht von Straßburg den Julian veranlaßt haben, sein Heer auf dem Umweg über Zabern, Metz, Trier, Bingen nach Mainz zu führen, um von da ins rechtsrheinische Alamannenland einzudringen. Unsicher ist diese Erklärung, sicher nicht einmal die Tatsache, der sie dienen soll; zuverlässig wohl nur, daß Julian noch im Herbst nach dem Sieg den Rhein bei Mainz überschritt. Was jenseits des Rheins geschah führte zu einem Waffenstillstand von zehn Monaten und zur Wiederherstellung eines von Traian erbauten und mit seinem Namen benannten Kastells, dessen Lage wir leider nicht kennen (s. S. 66 und S. 100).

Abb. 90. Gefangene Germanin. Relief von den Schranken im Haupthof des Mainzer Legionslagers (Reeb). Museum in Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 124.)

Das Nahen des Winters nötigte zur Umkehr; aber unterwegs fand das Heer auf dem linken Rheinufer noch neue Arbeit. An der Maas war die Vorhut mit plündernden Frankenschwärmen zusammengestoßen, die sich dann in zwei verlassene Kastelle warfen und hinter deren halbverfallenen Mauern fast zwei Monate der ganzen Macht Julians hartnäckigen Widerstand leisteten. Endlich zwang sie der Hunger zur Kapitulation, und das römische Heer konnte die späte Winterrast antreten.

Aber kaum war der Frühling ins Land gezogen, als der unermüdliche Cäsar schon wieder zu neuen Kämpfen auszog. Er war noch weit von dem Ziel, das er sich gesetzt hatte: sollte der Rhein wieder wo nicht ein Strom des Reiches, so doch dessen unbestrittene Grenze werden, so mußten vor allem die Franken, deren zähen Widerstand er eben kennen gelernt hatte, gedemütigt, womöglich über den Strom zurückgetrieben werden, mußte wieder eine römische Flotte ungehindert und ungefährdet auf dem Flusse fahren, den Verkehr zwischen den wiedererstandenen Rheinfestungen wie einst vermitteln und aus Britannien das Getreide in die Rheinhäfen bringen; aber auch den Alamannen mußte gewiß nach Ablauf der zehn Monate des Waffenstillstands Roms Arm noch einmal fühlbar gemacht werden.

In zehn Monaten ließ Julian nach seiner eigenen Aussage vierhundert Schiffe bauen und beeilte sich, für diese Flotte die Einfahrt in den Rhein freizumachen. Die Chamaver wurden aufs rechte Ufer zurückgeworfen, die salischen Franken zur Anerkennung

Abb. 91. Römische Altäre in der Steinhalle des Museums in Mainz. (Zu Seite 124.)

der römischen Herrschaft gezwungen, drei zerstörte Kastelle an der Maas wieder aufgerichtet. Dann ging es noch einmal ins Land der Alamannen; wieder beugten sich zwei Fürsten vor Roms Macht, lieferten die Gefangenen aus, die zu Tausenden über den Rhein geschleppt waren, versprachen Bauholz und Steine zu stellen zum Wiederaufbau der zerstörten Städte.

Damit werden rheinische Städte gemeint sein, wie die, von deren Aufbau im Bericht über das nächste Jahr die Rede ist, und wenn auch Julian damals bis zum alten Limes vorgedrungen zu sein scheint, so wird doch seine Absicht nicht auf die Erneuerung dieser Grenze gegangen sein. Vielmehr beweisen alle Maßnahmen der nächsten Jahre, daß er mit der Herstellung der Rheingrenze sich begnügen wollte. Aber auch dazu gehörte ein unvermindertes schlagfertiges Heer, und die Truppenabtretung, die Constantius forderte, hätte allen Gewinn der vergangenen Jahre wieder aufs Spiel gesetzt. Julian soll trotzdem bereit gewesen sein, sich dem Befehl des Kaisers zu fügen. Aber die Truppen widersetzten sich und brachten den Cäsar durch die Ausrufung zum Augustus in eine üble Zwangslage, aus der nur die Anerkennung des Constantius ihn hätte befreien können. Aber diese Anerkennung, in der bescheidensten Form nachgesucht, wurde versagt und es kam zum offenen Bruch.

Als Kaiser nahmen den Julianus in den paar Jahren seiner Herrschaft andere Aufgaben in Anspruch, und als nach seinem Tod und der kurzen Episode der Regierung des Jovianus wieder ein kraftvoller Kaiser, Valentinianus, der Westhälfte des Reiches sich zuwandte, waren die Zustände an der Rheingrenze denen ähnlich, die Julian vor einem Jahrzehnt vorgefunden hatte.

Der Geschichtsschreiber der römischen Kaiserzeit darf an das Ende seiner Erzählung die mächtige Gestalt Theodosius' des Großen stellen und das folgende Chaos denen überlassen, die das aus den Ruinen des römischen Reiches erblühende neue Leben zu schildern unternehmen. In dem engeren Rahmen unserer Aufgabe darf vielleicht mit noch besserem Recht die Regierung Valentinians (Abb. 61), allenfalls mit Einschluß der paar Jahre seines Sohnes Gratian (Abb. 62), als die letzte angesehen werden, die auch bei gedrängtester Darstellung ihr eigenes Kapitel, sozusagen, fordert, wenngleich erst Stilicho es war, der die Rheingrenze von Truppen entblößte und alle Tore des Reiches den Germanen auftat. Ist auch dieses, genau genommen, erst das Ende des römischen Germaniens, so ist dieses Ende doch verschlungen in die Katastrophe des Reiches, deren Darstellung nicht unsere Aufgabe ist. Valentinian ist der letzte gewesen,

der Vorkehrungen getroffen hat, die den völligen Zusammenbruch der römischen Herrschaft am Rhein noch einmal um ein paar Jahrzehnte hinausschoben. Diese paar Jahrzehnte sind die letzte Periode des römischen Germaniens, aber wenn sich diese für die Erzählung der Ereignisse von den vorausgegangenen irgendwie merklich unterscheidet, so ist es eben dadurch, daß sie an erzählenswerten Ereignissen arm ist. Wir haben der Einfälle von Alamannen und Franken schon bis zum Überdruß gedenken müssen und dürfen wohl die paar, die die „Ereignisse" dieser letzten Zeit wären, übergehen und uns von den letzten nennenswerten Kriegstaten gleich der Schilderung der Zustände zuwenden, deren letzte Phase jene herbeigeführt haben.

Das Recht zum Abschluß mit der Zeit Valentinians wird verstärkt durch das Abbrechen unserer Hauptquelle, der Geschichte Ammians, für die die folgende Zeit uns keinen Ersatz zu bieten hat. Denn da die Geschehnisse selbst eine reinliche Periodenscheidung nicht kennen, empfiehlt es sich, hier wie sonst, den Einschnitt da zu machen, wo das Abbrechen einer Hauptquelle, zufällig oder wohlbedacht, einen Einschnitt in der Überlieferung unverkennbar macht. Hier aber ist dieses Abbrechen zweifellos wohlbedacht; denn die Schlacht bei Adrianopel, in der Valentinians Bruder und Mitregent Valens, der Kaiser des Ostens, im Kampf gegen die von den Hunnen gedrängten Goten fiel, mußte den Zeitgenossen in der Tat als ein Markstein erscheinen und ist auch bis heute so angesehen worden. Valentinians Germanenkriege erscheinen aber um so mehr nachdrücklicher Hervorhebung wert, weil wir hier neben der Erzählung Ammians, zu einem Teil wenigstens, noch zwei zeitgenössische Quellen, Berichte oder doch Andeutungen von Augenzeugen sogar, eine Rede des Symmachus und einige Verse des Ausonius, besitzen.

Valentinian wandte der Befestigung der Grenzen besondere Aufmerksamkeit zu: im Codex Theodosianus lesen wir noch eine darauf bezügliche Verordnung des Kaisers, und Inschriften bezeugen den Bau von Grenzkastellen. Diese Fürsorge wird der Rheingrenze vor anderen zustatten gekommen sein: nicht umsonst weilte der Kaiser seit Oktober 365 in Gallien. Ammian sagt, daß er den Rhein von der rätischen Grenze bis zum Meer mit großen Werken befestigte, längs der ganzen gallischen Grenze Lager, Kastelle und Türme in ununterbrochener Reihe an geeigneten Orten errichtete, hier und da auch die Grenze des Barbarenlands zurückschob, indem er jenseits des Stroms Befestigungen er-

Abb. 92. Blick in die Steinhalle des Museums in Mainz. (Zu Seite 124.)

Abb. 91. Römische Altäre in der Steinhalle des Museums in Mainz. (Zu Seite 121.)

der römischen Herrschaft gezwungen, drei zerstörte Kastelle an der Maas wieder aufgerichtet. Dann ging es noch einmal ins Land der Alamannen; wieder beugten sich zwei Fürsten vor Roms Macht, lieferten die Gefangenen aus, die zu Tausenden über den Rhein geschleppt waren, versprachen Bauholz und Steine zu stellen zum Wiederaufbau der zerstörten Städte.

Damit werden rheinische Städte gemeint sein, wie die, von deren Aufbau im Bericht über das nächste Jahr die Rede ist, und wenn auch Julian damals bis zum alten Limes vorgedrungen zu sein scheint, so wird doch seine Absicht nicht auf die Erneuerung dieser Grenze gegangen sein. Vielmehr beweisen alle Maßnahmen der nächsten Jahre, daß er mit der Herstellung der Rheingrenze sich begnügen wollte. Aber auch dazu gehörte ein unvermindertes schlagfertiges Heer, und die Truppenabtretung, die Constantius forderte, hätte allen Gewinn der vergangenen Jahre wieder aufs Spiel gesetzt. Julian soll trotzdem bereit gewesen sein, sich dem Befehl des Kaisers zu fügen. Aber die Truppen widersetzten sich und brachten den Cäsar durch die Ausrufung zum Augustus in eine üble Zwangslage, aus der nur die Anerkennung des Constantius ihn hätte befreien können. Aber diese Anerkennung, in der bescheidensten Form nachgesucht, wurde versagt und es kam zum offenen Bruch.

Als Kaiser nahmen den Julianus in den paar Jahren seiner Herrschaft andere Aufgaben in Anspruch, und als nach seinem Tod und der kurzen Episode der Regierung des Jovianus wieder ein kraftvoller Kaiser, Valentinianus, der Westhälfte des Reiches sich zuwandte, waren die Zustände an der Rheingrenze denen ähnlich, die Julian vor einem Jahrzehnt vorgefunden hatte.

Der Geschichtsschreiber der römischen Kaiserzeit darf an das Ende seiner Erzählung die mächtige Gestalt Theodosius' des Großen stellen und das folgende Chaos denen überlassen, die das aus den Ruinen des römischen Reiches erblühende neue Leben zu schildern unternehmen. In dem engeren Rahmen unserer Aufgabe darf vielleicht mit noch besserem Recht die Regierung Valentinians (Abb. 61), allenfalls mit Einschluß der paar Jahre seines Sohnes Gratian (Abb. 62), als die letzte angesehen werden, die auch bei gedrängtester Darstellung ihr eigenes Kapitel, sozusagen, fordert, wenngleich erst Stilicho es war, der die Rheingrenze von Truppen entblößte und alle Tore des Reiches den Germanen auftat. Ist auch dieses, genau genommen, erst das Ende des römischen Germaniens, so ist dieses Ende doch verschlungen in die Katastrophe des Reiches, deren Darstellung nicht unsere Aufgabe ist. Valentinian ist der letzte gewesen,

der Vorkehrungen getroffen hat, die den völligen Zusammenbruch der römischen Herrschaft am Rhein noch einmal um ein paar Jahrzehnte hinausschoben. Diese paar Jahrzehnte sind die letzte Periode des römischen Germaniens, aber wenn sich diese für die Erzählung der Ereignisse von den vorausgegangenen irgendwie merklich unterscheidet, so ist es eben dadurch, daß sie an erzählenswerten Ereignissen arm ist. Wir haben der Einfälle von Alamannen und Franken schon bis zum Überdruß gedenken müssen und dürfen wohl die paar, die die „Ereignisse" dieser letzten Zeit wären, übergehen und uns von den letzten nennenswerten Kriegstaten gleich der Schilderung der Zustände zuwenden, deren letzte Phase jene herbeigeführt haben.

Das Recht zum Abschluß mit der Zeit Valentinians wird verstärkt durch das Abbrechen unserer Hauptquelle, der Geschichte Ammians, für die die folgende Zeit uns keinen Ersatz zu bieten hat. Denn da die Geschehnisse selbst eine reinliche Periodenscheidung nicht kennen, empfiehlt es sich, hier wie sonst, den Einschnitt da zu machen, wo das Abbrechen einer Hauptquelle, zufällig oder wohlbedacht, einen Einschnitt in der Überlieferung unverkennbar macht. Hier aber ist dieses Abbrechen zweifellos wohlbedacht; denn die Schlacht bei Adrianopel, in der Valentinians Bruder und Mitregent Valens, der Kaiser des Ostens, im Kampf gegen die von den Hunnen gedrängten Goten fiel, mußte den Zeitgenossen in der Tat als ein Markstein erscheinen und ist auch bis heute so angesehen worden. Valentinians Germanenkriege erscheinen aber um so mehr nachdrücklicher Hervorhebung wert, weil wir hier neben der Erzählung Ammians, zu einem Teil wenigstens, noch zwei zeitgenössische Quellen, Berichte oder doch Andeutungen von Augenzeugen sogar, eine Rede des Symmachus und einige Verse des Ausonius, besitzen.

Valentinian wandte der Befestigung der Grenzen besondere Aufmerksamkeit zu: im Codex Theodosianus lesen wir noch eine darauf bezügliche Verordnung des Kaisers, und Inschriften bezeugen den Bau von Grenzkastellen. Diese Fürsorge wird der Rheingrenze vor anderen zustatten gekommen sein: nicht umsonst weilte der Kaiser seit Oktober 365 in Gallien. Ammian sagt, daß er den Rhein von der rätischen Grenze bis zum Meer mit großen Werken befestigte, längs der ganzen gallischen Grenze Lager, Kastelle und Türme in ununterbrochener Reihe an geeigneten Orten errichtete, hier und da auch die Grenze des Barbarenlands zurückschob, indem er jenseits des Stroms Befestigungen er-

Abb. 92. Blick in die Steinhalle des Museums in Mainz. (Zu Seite 124.)

baute. Als aber trotzdem die Alamannen wieder in hellen Haufen weit in Gallien eindrangen, als gar, trotz der Nähe des Kaisers und trotz zweier Siege seines Generals Jovinus, selbst die große Festung Mainz überfallen und geplündert worden war, ging der Kaiser noch einmal zu kräftiger Offensive über, die sich als die beste Verteidigung so oft bewährt hatte.

Dreimal mindestens hat Valentinian den Rhein überschritten. Das erstemal war es ein von langer Hand vorbereiteter Feldzug, zu dem Truppen aus Italien und Illyricum herangezogen worden waren, auf dem der jugendliche Thronfolger Gratianus die ersten Kriegslorbeern pflücken sollte. Symmachus und Ausonius, der Lehrer des Gratian, befanden sich damals im kaiserlichen Hauptquartier, und der schon bejahrte Professor aus Burdigala brachte sich als Kriegsbeute eine niedliche Schwarzwälderin mit, die von ihm besungene Bissula.

Tageweit drang das römische Heer von der Gegend der Neckarmündung, wo der Rhein auf einer Schiffbrücke überschritten worden war, ins Alamannenland vor, ohne daß ein Feind sich stellte. Dann aber kam es bei „Solicinium", wahrscheinlich dem uns schon bekannten Sumelocenna (Rottenburg) zu einer blutigen Schlacht, die zwar mit einem Sieg der Römer endete, der aber doch die Umkehr folgte —, vermutlich nicht, weil alles erreicht war, was man wünschte, sondern weil das Erreichte sehr teuer erkauft war. Immerhin hatten die Alamannen einmal wieder römische Legionen im eigenen Land gesehen, und einen Fuß behielt der Kaiser auch hier auf dem rechten Ufer, indem er bei der Neckarmündung, von beiden Flüssen bespült, eine Stadt erbaute, zu der vielleicht die Ruinen des nahen Lopodunum (Ladenburg), des einstigen Vororts dieser Gegend, nach mancher Forscher Meinung des von Julian hergestellten „munimentum Traiani", die Bausteine lieferten. Durch mühsame Uferbefestigungen wurden damals die Mauern gegen den Andrang des Neckars gesichert; danach aber hat der Rhein das Ufer samt der Festung weggerissen und strömt über ihre Stätte hin. Nur bei niedrigem Wasser tauchen zuweilen Reste der zerstörten Mauern aus seinen Fluten auf, und der Name des Kastells — Alta ripa (ein Erlaß vom Jahre 369 ist von dort datiert) — hat sich aufs andere Ufer geflüchtet, wo er in dem Ort Altrip noch heute fortlebt.

Abb. 93. Römische Schwertscheide (sog. Schwert des Tiberius), gefunden im Rhein bei Mainz, jetzt im Britischen Museum. (Zu Seite 125.)

Einer Verabredung mit den Burgunden, die stets zum Angriff auf ihre alamannischen Nachbarn geneigt waren, kam der Kaiser schließlich nicht nach, — vielleicht weil der Ausbau seiner Kastellkette ihm wichtiger war, und der Bund mit den Burgunden gar keinen anderen Zweck gehabt hatte als den, durch sie die Alamannen fernhalten zu lassen, bis die Rheinfestungen vollendet wären.

Zweimal aber, soviel wir wissen, zog Valentinian noch an der Spitze eines Heeres gegen die Alamannen, einmal von Mainz aus gegen die des Taunusgebiets, einmal im Süden gegen die des Schwarzwalds, dort um den Alamannenkönig Macrianus aufzuheben, was nicht gelang, hier um das Vorland eines neuen Kastells, das er bei Basel erbauen wollte, vom Feind zu säubern, damit die Arbeit in Ruhe vor sich gehen könnte.

Danach wurde der Kaiser an die Donaugrenze gerufen, von der er nicht wieder nach Gallien zurückkehren sollte. Wie am Rhein hatte Valentinian — „in an sich rühmlichem, aber übertriebenem Eifer", nach Ammians Wort — an der Donau Grenzkastelle auch auf dem feindlichen Ufer errichtet und dadurch die Quaden aufgebracht und zum Angriff gereizt. In arger Bedrängnis rief man den Kaiser herbei, der bei Aquincum den

Abb. 94. Reste der römischen Badeanlage in Wiesbaden, aufgedeckt 1902. (Zu Seite 125.)

Strom überschritt und sengend und brennend ins Land der Quaden eindrang. Diese bequemten sich dazu, um Frieden zu bitten, aber so aufregend sollen dennoch die Verhandlungen gewesen sein, daß den Kaiser der Schlag rührte.

Gratian, sein ältester Sohn, war fast noch ein Knabe, obgleich schon seit acht Jahren Augustus und vor sechs Jahren des Vaters Begleiter im Alamannenkrieg. Noch nicht zwanzigjährig war er dann im Begriff, seinem von den Goten bedrängten Oheim Valens zu Hilfe zu kommen, als die Alamannen einmal wieder den Festungsgürtel des Rheins durchbrachen und das Elsaß überfielen. Bei Argentaria aber (bei Horburg unweit Kolmar) schlug sie der junge Kaiser aufs Haupt — die Schlachtberichte schwelgen wieder in übertriebenen Zahlen der kämpfenden und fallenden Germanen — und überschritt noch einmal den Rhein. Er setzte den Alamannen des Linzgaus kräftig zu, freilich mit nicht geringen eigenen Verlusten, und soll ihnen wieder für einige Zeit die Lust zur Heerfahrt nach Gallien genommen haben — für einige Zeit allerdings nur: wir hören auch ferner hier und dort von Einfällen der Alamannen, wie im Norden der Franken, bis zur völligen Überflutung Galliens. Aber die Schlacht bei Argentaria ist doch der letzte namhafte Erfolg, der noch einmal die Rheingrenze rettete und die Germanisierung des römischen Germaniens oder doch deren Vollendung um ein weniges hinausschob.

Von der Organisation der Verteidigung an der Rheingrenze und der Verwaltung des Grenzlandes überhaupt während dieses letzten Zeitabschnittes haben wir keine deutliche Vorstellung. Die Geschichtsschreiber, die fast nur von der Zurückweisung einzelner Angriffe durch die Kaiser zu erzählen haben, können sie uns nicht geben, und das uns erhaltene „Staatshandbuch" aus den ersten Jahren des fünften Jahrhunderts, die Notitia dignitatum, weist nicht nur gerade hier eine sehr empfindliche Lücke auf, da das Kapitel über den dux Germaniae primae verloren gegangen ist, sondern läßt auch Zweifeln Raum über das Alter der hier verzeichneten Ämter und über die Dauer ihres Bestehens, die in Wirklichkeit nicht immer dieselbe gewesen sein wird wie auf dem Papier. Wir sehen in Obergermanien — der Germania prima — die Rheingrenze dem Comes (tractus) Argentoratensis und dem dux (limitis) Moguntiacensis anvertraut, neben denen der dux

baute. Als aber trotzdem die Alamannen wieder in hellen Haufen weit in Gallien eindrangen, als gar, trotz der Nähe des Kaisers und trotz zweier Siege seines Generals Jovinus, selbst die große Festung Mainz überfallen und geplündert worden war, ging der Kaiser noch einmal zu kräftiger Offensive über, die sich als die beste Verteidigung so oft bewährt hatte.

Dreimal mindestens hat Valentinian den Rhein überschritten. Das erstemal war es ein von langer Hand vorbereiteter Feldzug, zu dem Truppen aus Italien und Illyricum herangezogen worden waren, auf dem der jugendliche Thronfolger Gratianus die ersten Kriegslorbeern pflücken sollte. Symmachus und Ausonius, der Lehrer des Gratian, befanden sich damals im kaiserlichen Hauptquartier, und der schon bejahrte Professor aus Burdigala brachte sich als Kriegsbeute eine niedliche Schwarzwälderin mit, die von ihm besungene Bissula.

Tageweit drang das römische Heer von der Gegend der Neckarmündung, wo der Rhein auf einer Schiffbrücke überschritten worden war, ins Alamannenland vor, ohne daß ein Feind sich stellte. Dann aber kam es bei „Solicinium", wahrscheinlich dem uns schon bekannten Sumelocenna (Rottenburg) zu einer blutigen Schlacht, die zwar mit einem Sieg der Römer endete, der aber doch die Umkehr folgte —, vermutlich nicht, weil alles erreicht war, was man wünschte, sondern weil das Erreichte sehr teuer erkauft war. Immerhin hatten die Alamannen einmal wieder römische Legionen im eigenen Land gesehen, und einen Fuß behielt der Kaiser auch hier auf dem rechten Ufer, indem er bei der Neckarmündung, von beiden Flüssen bespült, eine Stadt erbaute, zu der vielleicht die Ruinen des nahen Lopodunum (Ladenburg), des einstigen Vororts dieser Gegend, nach mancher Forscher Meinung des von Julian hergestellten „munimentum Traiani", die Bausteine lieferten. Durch mühsame Uferbefestigungen wurden damals die Mauern gegen den Andrang des Neckars gesichert; danach aber hat der Rhein das Ufer samt der Festung weggerissen und strömt über ihre Stätte hin. Nur bei niedrigem Wasser tauchen zuweilen Reste der zerstörten Mauern aus seinen Fluten auf, und der Name des Kastells — Alta ripa (ein Erlaß vom Jahre 369 ist von dort datiert) — hat sich aufs andere Ufer geflüchtet, wo er in dem Ort Altrip noch heute fortlebt.

Abb. 93. Römische Schwertscheide (sog. Schwert des Tiberius), gefunden im Rhein bei Mainz, jetzt im Britischen Museum. (Zu Seite 125.)

Einer Verabredung mit den Burgunden, die stets zum Angriff auf ihre alamannischen Nachbarn geneigt waren, kam der Kaiser schließlich nicht nach, — vielleicht weil der Ausbau seiner Kastellkette ihm wichtiger war, und der Bund mit den Burgunden gar keinen anderen Zweck gehabt hatte als den, durch sie die Alamannen fernhalten zu lassen, bis die Rheinfestungen vollendet wären.

Zweimal aber, soviel wir wissen, zog Valentinian noch an der Spitze eines Heeres gegen die Alamannen, einmal von Mainz aus gegen die des Taunusgebiets, einmal im Süden gegen die des Schwarzwalds, dort um den Alamannenkönig Macrianus aufzuheben, was nicht gelang, hier um das Vorland eines neuen Kastells, das er bei Basel erbauen wollte, vom Feind zu säubern, damit die Arbeit in Ruhe vor sich gehen könnte.

Danach wurde der Kaiser an die Donaugrenze gerufen, von der er nicht wieder nach Gallien zurückkehren sollte. Wie am Rhein hatte Valentinian — „in an sich rühmlichem, aber übertriebenem Eifer", nach Ammians Wort — an der Donau Grenzkastelle auch auf dem feindlichen Ufer errichtet und dadurch die Quaden aufgebracht und zum Angriff gereizt. In arger Bedrängnis rief man den Kaiser herbei, der bei Aquincum den

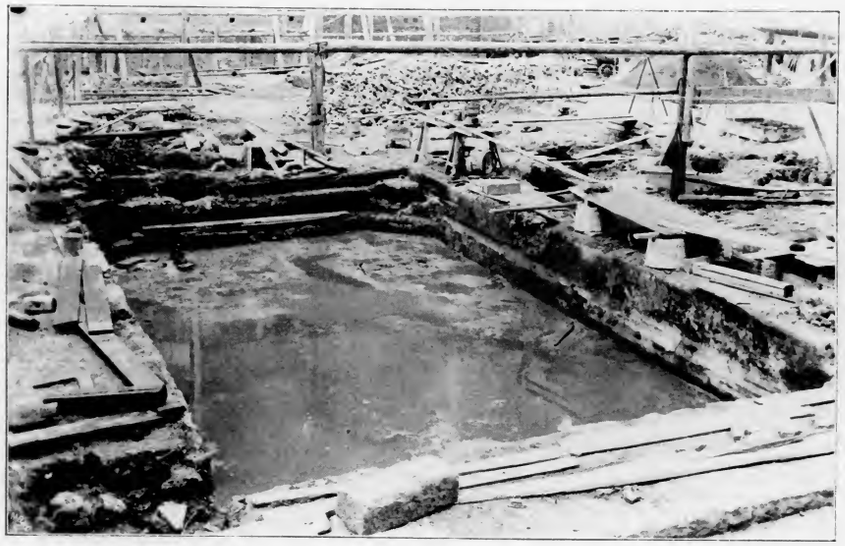


Abb. 94. Reste der römischen Badeanlage in Wiesbaden, aufgedeckt 1902. (Zu Seite 125.)

Strom überschritt und sengend und brennend ins Land der Quaden eindrang. Diese bequemten sich dazu, um Frieden zu bitten, aber so aufregend sollen dennoch die Verhandlungen gewesen sein, daß den Kaiser der Schlag rührte.

Gratian, sein ältester Sohn, war fast noch ein Knabe, obgleich schon seit acht Jahren Augustus und vor sechs Jahren des Vaters Begleiter im Alamannenkrieg. Noch nicht zwanzigjährig war er dann im Begriff, seinem von den Goten bedrängten Oheim Valens zu Hilfe zu kommen, als die Alamannen einmal wieder den Festungsgürtel des Rheins durchbrachen und das Elsaß überfielen. Bei Argentaria aber (bei Horburg unweit Kolmar) schlug sie der junge Kaiser aufs Haupt — die Schlachtberichte schwelgen wieder in übertriebenen Zahlen der kämpfenden und fallenden Germanen — und überschritt noch einmal den Rhein. Er setzte den Alamannen des Linzgaus kräftig zu, freilich mit nicht geringen eigenen Verlusten, und soll ihnen wieder für einige Zeit die Lust zur Heerfahrt nach Gallien genommen haben — für einige Zeit allerdings nur: wir hören auch ferner hier und dort von Einfällen der Alamannen, wie im Norden der Franken, bis zur völligen Überflutung Galliens. Aber die Schlacht bei Argentaria ist doch der letzte namhafte Erfolg, der noch einmal die Rheingrenze rettete und die Germanisierung des römischen Germaniens oder doch deren Vollendung um ein weniges hinausschob.

Von der Organisation der Verteidigung an der Rheingrenze und der Verwaltung des Grenzlandes überhaupt während dieses letzten Zeitabschnittes haben wir keine deutliche Vorstellung. Die Geschichtsschreiber, die fast nur von der Zurückweisung einzelner Angriffe durch die Kaiser zu erzählen haben, können sie uns nicht geben, und das uns erhaltene „Staatshandbuch" aus den ersten Jahren des fünften Jahrhunderts, die Notitia dignitatum, weist nicht nur gerade hier eine sehr empfindliche Lücke auf, da das Kapitel über den dux Germaniae primae verloren gegangen ist, sondern läßt auch Zweifeln Raum über das Alter der hier verzeichneten Ämter und über die Dauer ihres Bestehens, die in Wirklichkeit nicht immer dieselbe gewesen sein wird wie auf dem Papier. Wir sehen in Obergermanien — der Germania prima — die Rheingrenze dem Comes (tractus) Argentoratensis und dem dux (limitis) Moguntiacensis anvertraut, neben denen der dux

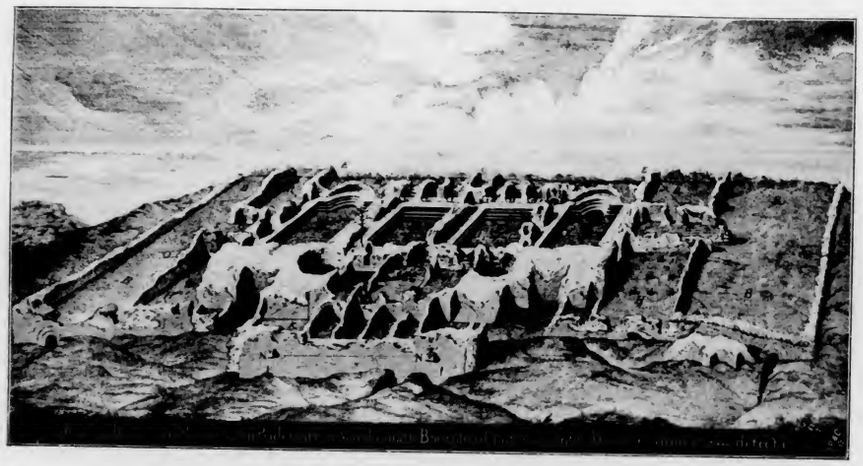


Abb. 95. Die Badeanlage von Badenweiler.
Nach: „Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden". Verlag von J. C. B. Mohr in Tübingen. (Zu Seite 125.)

Germaniae primae für die Grenzverteidigung nur in beschränktem Maße, vielleicht als Kommandant der Flotte, in Betracht kommen kann, während für Untergermanien überhaupt kein Militärgouverneur, Comes oder Dux, sondern nur ein consularis, ein Zivilgouverneur, genannt wird, der auch in Obergermanien neben den anderen nicht fehlt. Schon diese Titel und Ämter sagen uns, daß wir uns Verteidigung und Verwaltung zu dieser Zeit gewiß nicht einfach als eine Fortsetzung — am Niederrhein — oder Erneuerung — am Oberrhein — der früheren vorstellen dürfen, wie sie etwa zur Zeit der Einrichtung der beiden Provinzen gewesen war. Aber wir wissen auch, daß die befestigten Städte des ausgehenden vierten Jahrhunderts ein ganz anderes Aussehen und eine andere Aufgabe hatten als die befestigten Lager des ausgehenden ersten Jahrhunderts; wir wissen, daß längst nicht mehr das ganze Heer an der Grenze aufgereiht war, daß vielmehr die Stärke der eigentlichen Grenzwehr herabgesetzt, dafür aber in den gallischen Städten, die früher bis auf Lugdunum von Truppen ganz frei waren, zumal in der Hauptstadt Trier, ein starkes Reserveheer aufgestellt war, wie auch in Sirmium und Mailand, das in Zeiten der Gefahr hier oder dort an der Grenze den Kampf aufnehmen konnte, ohne daß irgendeine Grenzstrecke zugunsten einer anderen von Truppen entblößt zu werden brauchte. Schied sich früher die „Militärgrenze" scharf von dem dahinterliegenden beschützten Land, so scharf, daß ein Unterschied der Kultur noch heute bemerkbar ist, so hatten nun doch seit Jahrzehnten die Städte Galliens bis weit hinein ins Land auch ihre Rüstung anlegen müssen, und der augenfälligste Unterschied war nicht mehr der zwischen einem kriegsbereiten Germanien und einem friedlichen Gallien, sondern der zwischen den hinter ihren Mauern nicht jedem zwar, aber doch manchem Sturm entgehenden, manchem trotzenden Städtern und den jeder Barbarenschar oder Bagaudenhorde fast schutzlos preisgegebenen Landbewohnern.

* * *

Wenn nun der Versuch gemacht werden soll, ein Bild der Zustände im römischen Germanien zu entwerfen, so wird dieses Bild wahrscheinlich noch empfindlichere Lücken zeigen als die vorangegangene Geschichte der Eroberung, Behauptung, Verteidigung und Räumung des Landes durch die Römer. Viele Züge wird man an ihm vermissen, und nur zum Teil wird ihr Fehlen vielleicht die hier gebotene Kürze erklären, zu einem

anderen Teil werden die Mängel unserer Überlieferung, gewiß aber auch die der Kenntnis des Verfassers dafür verantwortlich gemacht werden müssen.

Der Leser möge aber auch bedenken, daß das Zuständliche einer vier Jahrhunderte umspannenden Geschichte unmöglich als einheitliches Bild mit wenigen Strichen gezeichnet werden kann. Andeutungen und einzelne Züge, unvollständig und ungleich ausgeführt, würden es also auf dem hier verfügbaren Raum auch dann nur sein können, wenn die Quellen mehr erlaubten.

Ganz ohne Nutzen wird auch ein unvollkommener Versuch, die Ergebnisse der Einzelforschung einmal zusammenzustellen, nicht sein.

Beginnen sollte wohl eine solche Schilderung mit dem Land und seinen Bewohnern. Aber das Land ist nicht leicht scharf zu umgrenzen und war wohl recht verschieden in seinem Kulturzustand und seinen Lebensbedingungen; die Bewohner aber waren gar mannigfaltig und haben während der in den Bereich unserer Betrachtung fallenden Jahrhunderte in manchen Gegenden gewechselt. Zudem sind gerade hier die Lücken unserer Kenntnis am empfindlichsten. Deshalb scheint es ratsam, einen anderen Ausgangspunkt zu suchen.

Zu diesem führt aber nicht nur die Verlegenheit, sondern eine völlig sachliche Erwägung.

Abb. 96. Teil des Mosaikfußbodens der römischen Villa in Nennig.
Nach dem Meßbild. (Zu Seite 127.)

Abb. 95. Die Badeanlage von Badenweiler.
Nach: „Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden". Verlag von J. C. B. Mohr in Tübingen. (Zu Seite 125.)

Germaniae primae für die Grenzverteidigung nur in beschränktem Maße, vielleicht als Kommandant der Flotte, in Betracht kommen kann, während für Untergermanien überhaupt kein Militärgouverneur, Comes oder Dux, sondern nur ein consularis, ein Zivilgouverneur, genannt wird, der auch in Obergermanien neben den anderen nicht fehlt. Schon diese Titel und Ämter sagen uns, daß wir uns Verteidigung und Verwaltung zu dieser Zeit gewiß nicht einfach als eine Fortsetzung — am Niederrhein — oder Erneuerung — am Oberrhein — der früheren vorstellen dürfen, wie sie etwa zur Zeit der Einrichtung der beiden Provinzen gewesen war. Aber wir wissen auch, daß die befestigten Städte des ausgehenden vierten Jahrhunderts ein ganz anderes Aussehen und eine andere Aufgabe hatten als die befestigten Lager des ausgehenden ersten Jahrhunderts; wir wissen, daß längst nicht mehr das ganze Heer an der Grenze aufgereiht war, daß vielmehr die Stärke der eigentlichen Grenzwehr herabgesetzt, dafür aber in den gallischen Städten, die früher bis auf Lugdunum von Truppen ganz frei waren, zumal in der Hauptstadt Trier, ein starkes Reserveheer aufgestellt war, wie auch in Sirmium und Mailand, das in Zeiten der Gefahr hier oder dort an der Grenze den Kampf aufnehmen konnte, ohne daß irgendeine Grenzstrecke zugunsten einer anderen von Truppen entblößt zu werden brauchte. Schied sich früher die „Militärgrenze" scharf von dem dahinterliegenden beschützten Land, so scharf, daß ein Unterschied der Kultur noch heute bemerkbar ist, so hatten nun doch seit Jahrzehnten die Städte Galliens bis weit hinein ins Land auch ihre Rüstung anlegen müssen, und der augenfälligste Unterschied war nicht mehr der zwischen einem kriegsbereiten Germanien und einem friedlichen Gallien, sondern der zwischen den hinter ihren Mauern nicht jedem zwar, aber doch manchem Sturm entgehenden, manchem trotzenden Städtern und den jeder Barbarenschar oder Bagaudenhorde fast schutzlos preisgegebenen Landbewohnern.

* * *

Wenn nun der Versuch gemacht werden soll, ein Bild der Zustände im römischen Germanien zu entwerfen, so wird dieses Bild wahrscheinlich noch empfindlichere Lücken zeigen als die vorangegangene Geschichte der Eroberung, Behauptung, Verteidigung und Räumung des Landes durch die Römer. Viele Züge wird man an ihm vermissen, und nur zum Teil wird ihr Fehlen vielleicht die hier gebotene Kürze erklären, zu einem

anderen Teil werden die Mängel unserer Überlieferung, gewiß aber auch die der Kenntnis des Verfassers dafür verantwortlich gemacht werden müssen.

Der Leser möge aber auch bedenken, daß das Zuständliche einer vier Jahrhunderte umspannenden Geschichte unmöglich als einheitliches Bild mit wenigen Strichen gezeichnet werden kann. Andeutungen und einzelne Züge, unvollständig und ungleich ausgeführt, würden es also auf dem hier verfügbaren Raum auch dann nur sein können, wenn die Quellen mehr erlaubten.

Ganz ohne Nutzen wird auch ein unvollkommener Versuch, die Ergebnisse der Einzelforschung einmal zusammenzustellen, nicht sein.

Beginnen sollte wohl eine solche Schilderung mit dem Land und seinen Bewohnern. Aber das Land ist nicht leicht scharf zu umgrenzen und war wohl recht verschieden in seinem Kulturzustand und seinen Lebensbedingungen; die Bewohner aber waren gar mannigfaltig und haben während der in den Bereich unserer Betrachtung fallenden Jahrhunderte in manchen Gegenden gewechselt. Zudem sind gerade hier die Lücken unserer Kenntnis am empfindlichsten. Deshalb scheint es ratsam, einen anderen Ausgangspunkt zu suchen.

Zu diesem führt aber nicht nur die Verlegenheit, sondern eine völlig sachliche Erwägung.

Abb. 96. Teil des Mosaikfußbodens der römischen Villa in Nennig.
Nach dem Meßbild. (Zu Seite 127.)

Es gibt, wie mir scheint, eine einfache Umgrenzung des römischen Germaniens: es war das von dem römischen Heer an der Rheingrenze besetzte Land. Auf dieses wollen wir uns denn auch von nun an beschränken, wenn wir auch in der vorangegangenen Geschichte zuweilen genötigt waren, einen Blick in den Bezirk der Donaulegionen zu werfen.

Von dem rheinischen Heer darf deshalb füglich zuerst die Rede sein. Germanien als Teil des römischen Reiches war, wie wir sahen, bis gegen das Ende des ersten Jahrhunderts nichts anderes als die „Militärgrenze“ Galliens und auch nachher trotz des Namens einer Provinz kaum etwas anderes als die „Militärgrenze“ des Reiches.

Berufssoldaten hatte die Reform des Marius dem Reich gegeben; Augustus gab ihm ein stehendes Heer. Längst hatte die Entwicklung des römischen Heerwesens dahin gedrängt; aber „die Voraussetzung des stehenden Heers war der stehende Feldherr und dieser fand sich erst im Kaiser“. Für ihn aber war dann auch das stehende Heer eine unbedingte Notwendigkeit.

Den Kern des Heeres bildeten die Legionen; daneben aber standen, an Kopfzahl ihnen ungefähr gleich, die „Kohorten“ und „Alen“ der „Auxilia“, der aus Barbaren der Provinzen gebildeten Hilfstruppen, und, unter dem Befehl des Kaisers selbst, die neun Kohorten der Leibgarde, der Prätorianer, in Italien, zu einem Dritteil in Rom selbst untergebracht — „Kohorten“, damit die Fiktion aufrechterhalten werden könnte, daß in Italien keine „Legion“, also auch kein Heer stehe, an Zahl aber fast zwei Legionen gleichkommend. Dazu kamen die Flotten, Artillerie und Handwerkertruppen.

Abb. 97. Meilenstein aus Kastel. Museum zu Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 131.)

Das Heer war zum weitaus größten Teil an den Grenzen des Reiches aufgereiht. Die erste bestimmte Nachricht über Zahl und Verteilung der Legionen stammt aus dem Jahr 23 n. Chr., wird aber wahrscheinlich auch für die augusteische Zeit bereits Geltung haben. Fünfundzwanzig Legionen wären danach der endgültige Bestand des augusteischen Heeres gewesen, in ihrer Bezifferung die Entstehung dieses Heeres aus drei verschiedenen Heeren der Bürgerkriege, auch den Verlust dreier Legionen in der Varusschlacht noch verratend, da die Ziffern XVII, XVIII und XIX fehlten, die Ziffern IV, V, VI und X je zweimal, die Ziffer III sogar dreimal vertreten waren.

Nicht weniger als acht von diesen fünfundzwanzig Legionen standen am Rhein, vier am Niederrhein: die erste, die fünfte mit dem Beinamen Alaudae, die zwanzigste (Valeria victrix), die einundzwanzigste (Rapax), vier am Oberrhein: die zweite (Augusta), dreizehnte (Gemina), vierzehnte (Gemina Martia victrix) und sechzehnte.

Die Zahl der Legionen, wahrscheinlich schon zur Zeit des Drusus acht und nur vorübergehend wegen des pannonischen Aufstands (S. 23) vielleicht auf fünf herabgesetzt, nach der Varusschlacht aber sofort wieder erhöht (S. 33), blieb die gleiche bis ins zweite Jahrhundert; aber die Namen haben in dieser Zeit oft gewechselt, keine der acht augusteischen Legionen findet sich länger als bis in die Zeit Traians in ihrem alten Bezirk, und andere sind es auch, die die meisten Spuren in den Rheinlanden zurückgelassen haben, vor allem die zweiundzwanzigste (Primigenia), die seit ihrer Begründung durch Claudius am Rhein gestanden hat (Abb. 63, 65, 101), die achte (Augusta), die Vespasian hierher versetzt

hat, eine zweite mit der Ziffer I (Minervia), die Domitian an die Stelle der im Sarmatenkrieg vernichteten (S. 78) treten ließ, und die dreißigste (Ulpia victrix), die Traian geschaffen hat. Diese vier Legionen lassen sich am Rhein bis in die letzten Zeiten des Reiches nachweisen; der häufige Wechsel während des ersten Jahrhunderts steht im Zusammenhang mit historischen Ereignissen von allgemeinerer Bedeutung, wie der britischen Expedition des Claudius und besonders den Kämpfen der Jahre 69 und 70 (S. 45 f.), endlich dem Aufstand des Antonius Saturninus (S. 61 f.). Nach Britannien gingen unter Claudius die zweite, vierzehnte und zwanzigste Legion, die vierzehnte, um als Martia victrix im Jahr 70 noch einmal in ihre alte Garnison Mainz zurückzukehren und nach der Empörung des Saturninus nach Pannonien zu gehen. Aufgelöst durch Vespasian wurde — um nur Sicheres zu nennen — die erste und die sechzehnte, dazu die durch Claudius an den Rhein versetzte vierte mit dem Beinamen Macedonica. Im Verlauf der Kämpfe oder als Ersatz für die aufgelösten Legionen kamen damals an den Rhein die erste mit dem Beinamen Adiutrix (kaum für zwei Jahrzehnte), die sechste (Victrix) für ein halbes Jahrhundert, die achte, wie schon gesagt, für die Dauer, die zehnte (Gemina) für dreißig bis vierzig Jahre, die elfte (Claudia) nur für kürzere Zeit. Mit ihr und der I. Adiutrix wurde, wie erwähnt, die vierzehnte und auch die einundzwanzigste (Rapax) durch Domitian nach der Niederwerfung des Saturninus versetzt.

Abb. 98. Bleimedaillon des Diocletianus und Maximianus, gefunden in der Saône bei Lyon. (Vergl. Fröhner, „Les Médaillons de l'Empire Romain“, S. 258 f.). Die Rheinbrücke zwischen Mogonti(acum) und Castel(lum). Diese und die folgenden Abbildungen nach „Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der Rheinischen Geschichte und Altertümer in Mainz“. (Zu Seite 135.)

Diese Andeutungen mögen genügen, um einigermaßen eine Vorstellung zu geben von der wechselvollen Geschichte des Rheinheers, die uns, wenn auch noch nicht im ganzen, so doch stückweise ausführlich in mehreren, auf das gesamte inschriftliche Material gegründeten Geschichten einzelner Legionen neuerdings erzählt worden ist.

Augustus stellte in die Legionen noch ausschließlich Italiker ein; erst unter Claudius und Nero beginnt das Eindringen römischer Bürger aus den Provinzen; aber noch unter Domitian rekrutierten die Legionen sich vorzugsweise aus Italien. Danach wuchs der aus den Provinzen stammende Prozentsatz immer mehr, und seit Antoninus Pius ward nicht einmal mehr die Forderung bürgerlicher Abstammung gestellt. War somit das italische Element, das mit den Legionen in das Barbarengebiet der Grenzländer versetzt wurde, zur Zeit des Augustus noch erheblich, so wurde es doch bald schwächer und schwächer. Aber auch in jener ersten Zeit war dem Heer bereits ein starker Prozentsatz barbarischer Elemente beigemischt. Denn neben den Legionen standen nicht nur die „Freiwilligenkohorten römischer Bürger“, deren Angehörige aus den Provinzen stammten und trotz des römischen Bürgerrechts gewiß oft den Charakter dieser provinziellen Abstammung bewahrten, sondern, wie schon gesagt, auch die Kohorten und Alen der im Barbarenland ausgehobenen Auxilia. Da standen schon im ersten Jahrhundert an der germanischen Grenze, neben den oft genannten Batavern (oben S. 45 f.) und anderen Germanen, Thraker, Aquitaner, Räter, Hispaner — kurz ein buntes Völkergemisch, geeint freilich durch römische Bewaffnung und römisches Kommando und meist auch einer innerlichen Romanisierung nicht unzugänglich. Als aber die Auxilia immer mehr romanisiert und die Legionen immer mehr barbarisiert waren, so daß zwischen beiden kaum noch ein anderer Unterschied als der der Formation bestand, fügte Hadrian dem Heer ein neues barbarisches Element ein in den Numeri, die grundsätzlich außerhalb der

Es gibt, wie mir scheint, eine einfache Umgrenzung des römischen Germaniens: es war das von dem römischen Heer an der Rheingrenze besetzte Land. Auf dieses wollen wir uns denn auch von nun an beschränken, wenn wir auch in der vorangegangenen Geschichte zuweilen genötigt waren, einen Blick in den Bezirk der Donaulegionen zu werfen.

Von dem rheinischen Heer darf deshalb füglich zuerst die Rede sein. Germanien als Teil des römischen Reiches war, wie wir sahen, bis gegen das Ende des ersten Jahrhunderts nichts anderes als die „Militärgrenze“ Galliens und auch nachher trotz des Namens einer Provinz kaum etwas anderes als die „Militärgrenze“ des Reiches.

Berufssoldaten hatte die Reform des Marius dem Reich gegeben; Augustus gab ihm ein stehendes Heer. Längst hatte die Entwicklung des römischen Heerwesens dahin gedrängt; aber „die Voraussetzung des stehenden Heers war der stehende Feldherr und dieser fand sich erst im Kaiser“. Für ihn aber war dann auch das stehende Heer eine unbedingte Notwendigkeit.

Den Kern des Heeres bildeten die Legionen; daneben aber standen, an Kopfzahl ihnen ungefähr gleich, die „Kohorten“ und „Alen“ der „Auxilia“, der aus Barbaren der Provinzen gebildeten Hilfstruppen, und, unter dem Befehl des Kaisers selbst, die neun Kohorten der Leibgarde, der Prätorianer, in Italien, zu einem Dritteil in Rom selbst untergebracht — „Kohorten“, damit die Fiktion aufrechterhalten werden könnte, daß in Italien keine „Legion“, also auch kein Heer stehe, an Zahl aber fast zwei Legionen gleichkommend. Dazu kamen die Flotten, Artillerie und Handwerkertruppen.

Abb. 97. Meilenstein aus Kastel. Museum zu Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 131.)

Das Heer war zum weitaus größten Teil an den Grenzen des Reiches aufgereiht. Die erste bestimmte Nachricht über Zahl und Verteilung der Legionen stammt aus dem Jahr 23 n. Chr., wird aber wahrscheinlich auch für die augusteische Zeit bereits Geltung haben. Fünfundzwanzig Legionen wären danach der endgültige Bestand des augusteischen Heeres gewesen, in ihrer Bezifferung die Entstehung dieses Heeres aus drei verschiedenen Heeren der Bürgerkriege, auch den Verlust dreier Legionen in der Varusschlacht noch verratend, da die Ziffern XVII, XVIII und XIX fehlten, die Ziffern IV, V, VI und X je zweimal, die Ziffer III sogar dreimal vertreten waren.

Nicht weniger als acht von diesen fünfundzwanzig Legionen standen am Rhein, vier am Niederrhein: die erste, die fünfte mit dem Beinamen Alaudae, die zwanzigste (Valeria victrix), die einundzwanzigste (Rapax), vier am Oberrhein: die zweite (Augusta), dreizehnte (Gemina), vierzehnte (Gemina Martia victrix) und sechzehnte.

Die Zahl der Legionen, wahrscheinlich schon zur Zeit des Drusus acht und nur vorübergehend wegen des pannonischen Aufstands (S. 23) vielleicht auf fünf herabgesetzt, nach der Varusschlacht aber sofort wieder erhöht (S. 33), blieb die gleiche bis ins zweite Jahrhundert; aber die Namen haben in dieser Zeit oft gewechselt, keine der acht augusteischen Legionen findet sich länger als bis in die Zeit Traians in ihrem alten Bezirk, und andere sind es auch, die die meisten Spuren in den Rheinlanden zurückgelassen haben, vor allem die zweiundzwanzigste (Primigenia), die seit ihrer Begründung durch Claudius am Rhein gestanden hat (Abb. 63, 65, 101), die achte (Augusta), die Vespasian hierher versetzt

hat, eine zweite mit der Ziffer I (Minervia), die Domitian an die Stelle der im Sarmatenkrieg vernichteten (S. 78) treten ließ, und die dreißigste (Ulpia victrix), die Traian geschaffen hat. Diese vier Legionen lassen sich am Rhein bis in die letzten Zeiten des Reiches nachweisen; der häufige Wechsel während des ersten Jahrhunderts steht im Zusammenhang mit historischen Ereignissen von allgemeinerer Bedeutung, wie der britischen Expedition des Claudius und besonders den Kämpfen der Jahre 69 und 70 (S. 45 f.), endlich dem Aufstand des Antonius Saturninus (S. 61 f.). Nach Britannien gingen unter Claudius die zweite, vierzehnte und zwanzigste Legion, die vierzehnte, um als Martia victrix im Jahr 70 noch einmal in ihre alte Garnison Mainz zurückzukehren und nach der Empörung des Saturninus nach Pannonien zu gehen. Aufgelöst durch Vespasian wurde — um nur Sicheres zu nennen — die erste und die sechzehnte, dazu die durch Claudius an den Rhein versetzte vierte mit dem Beinamen Macedonica. Im Verlauf der Kämpfe oder als Ersatz für die aufgelösten Legionen kamen damals an den Rhein die erste mit dem Beinamen Adiutrix (kaum für zwei Jahrzehnte), die sechste (Victrix) für ein halbes Jahrhundert, die achte, wie schon gesagt, für die Dauer, die zehnte (Gemina) für dreißig bis vierzig Jahre, die elfte (Claudia) nur für kürzere Zeit. Mit ihr und der I. Adiutrix wurde, wie erwähnt, die vierzehnte und auch die einundzwanzigste (Rapax) durch Domitian nach der Niederwerfung des Saturninus versetzt.

Abb. 98. Bleimedaillon des Diocletianus und Maximianus, gefunden in der Saône bei Lyon. (Vergl. Fröhner, „Les Médaillons de l'Empire Romain“, S. 258 f.). Die Rheinbrücke zwischen Mogonti(acum) und Castel(lum). Diese und die folgenden Abbildungen nach „Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der Rheinischen Geschichte und Altertümer in Mainz“. (Zu Seite 135.)

Diese Andeutungen mögen genügen, um einigermaßen eine Vorstellung zu geben von der wechselvollen Geschichte des Rheinheers, die uns, wenn auch noch nicht im ganzen, so doch stückweise ausführlich in mehreren, auf das gesamte inschriftliche Material gegründeten Geschichten einzelner Legionen neuerdings erzählt worden ist.

Augustus stellte in die Legionen noch ausschließlich Italiker ein; erst unter Claudius und Nero beginnt das Eindringen römischer Bürger aus den Provinzen; aber noch unter Domitian rekrutierten die Legionen sich vorzugsweise aus Italien. Danach wuchs der aus den Provinzen stammende Prozentsatz immer mehr, und seit Antoninus Pius ward nicht einmal mehr die Forderung bürgerlicher Abstammung gestellt. War somit das italische Element, das mit den Legionen in das Barbarengebiet der Grenzländer versetzt wurde, zur Zeit des Augustus noch erheblich, so wurde es doch bald schwächer und schwächer. Aber auch in jener ersten Zeit war dem Heer bereits ein starker Prozentsatz barbarischer Elemente beigemischt. Denn neben den Legionen standen nicht nur die „Freiwilligenkohorten römischer Bürger“, deren Angehörige aus den Provinzen stammten und trotz des römischen Bürgerrechts gewiß oft den Charakter dieser provinziellen Abstammung bewahrten, sondern, wie schon gesagt, auch die Kohorten und Alen der im Barbarenland ausgehobenen Auxilia. Da standen schon im ersten Jahrhundert an der germanischen Grenze, neben den oft genannten Batavern (oben S. 45 f.) und anderen Germanen, Thraker, Aquitaner, Räter, Hispaner — kurz ein buntes Völkergemisch, geeint freilich durch römische Bewaffnung und römisches Kommando und meist auch einer innerlichen Romanisierung nicht unzugänglich. Als aber die Auxilia immer mehr romanisiert und die Legionen immer mehr barbarisiert waren, so daß zwischen beiden kaum noch ein anderer Unterschied als der der Formation bestand, fügte Hadrian dem Heer ein neues barbarisches Element ein in den Numeri, die grundsätzlich außerhalb der

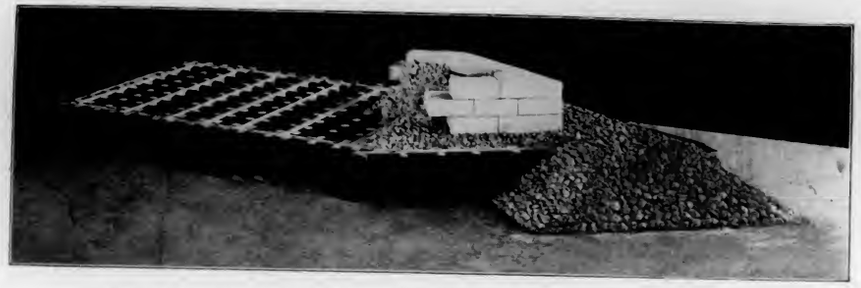


Abb. 99. Pfahlrost eines Pfeilers der römischen Rheinbrücke bei Mainz.
Modell im Museum zu Mainz. (Zu Seite 134.)

Provinzen, in denen sie gebildet wurden, verwendet worden zu sein scheinen und, wie wir gesehen haben (S. 76 f.), Scharen von „Brittonen" und gewiß nicht nur solche auf germanischen Boden zu dauerndem Aufenthalt geführt haben.

Die Legionen hatten ihre Standlager auf dem linken Rheinufer und sind niemals, weder in augusteischer Zeit am Niederrhein, noch am Oberrhein nach Errichtung des Limes, für die Dauer auf das rechte Ufer verlegt worden. Sommerlager, aestiva, hat es aber auch für Legionen, nicht nur für einzelne, sondern auch für deren mehrere, auf dem rechten Ufer gleichfalls gegeben: nicht nur das Sommerlager des Varus bleibt zu finden, obgleich wohl nur dieses gesucht wird (S. 25); Arae Flaviae bei Rottweil (S. 64) mag aus einem solchen wiederholt besetzten Sommerlager entstanden sein und ausgeschlossen wäre es auch nicht von vornherein, das große Lager bei Haltern so aufzufassen (S. 18). Solche Sommerlager gab es auch neben den großen Standlagern auf dem linken Ufer des Stromes: mindestens zwei, vielleicht alle vier Legionen des unteren Rheinheeres waren im Sommer des Jahres 14 n. Chr. in einem Lager im Ubierland (bei Neuß?) vereinigt (S. 34). Es ist ein Zufall, wenn uns solche aestiva genannt werden, ein Zufall, wenn wir sie finden. Die eigentlichen Standlager, die „Winterlager", haben tiefere Spuren in der Literatur und zweifellos auch im Boden zurückgelassen. Aber während manches Sommerlager gewiß der Spaten freilegen könnte, wenn er es fände und wenn es sich lohnte, sind von den „hiberna" wenigstens die, die sich als solche bis zu Ende behauptet haben, begraben unter blühenden Städten, die aus der römischen Lagerstadt, den canabae, herausgewachsen und über das Lager hingewachsen oder auch aus diesem selbst entstanden sind; es würden auch die übereinander gelagerten Schichten einer vier Jahrhunderte währenden Entwicklung dem Spaten es schwer machen, die erhaltenen Spuren zu entwirren und zu einheitlichen Bildern zu verbinden.

Zwei Legionen standen in Mogontiacum (Mainz), solange es das Hauptquartier des oberen Heeres war, eine noch, als es die Hauptstadt der oberen Provinz geworden war (S. 70 f.), eine stand in Vindonissa (Windisch in der Schweiz) bis zum Ende des ersten oder dem Anfang des zweiten Jahrhunderts, vermutlich bis zur Einschränkung des oberrheinischen Heeres auf zwei Legionen, eine stand in Argentoratum (Straßburg) allezeit. Wohin die zweite Mainzer Legion durch Domitian verlegt wurde, — denn sicherlich wurde sie nicht schon damals von der Rhein-

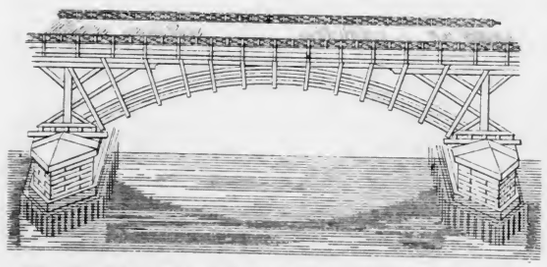


Abb. 100. Ein Joch der römischen Rheinbrücke bei Mainz.
Modell im Museum zu Mainz, Sammlung des Altertumsvereins.
Herstellungsversuch von Cathian. (Zu Seite 134.)

Abb. 101. Eiserner Brennstempel der 22. Legion, gefunden im Pfahlrost eines Pfeilers der Mainzer Brücke.
Museum in Mainz, Sammlung des Altertumsvereins.
(Zu Seite 104 u. 134.)

grenze weggezogen —, wissen wir nicht, und keines der drei genannten Lager haben uns Ausgrabungen kennen gelehrt, noch besteht viel Aussicht, daß sie es jemals tun werden: wir werden uns mit den Einzelfunden begnügen müssen und froh sein, durch Grabsteine und Ziegelstempel die dauernd oder vorübergehend dort untergebrachten Legionen nachweisen zu können. Günstiger liegt es am Niederrhein. Das große Lager bei der Ara Ubiorum, das bis in die Zeit des Claudius zwei Legionen beherbergt hat, ist freilich wohl wie die Lager von Mainz und Straßburg für immer genauerer Untersuchung entzogen, und was in Köln nachgewiesen werden konnte und trefflich nachgewiesen ist, sind die Reste der befestigten Stadt, der Colonia Claudia Augusta Agrippinensium (Karte zw. S. 72 u. S. 73). Aber auf dem Boden von Xanten sind nicht nur Teile der beim Lager der dreißigsten Legion entstandenen Colonia Ulpia Traiana schon freigelegt worden, sondern es harrt auch das ältere Lager von Vetera, das vielgenannte (S. 14 u. ö.), auf dem Fürstenberg der Ausgrabung, die eine der dringendsten und vermutlich lohnendsten Aufgaben der römisch-germanischen Archäologie ist, zum Glück aufgehoben für unsere Zeit, die mit früher unbekannter Sorgfalt und Erfahrung an die Erforschung dieser großen Erdfestung gehen kann, von deren Geschichte wir so viel wissen wie von keinem anderen römischen Lager. Das Lager von Bonn ist uns leidlich bekannt, da die moderne Stadt hier weniger als sonst wohl auf das Gebiet der Castra übergegriffen hat; vollends das Bild des Lagers von Novaesium (Neuß), des schmachbefleckten (S. 52), — castra scelerata hieße es mit mehr Recht als das, in dem Drusus starb (S. 20) —, haben uns die Grabungen der letzten Zeit, deren

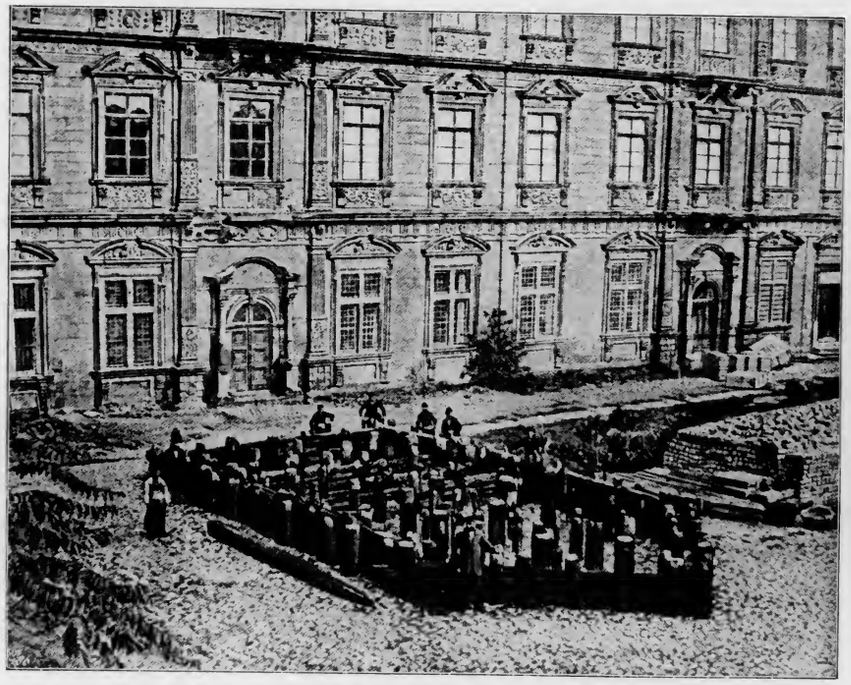


Abb. 102. Pfahlrost eines Pfeilers der römischen Rheinbrücke bei Mainz.
Aufgebaut im Hof des Großherzoglichen Schlosses. (Zu Seite 134.)

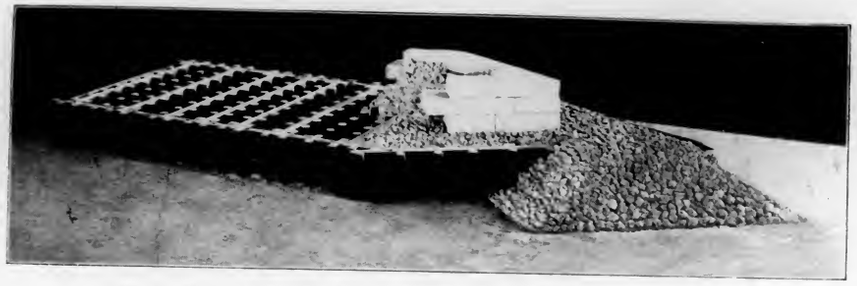


Abb. 99. Pfahlrost eines Pfeilers der römischen Rheinbrücke bei Mainz.
Modell im Museum zu Mainz. (Zu Seite 134.)

Provinzen, in denen sie gebildet wurden, verwendet worden zu sein scheinen und, wie wir gesehen haben (S. 76 f.), Scharen von „Brittonen" und gewiß nicht nur solche auf germanischen Boden zu dauerndem Aufenthalt geführt haben.

Die Legionen hatten ihre Standlager auf dem linken Rheinufer und sind niemals, weder in augusteischer Zeit am Niederrhein, noch am Oberrhein nach Errichtung des Limes, für die Dauer auf das rechte Ufer verlegt worden. Sommerlager, aestiva, hat es aber auch für Legionen, nicht nur für einzelne, sondern auch für deren mehrere, auf dem rechten Ufer gleichfalls gegeben: nicht nur das Sommerlager des Varus bleibt zu finden, obgleich wohl nur dieses gesucht wird (S. 25); Arae Flaviae bei Rottweil (S. 64) mag aus einem solchen wiederholt besetzten Sommerlager entstanden sein und ausgeschlossen wäre es auch nicht von vornherein, das große Lager bei Haltern so aufzufassen (S. 18). Solche Sommerlager gab es auch neben den großen Standlagern auf dem linken Ufer des Stromes: mindestens zwei, vielleicht alle vier Legionen des unteren Rheinheeres waren im Sommer des Jahres 14 n. Chr. in einem Lager im Ubierland (bei Neuß?) vereinigt (S. 34). Es ist ein Zufall, wenn uns solche aestiva genannt werden, ein Zufall, wenn wir sie finden. Die eigentlichen Standlager, die „Winterlager", haben tiefere Spuren in der Literatur und zweifellos auch im Boden zurückgelassen. Aber während manches Sommerlager gewiß der Spaten freilegen könnte, wenn er es fände und wenn es sich lohnte, sind von den „hiberna" wenigstens die, die sich als solche bis zu Ende behauptet haben, begraben unter blühenden Städten, die aus der römischen Lagerstadt, den canabae, herausgewachsen und über das Lager hingewachsen oder auch aus diesem selbst entstanden sind; es würden auch die übereinander gelagerten Schichten einer vier Jahrhunderte währenden Entwicklung dem Spaten es schwer machen, die erhaltenen Spuren zu entwirren und zu einheitlichen Bildern zu verbinden.

Zwei Legionen standen in Mogontiacum (Mainz), solange es das Hauptquartier des oberen Heeres war, eine noch, als es die Hauptstadt der oberen Provinz geworden war (S. 70 f.), eine stand in Vindonissa (Windisch in der Schweiz) bis zum Ende des ersten oder dem Anfang des zweiten Jahrhunderts, vermutlich bis zur Einschränkung des oberrheinischen Heeres auf zwei Legionen, eine stand in Argentoratum (Straßburg) allezeit. Wohin die zweite Mainzer Legion durch Domitian verlegt wurde, — denn sicherlich wurde sie nicht schon damals von der Rhein-

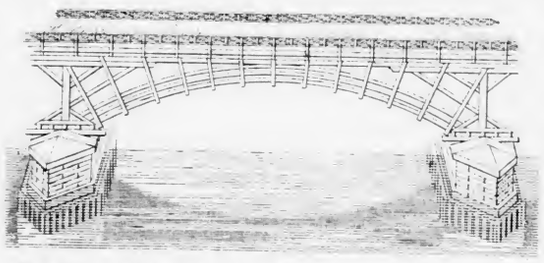


Abb. 100. Ein Joch der römischen Rheinbrücke bei Mainz.
Modell im Museum zu Mainz, Sammlung des Altertumsvereins.
Herstellungsversuch von Cathian. (Zu Seite 134.)

Abb. 101. Eiserner Brennstempel der 22. Legion, gefunden im Pfahlrost eines Pfeilers der Mainzer Brücke.
Museum in Mainz, Sammlung des Altertumsvereins.
(Zu Seite 104 u. 134.)

grenze weggezogen —, wissen wir nicht, und keines der drei genannten Lager haben uns Ausgrabungen kennen gelehrt, noch besteht viel Aussicht, daß sie es jemals tun werden: wir werden uns mit den Einzelfunden begnügen müssen und froh sein, durch Grabsteine und Ziegelstempel die dauernd oder vorübergehend dort untergebrachten Legionen nachweisen zu können. Günstiger liegt es am Niederrhein. Das große Lager bei der Ara Ubiorum, das bis in die Zeit des Claudius zwei Legionen beherbergt hat, ist freilich wohl wie die Lager von Mainz und Straßburg für immer genauerer Untersuchung entzogen, und was in Köln nachgewiesen werden konnte und trefflich nachgewiesen ist, sind die Reste der befestigten Stadt, der Colonia Claudia Augusta Agrippinensium (Karte zw. S. 72 u. S. 73). Aber auf dem Boden von Xanten sind nicht nur Teile der beim Lager der dreißigsten Legion entstandenen Colonia Ulpia Traiana schon freigelegt worden, sondern es harrt auch das ältere Lager von Vetera, das vielgenannte (S. 14 u. ö.), auf dem Fürstenberg der Ausgrabung, die eine der dringendsten und vermutlich lohnendsten Aufgaben der römisch-germanischen Archäologie ist, zum Glück aufgehoben für unsere Zeit, die mit früher unbekannter Sorgfalt und Erfahrung an die Erforschung dieser großen Erdfestung gehen kann, von deren Geschichte wir so viel wissen wie von keinem anderen römischen Lager. Das Lager von Bonn ist uns leidlich bekannt, da die moderne Stadt hier weniger als sonst wohl auf das Gebiet der Castra übergegriffen hat; vollends das Bild des Lagers von Novaesium (Neuß), des schmachbefleckten (S. 52), — castra scelerata hieße es mit mehr Recht als das, in dem Drusus starb (S. 20) —, haben uns die Grabungen der letzten Zeit, deren

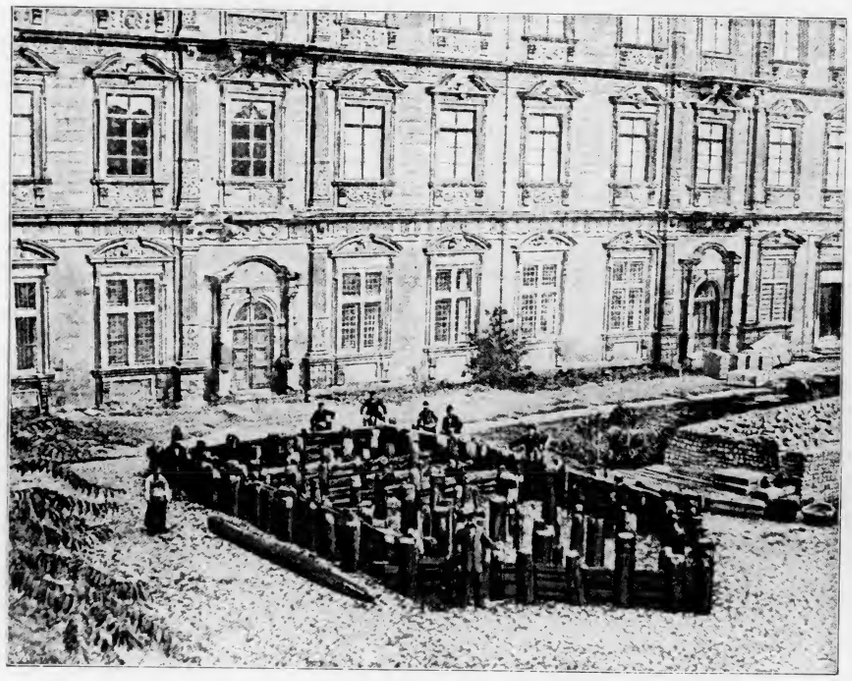


Abb. 102. Pfahlrost eines Pfeilers der römischen Rheinbrücke bei Mainz.
Aufgebaut im Hof des Großherzoglichen Schlosses. (Zu Seite 134.)

abgeschlossene Ergebnisse eben jetzt erwartet werden (unvollständiger Plan auf S. 35), vollständiger enthüllt, als es selbst bei dem Donaulager von Carnuntum (Plan auf S. 55) möglich war, da dort eine länger währende Geschichte die ursprüngliche Anlage vielfach verändert und verdunkelt hat. Die auf die Ausgrabungen in Neuß und Carnuntum gegründete Kenntnis wird uns helfen bei der Untersuchung anderer Lager, die weniger gut erhalten sind oder minder vollständig aufgedeckt werden können — wo immer so eingehende Untersuchung noch lohnend erscheinen sollte. Bei manchen werden wir uns an der Feststellung der Lage genügen lassen. So bleibt es noch zu beweisen, daß das von Tacitus genannte Legionslager von Arenacum, im Jahr 70 die Garnison der zehnten Legion, beim heutigen Cleve gelegen hat, wie auch, daß das ebendort genannte Lager der zweiten Legion Batavodurum an der Stelle des späteren Noviomagus (Nymwegen) angesetzt werden darf. Aber so wenig vereinzelte Funde von Ziegeln einer Legion einen Ort als Garnison eines Legionsdetachements, einer vexillatio erweisen können, so wenig können selbst reichliche Funde der Art ihn als das Legionslager selbst erweisen, da uns Georg Wolffs ergebnisreiche Forschungen über die Ziegeleien von Großkrotzenburg und Nied gelehrt haben, daß in den durch besonders gutes Material begünstigten Ziegeleien einer Legion, wie der zweiundzwanzigsten in Nied, oder einer Kohorte, wie der IV Vindelicorum in Großkrotzenburg, Ziegel für einen ganzen Legions- oder auch Heeresverband hergestellt worden sind — davon zu geschweigen, daß das Zeugnis der Ziegelstempel überhaupt erst etwa seit dem Jahre 70 n. Chr. in Betracht kommt (Abb. 65).

Wie es aber neben den großen Lagerfestungen ganzer Legionen oder gar eines aus mehreren Legionen gebildeten Korps manches kleinere Lager einer vexillatio gegeben haben wird, so gab es sicher eine große Zahl von Kohorten- und Alenlager der Auxilia, so daß wir uns das ganze Grenzland von einem Netz römischer Garnisonen bedeckt denken dürfen, wie es für die Umgebung von Vindonissa schon längst, für einen Teil des Limesgebiets seit kurzem eine Karte (S. 51) anschaulich macht, in Zukunft wahrscheinlich für beide Germanien die dem Inschriftenband beigegebenen Karten zeigen werden. Die Rheinkastelle des Drusus (S. 15) werden wohl solche Lager für Kohorten und Alen oder auch kleinere Verbände gewesen sein. Ihre Reihe muß im oberen Germanien stark gelichtet worden sein, als die Auxiliartruppen auf das rechte Ufer vorgeschoben wurden, wo uns ihre Garnisonen nun weit besser als die der Rheinlinie bekannt sind. Am Niederrhein aber, wo kein Limes zeitweise die Bedeutung der Rheinbefestigungen zurückgedrängt hat, ist deren Erforschung eine um so lohnendere, hier und dort auch schon belohnte Aufgabe, von deren Schwierigkeit freilich eine Ausgrabung wie die in Remagen eine drastische Vorstellung gibt, wo auf beengtem Ausgrabungsfelde inmitten der Stadt in einem tiefen, schmalen Einschnitt Lehners Scharfblick drei übereinander gelagerte Perioden der Festung erkannt hat: Wall und Graben des augusteischen Erdlagers, des Drususkastells, die Mauer des Steinkastells und die Mauer der späten Stadtbefestigung.

* * *

Auf etwa hunderttausend Mann schätzt man die Besatzung der Rheingrenze — Legionen und Hilfstruppen zusammen — in der Zeit der acht Legionen, und als deren Zahl auf die Hälfte herabgesetzt wurde, wird das nicht eine entsprechende Verminderung der Gesamtzahl der Truppen bedeutet haben. Statt der augusteischen fünfundzwanzig Legionen finden wir in den Notitia dignitatum wenigstens 132 verzeichnet, 62 für den Westen des Reiches. Wäre die Stärke der Legion noch annähernd die gleiche gewesen, so würde das eine enorme Erhöhung der gesamten Heeresstärke bedeuten. Aber die Legionen waren sicherlich nicht mehr die alten, sondern erheblich schwächer an Kopfzahl. Immerhin bedeutet ihre Vermehrung gewiß eine Erhöhung der Präsenzziffer, und eine solche ist für Diokletian ausdrücklich bezeugt und angesichts der wachsenden Barbarengefahr sehr begreiflich. An ihr wird das Rheinheer, bei der Bedrohung gerade der germanischen Grenze und der Nähe der Reichshauptstadt Trier, zum mindesten verhältnismäßigen Anteil gehabt haben. Doch wenn wir auch von einer Zeit absehen, in der doch die immerwährenden Einfälle der Germanen eine ruhige Entwicklung unmöglich

Abb. 103. Die Erzstatue von Xanten im Berliner Museum, gefunden im Rhein 1858.
(Zu Seite 137.)

abgeschlossene Ergebnisse eben jetzt erwartet werden (unvollständiger Plan auf S. 35), vollständiger enthüllt, als es selbst bei dem Donaulager von Carnuntum (Plan auf S. 55) möglich war, da dort eine länger währende Geschichte die ursprüngliche Anlage vielfach verändert und verdunkelt hat. Die auf die Ausgrabungen in Neuß und Carnuntum gegründete Kenntnis wird uns helfen bei der Untersuchung anderer Lager, die weniger gut erhalten sind oder minder vollständig aufgedeckt werden können — wo immer so eingehende Untersuchung noch lohnend erscheinen sollte. Bei manchen werden wir uns an der Feststellung der Lage genügen lassen. So bleibt es noch zu beweisen, daß das von Tacitus genannte Legionslager von Arenacum, im Jahr 70 die Garnison der zehnten Legion, beim heutigen Cleve gelegen hat, wie auch, daß das ebendort genannte Lager der zweiten Legion Batavodurum an der Stelle des späteren Noviomagus (Nymwegen) angesetzt werden darf. Aber so wenig vereinzelte Funde von Ziegeln einer Legion einen Ort als Garnison eines Legionsdetachements, einer vexillatio erweisen können, so wenig können selbst reichliche Funde der Art ihn als das Legionslager selbst erweisen, da uns Georg Wolffs ergebnisreiche Forschungen über die Ziegeleien von Großkrotzenburg und Nied gelehrt haben, daß in den durch besonders gutes Material begünstigten Ziegeleien einer Legion, wie der zweiundzwanzigsten in Nied, oder einer Kohorte, wie der IV Vindelicorum in Großkrotzenburg, Ziegel für einen ganzen Legions- oder auch Heeresverband hergestellt worden sind — davon zu geschweigen, daß das Zeugnis der Ziegelstempel überhaupt erst etwa seit dem Jahre 70 n. Chr. in Betracht kommt (Abb. 65).

Wie es aber neben den großen Lagerfestungen ganzer Legionen oder gar eines aus mehreren Legionen gebildeten Korps manches kleinere Lager einer vexillatio gegeben haben wird, so gab es sicher eine große Zahl von Kohorten- und Alenlager der Auxilia, so daß wir uns das ganze Grenzland von einem Netz römischer Garnisonen bedeckt denken dürfen, wie es für die Umgebung von Vindonissa schon längst, für einen Teil des Limesgebiets seit kurzem eine Karte (S. 51) anschaulich macht, in Zukunft wahrscheinlich für beide Germanien die dem Inschriftenband beigegebenen Karten zeigen werden. Die Rheinkastelle des Drusus (S. 15) werden wohl solche Lager für Kohorten und Alen oder auch kleinere Verbände gewesen sein. Ihre Reihe muß im oberen Germanien stark gelichtet worden sein, als die Auxiliartruppen auf das rechte Ufer vorgeschoben wurden, wo uns ihre Garnisonen nun weit besser als die der Rheinlinie bekannt sind. Am Niederrhein aber, wo kein Limes zeitweise die Bedeutung der Rheinbefestigungen zurückgedrängt hat, ist deren Erforschung eine um so lohnendere, hier und dort auch schon belohnte Aufgabe, von deren Schwierigkeit freilich eine Ausgrabung wie die in Remagen eine drastische Vorstellung gibt, wo auf beengtem Ausgrabungsfelde inmitten der Stadt in einem tiefen, schmalen Einschnitt Lehners Scharfblick drei übereinander gelagerte Perioden der Festung erkannt hat: Wall und Graben des augusteischen Erdlagers, des Drususkastells, die Mauer des Steinkastells und die Mauer der späten Stadtbefestigung.

* * *

Auf etwa hunderttausend Mann schätzt man die Besatzung der Rheingrenze — Legionen und Hilfstruppen zusammen — in der Zeit der acht Legionen, und als deren Zahl auf die Hälfte herabgesetzt wurde, wird das nicht eine entsprechende Verminderung der Gesamtzahl der Truppen bedeutet haben. Statt der augusteischen fünfundzwanzig Legionen finden wir in den Notitia dignitatum wenigstens 132 verzeichnet, 62 für den Westen des Reiches. Wäre die Stärke der Legion noch annähernd die gleiche gewesen, so würde das eine enorme Erhöhung der gesamten Heeresstärke bedeuten. Aber die Legionen waren sicherlich nicht mehr die alten, sondern erheblich schwächer an Kopfzahl. Immerhin bedeutet ihre Vermehrung gewiß eine Erhöhung der Präsenzziffer, und eine solche ist für Diokletian ausdrücklich bezeugt und angesichts der wachsenden Barbarengefahr sehr begreiflich. An ihr wird das Rheinheer, bei der Bedrohung gerade der germanischen Grenze und der Nähe der Reichshauptstadt Trier, zum mindesten verhältnismäßigen Anteil gehabt haben. Doch wenn wir auch von einer Zeit absehen, in der doch die immerwährenden Einfälle der Germanen eine ruhige Entwicklung unmöglich

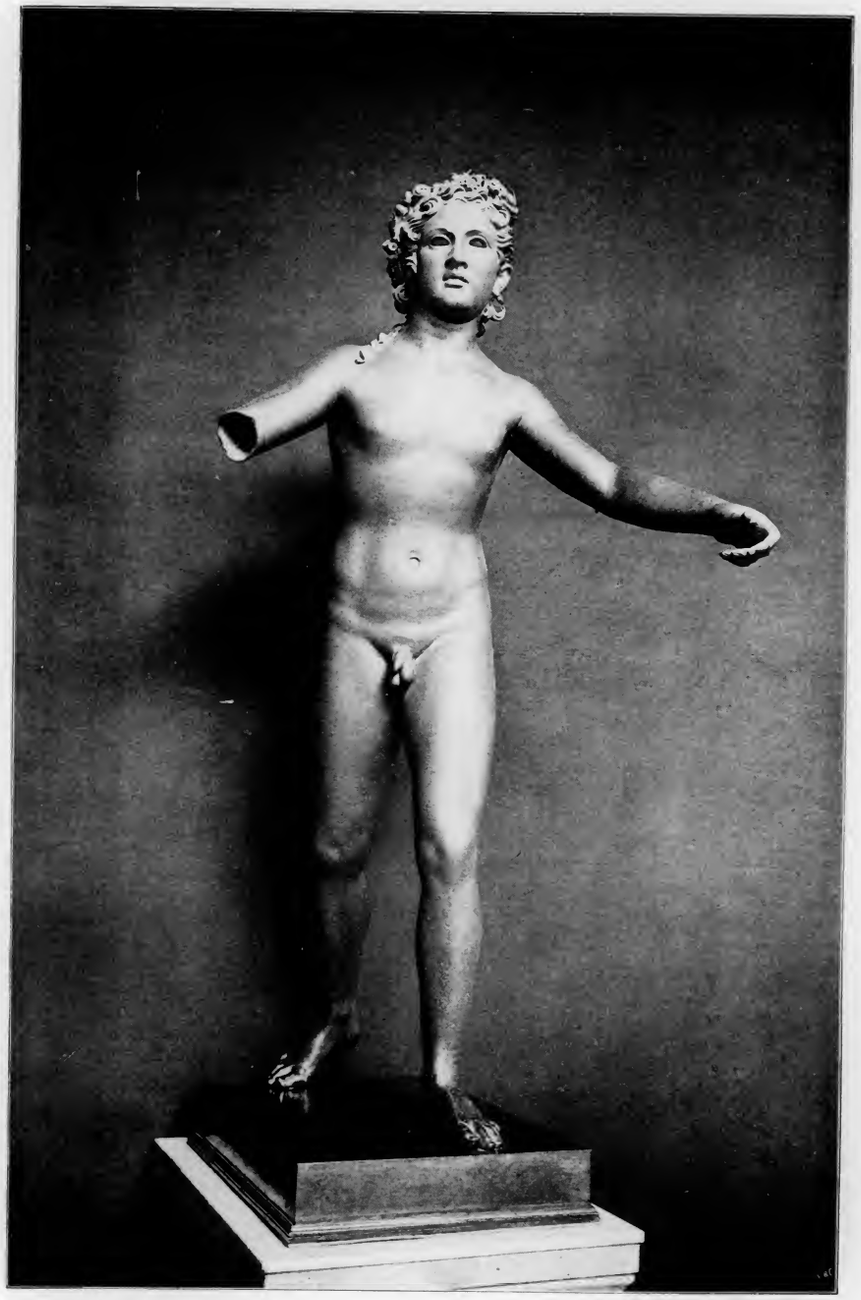


Abb. 103. Die Erzstatue von Xanten im Berliner Museum, gefunden im Rhein 1858.
(Zu Seite 137.)

Abb. 104. Tongeschirr augusteischer Zeit, gefunden in Neuß. Nach den Bonner Jahrbüchern.
(Zu Seite 138.)

machten, so drückt die für die ersten Jahrhunderte ausgerechnete Zahl von 100 000 Mann keinesfalls zutreffend aus, was für das Land ein solches Heer bedeutete, wie stark in der Tat verhältnismäßig das fremde, das militärische Element in der Bevölkerung war. Wir müssen den ungeheuren Anhang eines Heeres von mehreren Legionen und gar eines Hauptquartiers von Statthaltern, kaiserlichen Prinzen und Kaisern höchstselbst in Betracht ziehen: es ist an sich durchaus nicht unmöglich, daß in der Zeit des Augustus mit dem Luxus eines solchen Hauptquartiers ein Silberschatz wie der von Hildesheim (Abb. 66—68) in die germanischen Wälder verschleppt worden ist, und was mag zu Mainz oder Köln erst alles zusammengeströmt sein, wenn ein Kaiser dort Hof hielt oder von der obergermanischen Hauptstadt aus zu einem Germanenkrieg aufbrach! Wir müssen ferner bedenken, daß dieses Heer das ganze Übergewicht der Herrschaft und des Reiches besaß, daß einzelne der Landschaften, die es besetzt hielt, wie das Dekumatland, bezeugtermaßen schwach bevölkert waren, daß endlich von den verabschiedeten Soldaten sehr viele im Land geblieben sein werden. Kurz, alles Leben am Rhein muß unter dem Zeichen und im Dienst des Heeres gestanden haben. Davon zeugen laut die Denkmäler, fast ausnahmslos von militärischem Charakter: in der langen Reihe der Grabsteine von Mainz, Wiesbaden, Bonn herrscht durchaus der Soldat (Abb. 69, 70, 116—120); das Grabmal eines Schiffers Blussus (Abb. 71 f.) fällt schon um dieses Berufs willen auf, und man muß sich zum Museum in Trier wenden, um die bürgerlichen Berufe zur Geltung kommen zu sehen (Abb. 121—126).

Die Verwaltung Germaniens wird auch zur Zeit der Provinzen nicht viel mehr gewesen sein als das Kommando über die Rheinheere. Die Organisation dieses Kommandos, Verteilung und gegenseitiges Verhältnis der Truppen wird uns erst dann einigermaßen deutlich werden können, wenn das inschriftliche und archäologische Material vollständiger vorliegt. Aber schon jetzt wird sich sagen lassen, daß am oberen Rhein dieses Material eine klarere Erkenntnis ermöglichen wird als am unteren, weil dort die zwei Perioden, in denen der Rhein die Grenze bildete, geschieden sind durch eine Periode oder vielmehr auch zwei Perioden der Limesverteidigung, während am Niederrhein eine ununterbrochene Entwicklung die Zeugnisse der älteren Zeit durch die der späteren hat vernichten oder verdunkeln lassen. Am Oberrhein sind am meisten verwischt die Spuren der ersten Periode, in der das linke Ufer mit einer ununterbrochenen Reihe großer und kleiner Erdlager besetzt war. Von diesen Erdlagern werden die meisten eingegangen sein, als der Limes den Rhein als Grenze ablöste, und in den Festungsgürtel der letzten Periode werden manche neue Orte, befestigte Städte nunmehr,

eingereiht worden sein, nicht selten freilich nach den Bedingungen der Lage in der Nähe einstiger Drususkastelle erstanden. Die Limesverteidigung war in ihrer ersten Periode, wie wir sahen (S. 58 f.), auf die großen Lager des linken Rheinufers gestützt, und es müssen die Fäden nachweisbar sein, die jeden einzelnen Truppenteil, jedes Kastell unmittelbar oder mittelbar mit dem Legionslager verbinden. In der zweiten Periode war der Zusammenhang der eigentlichen Grenztruppen und der Legionen gelockert; jene waren mehr auf sich angewiesen. An der langen Grenze verzettelt mußten sie jedoch streckenweise in etwas größeren Verbänden unter einem einheitlichen Kommando zusammengefaßt werden können, und das geschah in der Weise, daß eine größere oder kleinere Gruppe von Kastellen und das dazwischen liegende Gebiet dem Oberbefehl des Kommandanten des Hauptkastells unterstellt ward, so daß sich in jedem dieser Grenzbezirke gewissermaßen im kleinen das Bild der Organisation wiederholte, das die beiden germanischen Militärbezirke im ersten Jahrhundert geboten hatten. Eine solche Abstufung der Kommandos ergab sich um so eher, als ohnehin der Kommandant eines „Numerus“, meist ein Centurio der Legion, im Rang dem Kommandanten einer cohors quingenaria (von 500 Mann), dieser wieder dem Kommandanten einer Doppelkohorte und der dem Kommandanten einer ala nachstand. Niemals war ein Numerus im Kohorten- oder Alenlager untergebracht, es sei denn in einem verlassenen; oft findet sich das Numeruskastell dicht neben dem Kohortenlager, und es tritt dann um so deutlicher hervor, daß man auf die Scheidung beider Truppengattungen, aus leicht ersichtlichen Gründen, viel strenger hielt als in früheren Zeiten auf die Scheidung der Legionare und Bundesgenossen, die doch im selben Lager vereinigt waren. Wenn in dem Numeruskastell von Niederbieber ein Kohortenfeldzeichen sich gefunden hat, so wird das sich dadurch erklären, daß in der letzten Not, von der

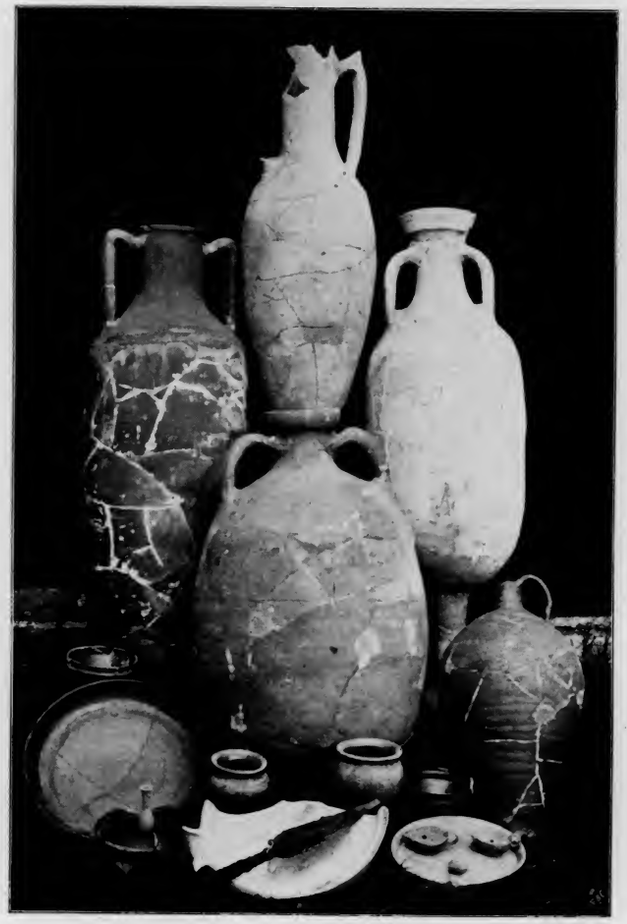


Abb. 105. Römisches Tongeschirr augusteischer Zeit aus Haltern.
(Zu Seite 138.)

Abb. 104. Tongeschirr augusteischer Zeit, gefunden in Neuß. Nach den Bonner Jahrbüchern.
(Zu Seite 138.)

machten, so drückt die für die ersten Jahrhunderte ausgerechnete Zahl von 100 000 Mann keinesfalls zutreffend aus, was für das Land ein solches Heer bedeutete, wie stark in der Tat verhältnismäßig das fremde, das militärische Element in der Bevölkerung war. Wir müssen den ungeheuren Anhang eines Heeres von mehreren Legionen und gar eines Hauptquartiers von Statthaltern, kaiserlichen Prinzen und Kaisern höchstselbst in Betracht ziehen: es ist an sich durchaus nicht unmöglich, daß in der Zeit des Augustus mit dem Luxus eines solchen Hauptquartiers ein Silberschatz wie der von Hildesheim (Abb. 66—68) in die germanischen Wälder verschleppt worden ist, und was mag zu Mainz oder Köln erst alles zusammengeströmt sein, wenn ein Kaiser dort Hof hielt oder von der obergermanischen Hauptstadt aus zu einem Germanenkrieg aufbrach! Wir müssen ferner bedenken, daß dieses Heer das ganze Übergewicht der Herrschaft und des Reiches besaß, daß einzelne der Landschaften, die es besetzt hielt, wie das Dekumatland, bezeugtermaßen schwach bevölkert waren, daß endlich von den verabschiedeten Soldaten sehr viele im Land geblieben sein werden. Kurz, alles Leben am Rhein muß unter dem Zeichen und im Dienst des Heeres gestanden haben. Davon zeugen laut die Denkmäler, fast ausnahmslos von militärischem Charakter: in der langen Reihe der Grabsteine von Mainz, Wiesbaden, Bonn herrscht durchaus der Soldat (Abb. 69, 70, 116—120); das Grabmal eines Schiffers Blussus (Abb. 71 f.) fällt schon um dieses Berufs willen auf, und man muß sich zum Museum in Trier wenden, um die bürgerlichen Berufe zur Geltung kommen zu sehen (Abb. 121—126).

Die Verwaltung Germaniens wird auch zur Zeit der Provinzen nicht viel mehr gewesen sein als das Kommando über die Rheinheere. Die Organisation dieses Kommandos, Verteilung und gegenseitiges Verhältnis der Truppen wird uns erst dann einigermaßen deutlich werden können, wenn das inschriftliche und archäologische Material vollständiger vorliegt. Aber schon jetzt wird sich sagen lassen, daß am oberen Rhein dieses Material eine klarere Erkenntnis ermöglichen wird als am unteren, weil dort die zwei Perioden, in denen der Rhein die Grenze bildete, geschieden sind durch eine Periode oder vielmehr auch zwei Perioden der Limesverteidigung, während am Niederrhein eine ununterbrochene Entwicklung die Zeugnisse der älteren Zeit durch die der späteren hat vernichten oder verdunkeln lassen. Am Oberrhein sind am meisten verwischt die Spuren der ersten Periode, in der das linke Ufer mit einer ununterbrochenen Reihe großer und kleiner Erdlager besetzt war. Von diesen Erdlagern werden die meisten eingegangen sein, als der Limes den Rhein als Grenze ablöste, und in den Festungsgürtel der letzten Periode werden manche neue Orte, befestigte Städte nunmehr,

eingereiht worden sein, nicht selten freilich nach den Bedingungen der Lage in der Nähe einstiger Drususkastelle erstanden. Die Limesverteidigung war in ihrer ersten Periode, wie wir sahen (S. 58 f.), auf die großen Lager des linken Rheinufers gestützt, und es müssen die Fäden nachweisbar sein, die jeden einzelnen Truppenteil, jedes Kastell unmittelbar oder mittelbar mit dem Legionslager verbinden. In der zweiten Periode war der Zusammenhang der eigentlichen Grenztruppen und der Legionen gelockert; jene waren mehr auf sich angewiesen. An der langen Grenze verzettelt mußten sie jedoch streckenweise in etwas größeren Verbänden unter einem einheitlichen Kommando zusammengefaßt werden können, und das geschah in der Weise, daß eine größere oder kleinere Gruppe von Kastellen und das dazwischen liegende Gebiet dem Oberbefehl des Kommandanten des Hauptkastells unterstellt ward, so daß sich in jedem dieser Grenzbezirke gewissermaßen im kleinen das Bild der Organisation wiederholte, das die beiden germanischen Militärbezirke im ersten Jahrhundert geboten hatten. Eine solche Abstufung der Kommandos ergab sich um so eher, als ohnehin der Kommandant eines „Numerus“, meist ein Centurio der Legion, im Rang dem Kommandanten einer cohors quingenaria (von 500 Mann), dieser wieder dem Kommandanten einer Doppelkohorte und der dem Kommandanten einer ala nachstand. Niemals war ein Numerus im Kohorten- oder Alenlager untergebracht, es sei denn in einem verlassenen; oft findet sich das Numeruskastell dicht neben dem Kohortenlager, und es tritt dann um so deutlicher hervor, daß man auf die Scheidung beider Truppengattungen, aus leicht ersichtlichen Gründen, viel strenger hielt als in früheren Zeiten auf die Scheidung der Legionare und Bundesgenossen, die doch im selben Lager vereinigt waren. Wenn in dem Numeruskastell von Niederbieber ein Kohortenfeldzeichen sich gefunden hat, so wird das sich dadurch erklären, daß in der letzten Not, von der

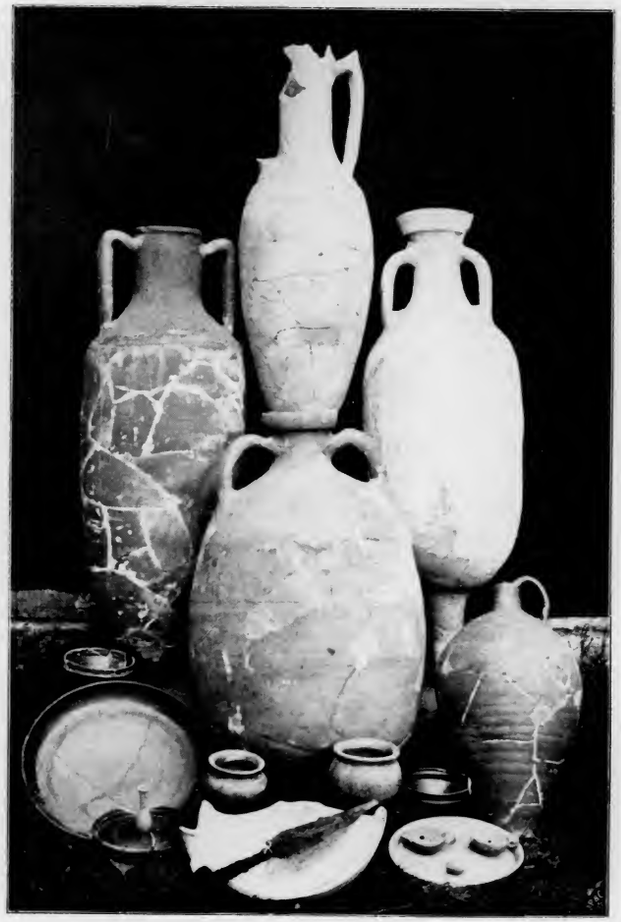


Abb. 105. Römisches Tongeschirr augusteischer Zeit aus Haltern.
(Zu Seite 138.)

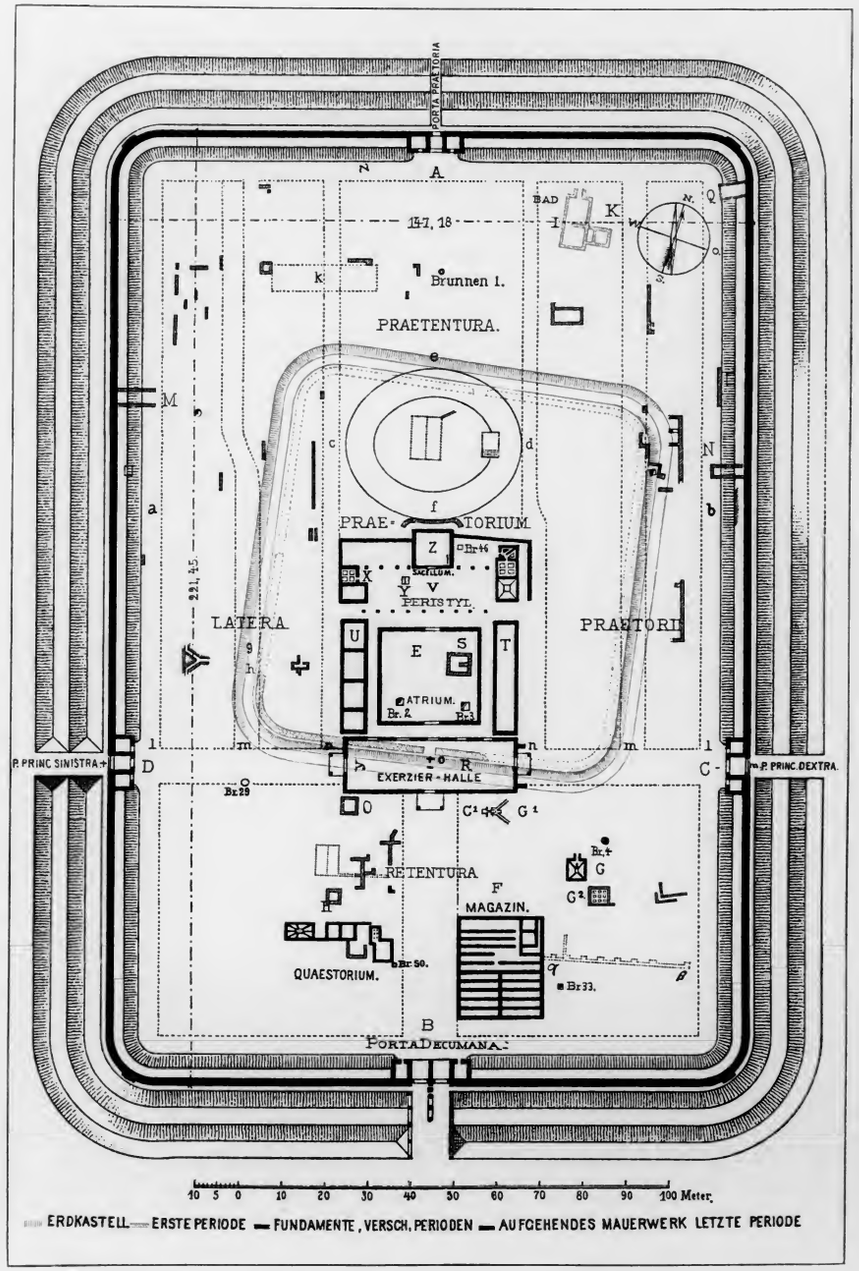
die Ausgrabung gerade in Niederbieber ein so anschauliches Bild gab (S. 88), eine Kohorte des größeren Verbandes, zu dem die beiden Numeri des Kastells gehörten, diesen vergeblich zu Hilfe gekommen ist und dabei ihre Fahne eingebüßt hat (Abb. 73).

So viele Kastelle uns auch die Ausgrabungen der Limes-Kommission kennen gelehrt haben, so bliebe doch einstweilen, soviel ich sehe, auch ohne Wiederaufbau und Limesmuseum dem Saalburgkastell (Plan S. 79 und zw. S. 80 u. 81, Ansichten Abb. 33 u. 34 auf S. 42 u. 43 und Abb. 74—76 auf S. 81—83) sein Rang unbestritten. Sein unerschöpflicher Reichtum an Funden aller Art hat ja die Vermutung — ich glaube, nicht nur im Scherz — sich hervorwagen lassen, es sei die Saalburg auch zur Römerzeit gewesen, was sie heute ist: das „Paradekastell", das man dem Kaiser zu zeigen pflegte, wenn er, vom Mainzer Hauptquartier aus, den Limes zu inspizieren geruhte. Der Archäolog, wie er nun heute einmal ist, kann ja den in vielen Punkten notwendigerweise hypothetischen Wiederaufbau nur mit gemischten Gefühlen ansehen und würde für den immerhin lehrreichen Versuch lieber ein minder guterhaltenes Kastell, am liebsten eine von den Römern gar nicht besetzte Stelle geopfert haben, er kann auch die Beraubung des ganzen Limes zugunsten eines Saalburgmuseums nicht rühmen, aber er wird doch zur Veranschaulichung eines Limeskastells ein besseres Beispiel nicht finden können und braucht auch einer Abbildung des wiederhergestellten Kastells nicht durchaus ein Plätzchen zu versagen — wenn nur ein Vorbehalt gestattet ist, den zu begründen freilich hier nicht der Raum ist, so wenig als es hier möglich ist, die Fundgrube der Belehrung auszuschöpfen, zu der des Saalburgverwalters unermüdliche Arbeit, scharfsinnige Kombination und praktisches Verständnis das Museum in Homburg für die Vorstellung von dem Leben am römischen Limes gemacht hat.

Doch es sind auch nur die kleinen Züge dieses Lebens, die durch die Saalburgfunde uns anschaulich gemacht werden. Das Ganze uns zurückzurufen, bedarf es anderer Quellen, und diese Quellen fließen gar spärlich.

Für die beiden ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit, die auch die beiden ersten Jahrhunderte des Bestehens von Standlagern, von Lagerfestungen waren, ist bezeichnend eine scharfe Trennung des militärischen und des bürgerlichen Bereichs — nicht nur an der Grenze, die das von Truppen freie Gallien von dem „Territorium" der Legionen schied, sondern auch innerhalb dieses Territoriums. Überall entstanden hier im Anschluß an die Lagerfestungen und Kastelle bürgerliche Niederlassungen, zum Teil blühende Ortschaften, so eng mit dem Kastell verbunden und von ihm so abhängig, daß sie, wie sich im Limesgebiet öfter nachweisen läßt, verlassen wurden oder doch alle Bedeutung

Abb. 106. Römisches Tongeschirr augusteischer Zeit aus Haltern. (Zu Seite 138.)



Nach dem „Führer durch die Saalburg". Mit Genehmigung des Verlages von Staudt & Supp.
(Zu Seite 112.)

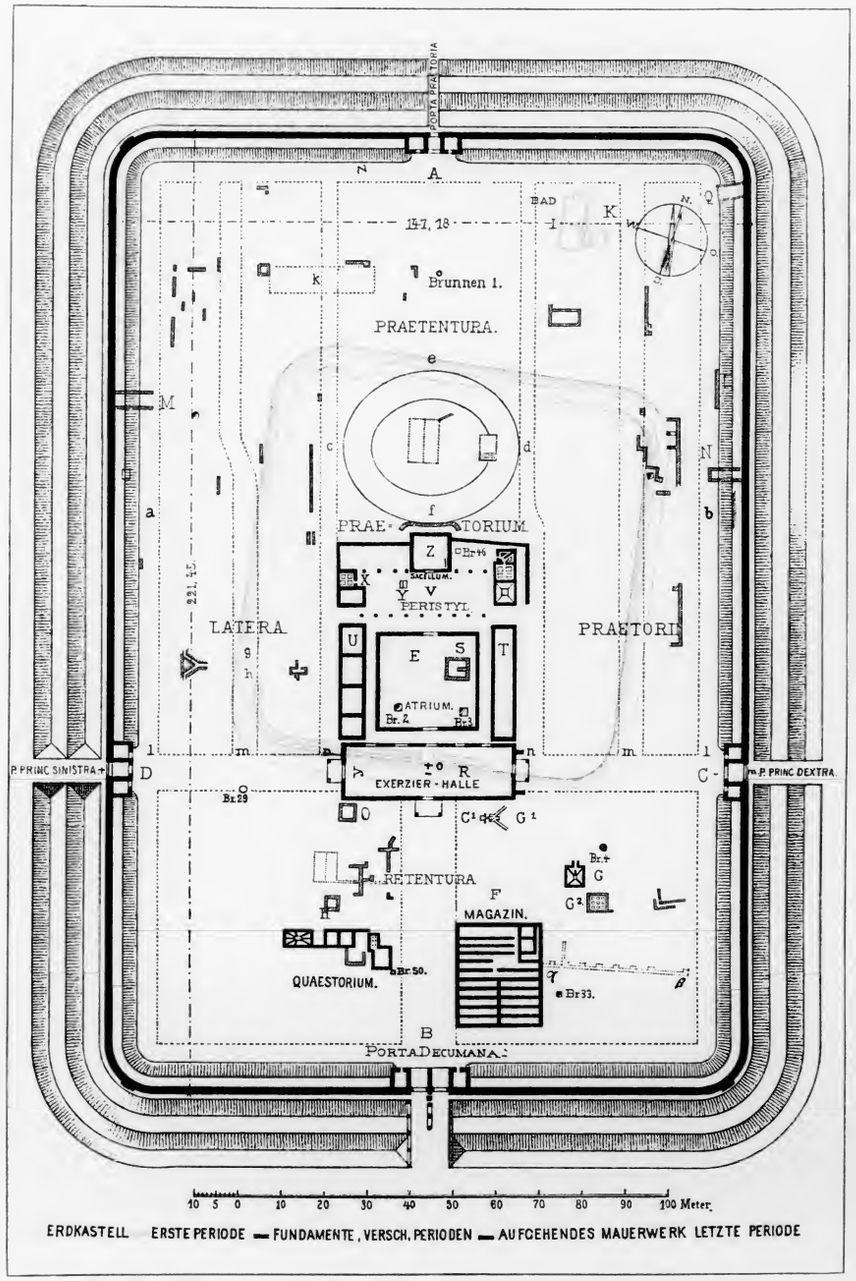
die Ausgrabung gerade in Niederbieber ein so anschauliches Bild gab (S. 88), eine Kohorte des größeren Verbandes, zu dem die beiden Numeri des Kastells gehörten, diesen vergeblich zu Hilfe gekommen ist und dabei ihre Fahne eingebüßt hat (Abb. 73).

So viele Kastelle uns auch die Ausgrabungen der Limes-Kommission kennen gelehrt haben, so bliebe doch einstweilen, soviel ich sehe, auch ohne Wiederaufbau und Limesmuseum dem Saalburgkastell (Plan S. 79 und zw. S. 80 u. 81, Ansichten Abb. 33 u. 34 auf S. 42 u. 43 und Abb. 74—76 auf S. 81—83) sein Rang unbestritten. Sein unerschöpflicher Reichtum an Funden aller Art hat ja die Vermutung — ich glaube, nicht nur im Scherz — sich hervorwagen lassen, es sei die Saalburg auch zur Römerzeit gewesen, was sie heute ist: das „Paradekastell", das man dem Kaiser zu zeigen pflegte, wenn er, vom Mainzer Hauptquartier aus, den Limes zu inspizieren geruhte. Der Archäolog, wie er nun heute einmal ist, kann ja den in vielen Punkten notwendigerweise hypothetischen Wiederaufbau nur mit gemischten Gefühlen ansehen und würde für den immerhin lehrreichen Versuch lieber ein minder guterhaltenes Kastell, am liebsten eine von den Römern gar nicht besetzte Stelle geopfert haben, er kann auch die Beraubung des ganzen Limes zugunsten eines Saalburgmuseums nicht rühmen, aber er wird doch zur Veranschaulichung eines Limeskastells ein besseres Beispiel nicht finden können und braucht auch einer Abbildung des wiederhergestellten Kastells nicht durchaus ein Plätzchen zu versagen — wenn nur ein Vorbehalt gestattet ist, den zu begründen freilich hier nicht der Raum ist, so wenig als es hier möglich ist, die Fundgrube der Belehrung auszuschöpfen, zu der des Saalburgverwalters unermüdliche Arbeit, scharfsinnige Kombination und praktisches Verständnis das Museum in Homburg für die Vorstellung von dem Leben am römischen Limes gemacht hat.

Doch es sind auch nur die kleinen Züge dieses Lebens, die durch die Saalburgfunde uns anschaulich gemacht werden. Das Ganze uns zurückzurufen, bedarf es anderer Quellen, und diese Quellen fließen gar spärlich.

Für die beiden ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit, die auch die beiden ersten Jahrhunderte des Bestehens von Standlagern, von Lagerfestungen waren, ist bezeichnend eine scharfe Trennung des militärischen und des bürgerlichen Bereichs — nicht nur an der Grenze, die das von Truppen freie Gallien von dem „Territorium" der Legionen schied, sondern auch innerhalb dieses Territoriums. Überall entstanden hier im Anschluß an die Lagerfestungen und Kastelle bürgerliche Niederlassungen, zum Teil blühende Ortschaften, so eng mit dem Kastell verbunden und von ihm so abhängig, daß sie, wie sich im Limesgebiet öfter nachweisen läßt, verlassen wurden oder doch alle Bedeutung

Abb. 106. Römisches Tongeschirr augusteischer Zeit aus Haltern. (Zu Seite 138.)



Nach dem „Führer durch die Saalburg". Mit Genehmigung des Verlages von Staudt & Supp.
(Zu Seite 112.)

Abb. 107. Römisches Tongeschirr augusteischer Zeit aus Haltern.
Terra sigillata und Lämpchen. (Zu Seite 139.)

verloren, wenn die Garnison zurückgezogen oder an die Grenze verlegt wurde, aber doch streng geschieden, ein selbständiges Lagerdorf neben dem Kastell, eine Lagerstadt neben der großen Festung. Septimius Severus hat dann die Scheidewand fallen lassen, die das Soldatenleben vom bürgerlichen trennte, hat den Soldaten eine Quasi-Ehe gestattet, deren Kinder bei der Verabschiedung legitimiert wurden, und dadurch den Zusammenhang zwischen den canabae, in denen die Frauen und Kinder wohnten, und dem Lager, das nun oft nur noch der Ort des Dienstes, nicht der dauernde Wohnort sein mochte, viel enger werden lassen. Sind aus den Lagerdörfern auch nur selten eigentliche Städte geworden, — am Rhein hat ja überhaupt bis in späte Zeit nur Köln und Xanten Stadtrecht erhalten —, so war das doch keineswegs ausgeschlossen, und im rechtsrheinischen Limesgebiet haben sich einige Lagerorte, ausschließlich wohl Vororte der Civitates, wie Heddernheim, Wiesbaden, Friedberg, Ladenburg, schon im zweiten Jahrhundert, mehr noch im dritten, zu ummauerten Städten entwickelt. Zu Ende des dritten Jahrhunderts aber und im Lauf des vierten übernahmen überhaupt feste Städte die Rolle der einstigen Lagerfestungen und erhielten Garnisonen wie heute, nun auch nicht mehr unmittelbar an der Rheingrenze allein, sondern bis tief nach Gallien hinein. Gilt für die frühere Zeit Mommsens Satz von der Unverträglichkeit zwischen Stadt und Lager, zwischen militärischem und munizipalem Regiment, so muß man doch in dieser Spätzeit einen Modus gefunden haben, der sie sich vertragen ließ.

Wie weit reichte nun das Territorium der rheinischen Legionen? Mit anderen Worten: wo war die Grenze des rheinischen Germanien? Auch die östliche Grenze ist mit dem Rhein und dem Limes nicht ohne weiteres zu bezeichnen. Denn wir wissen, daß am Niederrhein auch nach der Preisgabe der augusteischen Eroberungen ein Streifen Landes festgehalten wurde (S. 42), wenn auch nur als Ödgrenze und Weideland für die Herden der Legionen. Wie dieser Streifen geschützt wurde, wissen wir nicht, wie breit er war, ebensowenig; aber daß selbst im Münsterland, wie Mommsen meinte, römische Herden weideten, scheint mir ausgeschlossen, und die durchaus nur augusteischer Zeit angehörigen Funde von Haltern machen es ganz unwahrscheinlich, daß auch nur bis hierher sich der den Germanen verwehrte Grenzstreifen erstreckt habe. Wir sahen ferner, daß am Mittelrhein, im Vorland der Festung Mainz, schon vor den domitianischen Eroberungen einige Punkte besetzt waren, und die späte Entstehung der „Heidenmauer“ in Wiesbaden (Abb. 77) beweist, daß auch nach der Aufgabe des Limes der Rheingau nicht völlig geräumt worden ist. Ein Grabstein, der kürzlich in Heidelberg gefunden worden ist, bezeugt, daß auch nach der Räumung des Dekumatlandes dort noch Truppen standen, Exploratores freilich, Germanen in römischem Dienst, die zwar selbst römische Namen führen, aber durch den Namen des Vaters wohl noch den schwäbischen Ursprung

Abb. 107. Römisches Tongeschirr augusteischer Zeit aus Haltern.
Terra sigillata und Lämpchen. (Zu Seite 139.)

verloren, wenn die Garnison zurückgezogen oder an die Grenze verlegt wurde, aber doch streng geschieden, ein selbständiges Lagerdorf neben dem Kastell, eine Lagerstadt neben der großen Festung. Septimius Severus hat dann die Scheidewand fallen lassen, die das Soldatenleben vom bürgerlichen trennte, hat den Soldaten eine Quasi-Ehe gestattet, deren Kinder bei der Verabschiedung legitimiert wurden, und dadurch den Zusammenhang zwischen den canabae, in denen die Frauen und Kinder wohnten, und dem Lager, das nun oft nur noch der Ort des Dienstes, nicht der dauernde Wohnort sein mochte, viel enger werden lassen. Sind aus den Lagerdörfern auch nur selten eigentliche Städte geworden, — am Rhein hat ja überhaupt bis in späte Zeit nur Köln und Xanten Stadtrecht erhalten —, so war das doch keineswegs ausgeschlossen, und im rechtsrheinischen Limesgebiet haben sich einige Lagerorte, ausschließlich wohl Vororte der Civitates, wie Heddernheim, Wiesbaden, Friedberg, Ladenburg, schon im zweiten Jahrhundert, mehr noch im dritten, zu ummauerten Städten entwickelt. Zu Ende des dritten Jahrhunderts aber und im Lauf des vierten übernahmen überhaupt feste Städte die Rolle der einstigen Lagerfestungen und erhielten Garnisonen wie heute, nun auch nicht mehr unmittelbar an der Rheingrenze allein, sondern bis tief nach Gallien hinein. Gilt für die frühere Zeit Mommsens Satz von der Unverträglichkeit zwischen Stadt und Lager, zwischen militärischem und munizipalem Regiment, so muß man doch in dieser Spätzeit einen Modus gefunden haben, der sie sich vertragen ließ.

Wie weit reichte nun das Territorium der rheinischen Legionen? Mit anderen Worten: wo war die Grenze des rheinischen Germanien? Auch die östliche Grenze ist mit dem Rhein und dem Limes nicht ohne weiteres zu bezeichnen. Denn wir wissen, daß am Niederrhein auch nach der Preisgabe der augusteischen Eroberungen ein Streifen Landes festgehalten wurde (S. 42), wenn auch nur als Ödgrenze und Weideland für die Herden der Legionen. Wie dieser Streifen geschützt wurde, wissen wir nicht, wie breit er war, ebensowenig; aber daß selbst im Münsterland, wie Mommsen meinte, römische Herden weideten, scheint mir ausgeschlossen, und die durchaus nur augusteischer Zeit angehörigen Funde von Haltern machen es ganz unwahrscheinlich, daß auch nur bis hierher sich der den Germanen verwehrte Grenzstreifen erstreckt habe. Wir sahen ferner, daß am Mittelrhein, im Vorland der Festung Mainz, schon vor den domitianischen Eroberungen einige Punkte besetzt waren, und die späte Entstehung der „Heidenmauer“ in Wiesbaden (Abb. 77) beweist, daß auch nach der Aufgabe des Limes der Rheingau nicht völlig geräumt worden ist. Ein Grabstein, der kürzlich in Heidelberg gefunden worden ist, bezeugt, daß auch nach der Räumung des Dekumatlandes dort noch Truppen standen, Exploratores freilich, Germanen in römischem Dienst, die zwar selbst römische Namen führen, aber durch den Namen des Vaters wohl noch den schwäbischen Ursprung

verraten. Vielleicht hat hier im Neckartal, wie wir schon sahen (S. 100), die römische Herrschaft sogar noch einmal festere Formen angenommen und weiter ins Land sich erstreckt, nach den Siegen der Kaiser des ausgehenden vierten Jahrhunderts. Jedenfalls wurden zu dieser Zeit am ganzen Rhein zahlreiche Wehrbauten, größere Lager und kleine „burgi“ auf dem rechten Ufer errichtet, die zwar in erster Linie die Germanen verhindern sollten, den Strom zu überschreiten, aber doch auch bei Vorstößen ins feindliche Land Stützpunkte boten und ein gewisses Gebiet beherrschen und von Germanen frei halten mußten, also die Grenze gewissermaßen über die Verteidigungslinie hinausschoben.

Daß aber zur domitianisch-traianischen Zeit jenseits des Limes, zum mindesten streckenweise, nicht nur eine Ödgrenze lag, gewissermaßen als Glacis des Limes, sondern ein römischer Verwaltung unterstelltes, also doch bewohntes und zum Reich gerechnetes Gebiet, erfahren wir durch eine in Bithynien gefundene Inschrift, die uns in griechischer Übersetzung das Amt eines procurator Augusti tractus (oder saltus?) Sumelocennensis et translimitani nennt und damit bezeugt, daß die Reichsgrenze nicht überall mit dem Limes zusammenfiel. Besondere Verhältnisse mögen dazu geführt haben: die Verbindung der beiden Bezirke diesseits und jenseits des Limes zu einem Verwaltungsgebiet legt den Gedanken nahe, daß das Gebiet als Einheit schon bestand, ehe der Limes es in zwei Teile zerschnitt. Ob ähnliches sich anderwärts wiederholt hat, ob vielleicht ähnliche Verhältnisse an anderer Stelle auf die Führung des Limes Einfluß gehabt haben, so daß er sich der Grenze eines von Rom anerkannten Völkerschaftsgebietes anschloß, kann uns wohl nur der Zufall neuer Funde lehren, der, wie man sieht, zuweilen aus weiter Ferne uns Belehrung zuführt.

Kein Zweifel kann mehr herrschen über die Grenze zwischen den beiden Germanien: sie wurde gebildet durch den unterhalb Brohl in den Rhein mündenden Vinxtbach, der noch in seinem Namen das Zeugnis dieser Bedeutung trägt (Finsbach), der bis zur napoleonischen Zeit die Grenze der Diözesen Trier und Köln, wie einst wahrscheinlich die Grenze des Treverer- und Ubiergebiets gewesen ist. Steine von Salzig, Boppard und Capellen, auf denen die Meilen von Mainz aus (AB MOG) gezählt werden, beweisen, daß Obergermanien mindestens bis zur Mosel reichte, während Meilensteine bei Remagen von Köln ab rechnen, und von zwei Altären, die nach glaubwürdigem Zeugnis zu beiden Seiten des Vinxtbaches gefunden worden sind, ist der eine von einem Soldaten der achten Legion, also des oberen Heeres (S. 104), dem Jupiter, dem Genius loci und der Juno Regina, der andere von Soldaten der dreißigsten Legion, also des unteren Heeres (S. 105), den Fines, den Grenzgöttern, dem Genius loci und dem Jupiter geweiht. Als Bestätigung lediglich der durch diese Inschriften gesicherten Ansetzung der Provinzialgrenze kann die Tatsache angeführt werden, daß gerade gegenüber der Mündung des Vinxtbachs der obergermanische Limes den Rhein erreicht (S. 58).

Minder scharf bestimmbar ist leider einstweilen die westliche Grenze beider germanischen Provinzen; ja hier scheint dem Zweifel ein weiter Spielraum gelassen zu sein. Ein Irrtum war es wohl, freilich ein Irrtum Mommsens! wenn das ganze Gebiet der Helvetier, Sequaner und Lingonen zu Obergermanien gerechnet wurde. Vindonissa war allerdings im ersten Jahrhundert der Standort einer obergermanischen Legion; aber als diese verlegt und nicht ersetzt wurde, wird das Helvetierland, nun ohne Besatzung, zu der gleichfalls heerlosen Belgica geschlagen worden sein, und nur das Land der Rauraker wurde mit dem der Triboker, Nemeter und Vangionen zu der damals gebildeten Provinz Obergermanien vereinigt.

Abb. 108. Römischer Kochtopf augusteischer Zeit aus Haltern. (Zu Seite 139.)

Damit schrumpft das linksrheinische Obergermanien auch in seinem südlichen Teil zu einem schmalen Streifen zusammen, und auch die Grenze der unteren Provinz, die ja freilich auf das linke Ufer beschränkt war, lassen

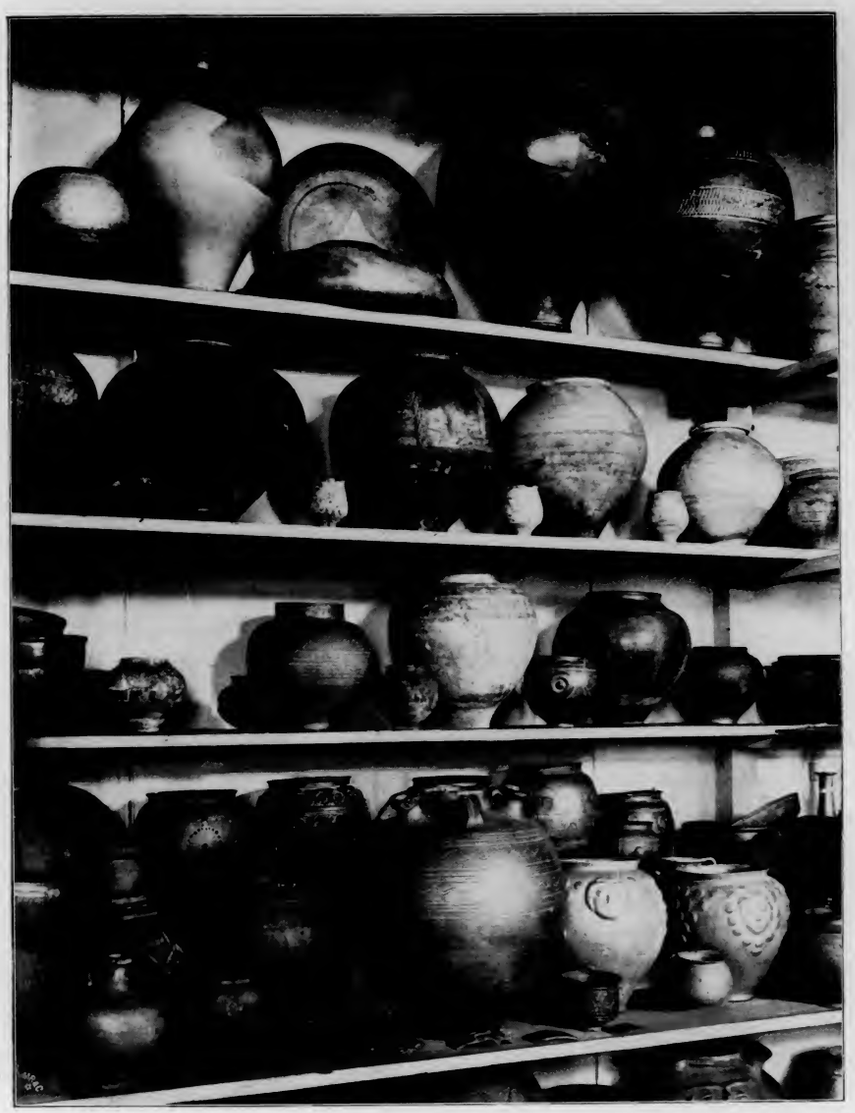


Abb. 109. Späteres römisches Tongeschirr. Im Museum zu Mainz. (Zu Seite 138 u. 139.)

die Karten wahrscheinlich etwas zu weit ausgreifen. An der Mosel lag die Grenze Germaniens unterhalb Neumagen, keinesfalls weit von diesem Ort, den Ausonius auf seiner Wanderung von Bingen herüber primis Belgarum oris erblickt, nachdem er an dem wasserarmen Dumnissus, an Tabernae und der neugegründeten Sarmatenansiedlung vorübergekommen ist. Man vermutet einen Grenzort in dem auf der Peutingerschen Karte auf dieser Strecke angegebenen Belginum. Ein Fund wie der der beiden Altäre am Vinxtbach wird sich nicht so leicht an einer anderen Grenze wiederholen; aber wie

verraten. Vielleicht hat hier im Neckartal, wie wir schon sahen (S. 100), die römische Herrschaft sogar noch einmal festere Formen angenommen und weiter ins Land sich erstreckt, nach den Siegen der Kaiser des ausgehenden vierten Jahrhunderts. Jedenfalls wurden zu dieser Zeit am ganzen Rhein zahlreiche Wehrbauten, größere Lager und kleine „burgi" auf dem rechten Ufer errichtet, die zwar in erster Linie die Germanen verhindern sollten, den Strom zu überschreiten, aber doch auch bei Vorstößen ins feindliche Land Stützpunkte boten und ein gewisses Gebiet beherrschen und von Germanen frei halten mußten, also die Grenze gewissermaßen über die Verteidigungslinie hinausschoben.

Daß aber zur domitianisch-traianischen Zeit jenseits des Limes, zum mindesten streckenweise, nicht nur eine Ödgrenze lag, gewissermaßen als Glacis des Limes, sondern ein römischer Verwaltung unterstelltes, also doch bewohntes und zum Reich gerechnetes Gebiet, erfahren wir durch eine in Bithynien gefundene Inschrift, die uns in griechischer Übersetzung das Amt eines procurator Augusti tractus (oder saltus?) Sumelocennensis et translimitani nennt und damit bezeugt, daß die Reichsgrenze nicht überall mit dem Limes zusammenfiel. Besondere Verhältnisse mögen dazu geführt haben: die Verbindung der beiden Bezirke diesseits und jenseits des Limes zu einem Verwaltungsgebiet legt den Gedanken nahe, daß das Gebiet als Einheit schon bestand, ehe der Limes es in zwei Teile zerschnitt. Ob ähnliches sich anderwärts wiederholt hat, ob vielleicht ähnliche Verhältnisse an anderer Stelle auf die Führung des Limes Einfluß gehabt haben, so daß er sich der Grenze eines von Rom anerkannten Völkerschaftsgebietes anschloß, kann uns wohl nur der Zufall neuer Funde lehren, der, wie man sieht, zuweilen aus weiter Ferne uns Belehrung zuführt.

Kein Zweifel kann mehr herrschen über die Grenze zwischen den beiden Germanien: sie wurde gebildet durch den unterhalb Brohl in den Rhein mündenden Vinxtbach, der noch in seinem Namen das Zeugnis dieser Bedeutung trägt (Finsbach), der bis zur napoleonischen Zeit die Grenze der Diözesen Trier und Köln, wie einst wahrscheinlich die Grenze des Treverer- und Ubiergebiets gewesen ist. Steine von Salzig, Boppard und Capellen, auf denen die Meilen von Mainz aus (AB MOG) gezählt werden, beweisen, daß Obergermanien mindestens bis zur Mosel reichte, während Meilensteine bei Remagen von Köln ab rechnen, und von zwei Altären, die nach glaubwürdigem Zeugnis zu beiden Seiten des Vinxtbaches gefunden worden sind, ist der eine von einem Soldaten der achten Legion, also des oberen Heeres (S. 104), dem Jupiter, dem Genius loci und der Juno Regina, der andere von Soldaten der dreißigsten Legion, also des unteren Heeres (S. 105), den Fines, den Grenzgöttern, dem Genius loci und dem Jupiter geweiht. Als Bestätigung lediglich der durch diese Inschriften gesicherten Ansetzung der Provinzialgrenze kann die Tatsache angeführt werden, daß gerade gegenüber der Mündung des Vinxtbachs der obergermanische Limes den Rhein erreicht (S. 58).

Minder scharf bestimmbar ist leider einstweilen die westliche Grenze beider germanischen Provinzen; ja hier scheint dem Zweifel ein weiter Spielraum gelassen zu sein. Ein Irrtum war es wohl, freilich ein Irrtum Mommsens! wenn das ganze Gebiet der Helvetier, Sequaner und Lingonen zu Obergermanien gerechnet wurde. Vindonissa war allerdings im ersten Jahrhundert der Standort einer obergermanischen Legion; aber als diese verlegt und nicht ersetzt wurde, wird das Helvetierland, nun ohne Besatzung, zu der gleichfalls heerlosen Belgica geschlagen worden sein, und nur das Land der Rauraker wurde mit dem der Triboker, Nemeter und Vangionen zu der damals gebildeten Provinz Obergermanien vereinigt.

Abb. 108. Römischer Kochtopf augusteischer Zeit aus Haltern. (Zu Seite 139.)

Damit schrumpft das linksrheinische Obergermanien auch in seinem südlichen Teil zu einem schmalen Streifen zusammen, und auch die Grenze der unteren Provinz, die ja freilich auf das linke Ufer beschränkt war, lassen

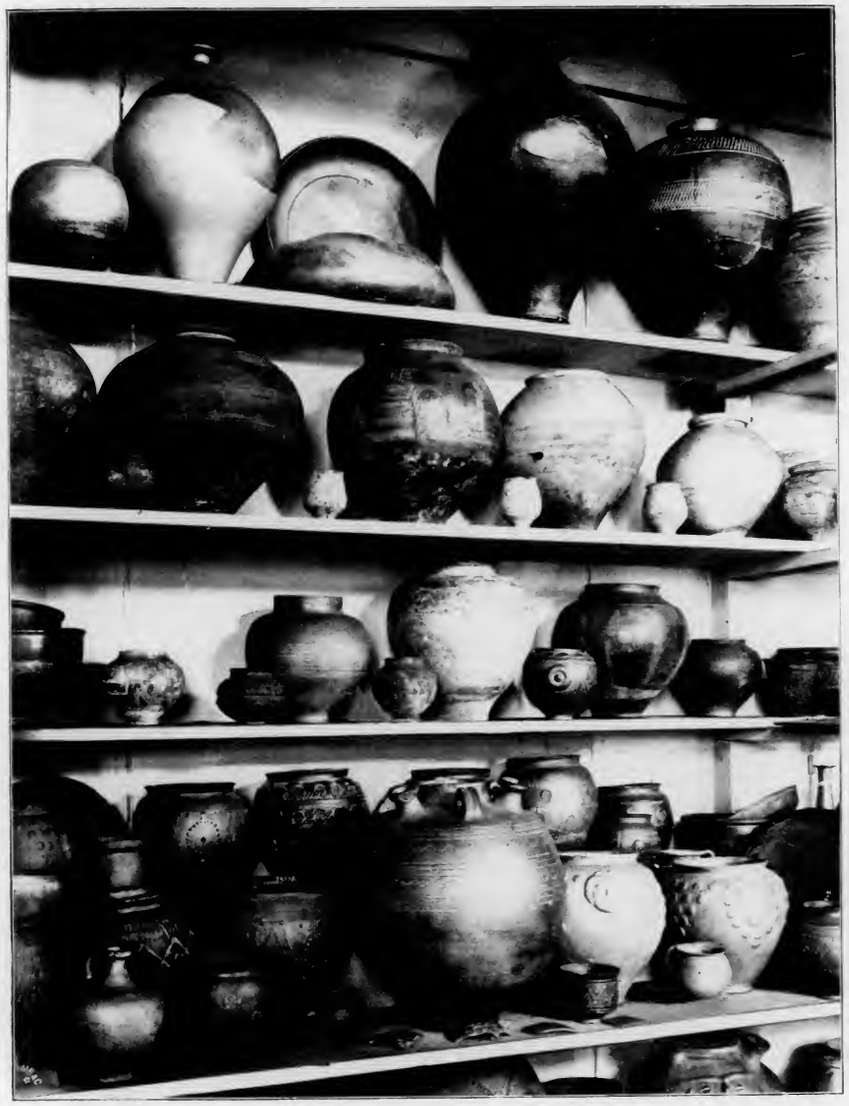


Abb. 109. Späteres römisches Tongeschirr. Im Museum zu Mainz. (Zu Seite 138 u. 139.)

die Karten wahrscheinlich etwas zu weit ausgreifen. An der Mosel lag die Grenze Germaniens unterhalb Neumagen, keinesfalls weit von diesem Ort, den Ausonius auf seiner Wanderung von Bingen herüber primis Belgarum oris erblickt, nachdem er an dem wasserarmen Dumnissus, an Tabernae und der neugegründeten Sarmatenansiedlung vorübergekommen ist. Man vermutet einen Grenzort in dem auf der Peutingerschen Karte auf dieser Strecke angegebenen Belginum. Ein Fund wie der der beiden Altäre am Vinxtbach wird sich nicht so leicht an einer anderen Grenze wiederholen; aber wie

dort auch ohne diesen Fund Meilensteine, teils von Mainz, teils von Köln ihre Meilen zählend, den Bereich für die Ansetzung der Grenze auf die Strecke von Capellen (vielleicht sogar Brohl) bis Remagen eingeengt haben, so können uns auch die übrigen Grenzen der Provinzen glückliche Funde dieser Art noch einmal genauer bestimmen lassen; eine eindringende Arbeit neuester Zeit hat aber auch gezeigt, daß die bescheidenen Altäre der beneficiarii, nicht nur da, wo sie, wie der am Vinxtbach, unmittelbar an der Grenze einer Provinz stehen, für die Forschung von hohem Wert sind, daß sie uns über das Straßennetz der Römerzeit belehren, für die Grenzen der Provinzen und auch die Erstreckung gewisser Kompetenzen der Statthalter über die Grenzen ihrer Provinzen hinaus wertvolle Aufschlüsse geben können.

Es waren diese beneficiarii vom gewöhnlichen Dienst befreite und außerhalb der Truppe zu besonderen Leistungen kommandierte Chargierte der Legionen, denen neben anderem besonders die Überwachung des Straßenverkehrs oblag, wovon uns Weihaltäre an dem Ort ihrer Stationen Kunde geben, besonders zahlreich seit der Zeit des Commodus, weil damals der höhere Sold den beneficiarii die Bestreitung der Kosten eines solchen Altars erleichterte, und zugleich die wachsende Unsicherheit des Verkehrs die Vermehrung dieser Stationen forderte. An den Knotenpunkten des Straßennetzes befanden sich die Stationen und lassen uns seinen inneren Zusammenhang und vielleicht seine historische Entwicklung erkennen. Wenn aber ein beneficiarius des Rheinheeres uns noch begegnet auf der Paßhöhe der Straße, die von der Straße über den Großen St. Bernhard bei Tarnaia ins Rhonetal abzweigt, so beweist das, daß diese Straße wenigstens, wenn auch nicht das Gebiet, durch das sie geht, dem Statthalter von Obergermanien unterstand, und wenn die beneficiarii an den Straßen von Cavillonum nach Lugudunum einerseits und nach Augusta Treverorum anderseits sich ausdrücklich als principales, als „Gefreite", des Statthalters von Germania superior bezeichnen, so beweist die Nennung der Provinz, daß wir uns außerhalb der Provinz befinden: die Kompetenz des germanischen Statthalters hat sich in dem militärisch so überaus wichtigen Punkte der Erhaltung und Sicherung der Straßen über die Grenzen seiner Provinz erstreckt, wie sich umgekehrt in einer früheren Zeit, im zweiten Jahrhundert wenigstens, die Kompetenz des höchsten Finanzbeamten der Belgica über die beiden Germanien erstreckt hatte, nach Ausweis des Titels procurator provinciae Belgicae et utriusque Germaniae, was diesem damals schon in Trier, und nicht wie der Statthalter in Reims, residierenden Beamten „eine gewisse Unabhängigkeit von diesem Statthalter und eine die sonstigen Finanzprokuratoren überragende Stellung" gegeben zu haben scheint.

In dem so umschriebenen Gebiet der beiden römischen Provinzen saßen vornehmlich germanische Stämme. Die Rauraker freilich waren Kelten, zu beiden Seiten der unteren Mosel bis zum Rhein wohnten, wie weiter oben, Treverer, deren Gebiet also zu einem kleinen Teil zu Obergermanien gehörte, und im „Dekumatland", einem guten Teil des rechtsrheinischen Limesgebiets, hatte sich, nach des Tacitus bekanntem Wort, levissimus quisque Gallorum festgesetzt. Aber die Treverer und einige ihrer nördlichen Nachbarn waren, wie schon gesagt (S. 3), stolz auf ihre wirkliche oder angebliche germanische Abkunft, und den drei Hauptstämmen des oberen Germaniens, wie den Ubiern im unteren, konnte diese Abstammung auf keinen Fall bestritten werden; waren doch jene drei Stämme erst zu Cäsars Zeit, die Ubier gar erst in den Tagen des Augustus auf das linke Ufer verpflanzt worden (S. 3 u. 9), trägt doch der eine der obergermanischen Stämme, der der „Nemeter", in seinem keltischen Namen, der bedeuten soll: „unter freiem Himmel wohnend", wie mir scheint, ein deutliches Zeugnis seines unkeltischen Ursprungs, seiner Einwanderung in keltisches Gebiet. Auch war das Dekumatland doch nicht das ganze Limesgebiet, und es gab da noch genug echte deutsche Bewohner, wie die von Zangemeister scharfsinnig nachgewiesenen Suebi Nicretes am unteren Neckar, um Ladenburg, wie die Mattiaker im Taunusgau, um von den später Nachdrängenden zu schweigen, die unter den Namen der Alamannen und Franken zusammengefaßt werden.

Die Bewohner des Elsaß und der Pfalz hatten in einem halben Jahrhundert schon Zeit gehabt, sich ihren gallischen Nachbarn anzugleichen, zumal sie ja gewiß mit Kelten

Abb. 110. Römische Gefäße aus späterer Zeit. Museum in Mainz, Sammlung des Altertumsvereins.
(Zu Seite 138 u. 139.)

stark vermischt wohnten, ehe die Erfolge der augusteischen Zeit ihren Zusammenhang mit den rechtsrheinischen Stammesgenossen vollends lockerten; die Ubier aber hatten schon vor ihrer Umsiedlung durch Agrippa mit Rom in freundschaftlichen Beziehungen gestanden und waren jedenfalls der von Westen herangebrachten höheren Kultur besonders zugänglich, und auch die Mattiaker haben früh, andauernd und willig römischen Einfluß erfahren. Für alle diese Stämme wird also wohl die Schilderung, die Tacitus oder gar Cäsar von dem Kulturzustand der Germanen gibt, nicht mehr recht zutreffend sein in der Zeit, zu der sie dem Verband des römischen Reiches eingefügt wurden, wie denn Tacitus auch gewiß nicht an sie, sondern an die freien Germanen gedacht hat und an zwei Stellen die proximi ripae ausdrücklich unterscheidet.

Nach Tacitus hätte der Ackerbau der Germanen, wenn das vielbesprochene sechsundzwanzigste Kapitel der „Germania" richtig verstanden wird, noch auf der Stufe „wilder Feldgraswirtschaft" gestanden. Die Ubier aber kannten und übten eine planmäßige Verbesserung des Ackerbodens durch Mergelung. Das berichtet Plinius; es gilt also zunächst für die Zeit, als der Stamm schon auf dem linken Rheinufer wohnte. Da aber gerade im alten rechtsrheinischen Ubierland, bei dem nassauischen Haiger, neuerdings Spuren entwickelten Ackerbaues nachgewiesen worden sind, so dürfen wir vermuten, daß die Feldwirtschaft der Ubier auch schon vor ihrer Verpflanzung auf einer höheren Stufe stand als die der übrigen Germanen — wenn wir nicht die begreiflicherweise schwer datierbaren Zeugnisse einer ferneren Zeit zuschreiben wollen, in der noch die Kelten selbst hier saßen, die ja hier oder dort die Lehrmeister der Ubier gewesen sein werden, und auf die gewiß manche „Hochäcker" auf deutschem Boden zurückzuführen sind.

Tacitus schildert uns ferner den primitiven germanischen Holzbau und die mit Dünger eingedeckten Wohngruben, und Funde wie die von Haltern lehren uns, daß die Römer beiden Arten von Wohnstätten auf germanischem Boden sich anbequemt haben, wie sie auch von den Germanen das System des Grenzwalls und der Ödgrenze übernahmen. Alle auf den Steinbau deutenden Ausdrücke sind lateinische Lehnworte, noch mittelalterliche Rechte rechnen die Häuser zur fahrenden Habe, und der Steinbau heißt noch im zehnten Jahrhundert „opus Romanum". Aber das Zeugnis des Tacitus schließt gewiß nicht aus, daß im linksrheinischen Germanien schon zu seiner Zeit der Steinbau sich eingebürgert hatte, und nicht erst in Julians Zeit, für die Ammianus es ausdrücklich bezeugt, wird es auch auf dem rechten Rheinufer, zumal im Taunus- und Maingau, Häuser nach „römischer" Bauart, „domicilia curatius ritu Romano constructa", gegeben haben.

Tacitus behauptet, daß die Germanen für die Jahreszeit des Autumnus keinen Namen gehabt und seine Gaben nicht gekannt hätten: autumni perinde nomen ac bona

dort auch ohne diesen Fund Meilensteine, teils von Mainz, teils von Köln ihre Meilen zählend, den Bereich für die Ansetzung der Grenze auf die Strecke von Capellen (vielleicht sogar Brohl) bis Remagen eingeengt haben, so können uns auch die übrigen Grenzen der Provinzen glückliche Funde dieser Art noch einmal genauer bestimmen lassen; eine eindringende Arbeit neuester Zeit hat aber auch gezeigt, daß die bescheidenen Altäre der beneficiarii, nicht nur da, wo sie, wie der am Vinxtbach, unmittelbar an der Grenze einer Provinz stehen, für die Forschung von hohem Wert sind, daß sie uns über das Straßennetz der Römerzeit belehren, für die Grenzen der Provinzen und auch die Erstreckung gewisser Kompetenzen der Statthalter über die Grenzen ihrer Provinzen hinaus wertvolle Aufschlüsse geben können.

Es waren diese beneficiarii vom gewöhnlichen Dienst befreite und außerhalb der Truppe zu besonderen Leistungen kommandierte Chargierte der Legionen, denen neben anderem besonders die Überwachung des Straßenverkehrs oblag, wovon uns Weihaltäre an dem Ort ihrer Stationen Kunde geben, besonders zahlreich seit der Zeit des Commodus, weil damals der höhere Sold den beneficiarii die Bestreitung der Kosten eines solchen Altars erleichterte, und zugleich die wachsende Unsicherheit des Verkehrs die Vermehrung dieser Stationen forderte. An den Knotenpunkten des Straßennetzes befanden sich die Stationen und lassen uns seinen inneren Zusammenhang und vielleicht seine historische Entwicklung erkennen. Wenn aber ein beneficiarius des Rheinheeres uns noch begegnet auf der Paßhöhe der Straße, die von der Straße über den Großen St. Bernhard bei Tarnaia ins Rhonetal abzweigt, so beweist das, daß diese Straße wenigstens, wenn auch nicht das Gebiet, durch das sie geht, dem Statthalter von Obergermanien unterstand, und wenn die beneficiarii an den Straßen von Cavillonum nach Lugudunum einerseits und nach Augusta Trevererum anderseits sich ausdrücklich als principales. als „Gefreite", des Statthalters von Germania superior bezeichnen, so beweist die Nennung der Provinz, daß wir uns außerhalb der Provinz befinden: die Kompetenz des germanischen Statthalters hat sich in dem militärisch so überaus wichtigen Punkte der Erhaltung und Sicherung der Straßen über die Grenzen seiner Provinz erstreckt, wie sich umgekehrt in einer früheren Zeit, im zweiten Jahrhundert wenigstens, die Kompetenz des höchsten Finanzbeamten der Belgica über die beiden Germanien erstreckt hatte, nach Ausweis des Titels procurator provinciae Belgicae et utriusque Germaniae, was diesem damals schon in Trier, und nicht wie der Statthalter in Reims, residierenden Beamten „eine gewisse Unabhängigkeit von diesem Statthalter und eine die sonstigen Finanzprokuratoren überragende Stellung" gegeben zu haben scheint.

In dem so umschriebenen Gebiet der beiden römischen Provinzen saßen vornehmlich germanische Stämme. Die Rauraker freilich waren Kelten, zu beiden Seiten der unteren Mosel bis zum Rhein wohnten, wie weiter oben, Treverer, deren Gebiet also zu einem kleinen Teil zu Obergermanien gehörte, und im „Dekumatland", einem guten Teil des rechtsrheinischen Limesgebiets, hatte sich, nach des Tacitus bekanntem Wort, levissimus quisque Gallorum festgesetzt. Aber die Treverer und einige ihrer nördlichen Nachbarn waren, wie schon gesagt (S. 3), stolz auf ihre wirkliche oder angebliche germanische Abkunft, und den drei Hauptstämmen des oberen Germaniens, wie den Ubiern im unteren, konnte diese Abstammung auf keinen Fall bestritten werden; waren doch jene drei Stämme erst zu Cäsars Zeit, die Ubier gar erst in den Tagen des Augustus auf das linke Ufer verpflanzt worden (S. 3 u. 9), trägt doch der eine der obergermanischen Stämme, der der „Nemeter", in seinem keltischen Namen, der bedeuten soll: „unter freiem Himmel wohnend", wie mir scheint, ein deutliches Zeugnis seines unkeltischen Ursprungs, seiner Einwanderung in keltisches Gebiet. Auch war das Dekumatland doch nicht das ganze Limesgebiet, und es gab da noch genug echte deutsche Bewohner, wie die von Zangemeister scharfsinnig nachgewiesenen Suebi Nicretes am unteren Neckar, um Ladenburg, wie die Mattiaker im Taunusgau, um von den später Nachdrängenden zu schweigen, die unter den Namen der Alamannen und Franken zusammengefaßt werden.

Die Bewohner des Elsaß und der Pfalz hatten in einem halben Jahrhundert schon Zeit gehabt, sich ihren gallischen Nachbarn anzugleichen, zumal sie ja gewiß mit Kelten

Abb. 110. Römische Gefäße aus späterer Zeit. Museum in Mainz, Sammlung des Altertumsvereins.
(Zu Seite 138 u. 139.)

stark vermischt wohnten, ehe die Erfolge der augusteischen Zeit ihren Zusammenhang mit den rechtsrheinischen Stammesgenossen vollends lockerten; die Ubier aber hatten schon vor ihrer Umsiedlung durch Agrippa mit Rom in freundschaftlichen Beziehungen gestanden und waren jedenfalls der von Westen herangebrachten höheren Kultur besonders zugänglich, und auch die Mattiaker haben früh, andauernd und willig römischen Einfluß erfahren. Für alle diese Stämme wird also wohl die Schilderung, die Tacitus oder gar Cäsar von dem Kulturzustand der Germanen gibt, nicht mehr recht zutreffend sein in der Zeit, zu der sie dem Verband des römischen Reiches eingefügt wurden, wie denn Tacitus auch gewiß nicht an sie, sondern an die freien Germanen gedacht hat und an zwei Stellen die proximi ripae ausdrücklich unterscheidet.

Nach Tacitus hätte der Ackerbau der Germanen, wenn das vielbesprochene sechsundzwanzigste Kapitel der „Germania" richtig verstanden wird, noch auf der Stufe „wilder Feldgraswirtschaft" gestanden. Die Ubier aber kannten und übten eine planmäßige Verbesserung des Ackerbodens durch Mergelung. Das berichtet Plinius; es gilt also zunächst für die Zeit, als der Stamm schon auf dem linken Rheinufer wohnte. Da aber gerade im alten rechtsrheinischen Ubierland, bei dem nassauischen Haiger, neuerdings Spuren entwickelten Ackerbaues nachgewiesen worden sind, so dürfen wir vermuten, daß die Feldwirtschaft der Ubier auch schon vor ihrer Verpflanzung auf einer höheren Stufe stand als die der übrigen Germanen — wenn wir nicht die begreiflicherweise schwer datierbaren Zeugnisse einer ferneren Zeit zuschreiben wollen, in der noch die Kelten selbst hier saßen, die ja hier oder dort die Lehrmeister der Ubier gewesen sein werden, und auf die gewiß manche „Hochäcker" auf deutschem Boden zurückzuführen sind.

Tacitus schildert uns ferner den primitiven germanischen Holzbau und die mit Dünger eingedeckten Wohngruben, und Funde wie die von Haltern lehren uns, daß die Römer beiden Arten von Wohnstätten auf germanischem Boden sich anbequemt haben, wie sie auch von den Germanen das System des Grenzwalls und der Ödgrenze übernahmen. Alle auf den Steinbau deutenden Ausdrücke sind lateinische Lehnworte, noch mittelalterliche Rechte rechnen die Häuser zur fahrenden Habe, und der Steinbau heißt noch im zehnten Jahrhundert „opus Romanum". Aber das Zeugnis des Tacitus schließt gewiß nicht aus, daß im linksrheinischen Germanien schon zu seiner Zeit der Steinbau sich eingebürgert hatte, und nicht erst in Julians Zeit, für die Ammianus es ausdrücklich bezeugt, wird es auch auf dem rechten Rheinufer, zumal im Taunus- und Maingau, Häuser nach „römischer" Bauart, „domicilia curatius ritu Romano constructa", gegeben haben.

Tacitus behauptet, daß die Germanen für die Jahreszeit des Autumnus keinen Namen gehabt und seine Gaben nicht gekannt hätten: autumni perinde nomen ac bona

ignorantur. Jenes ist ein Irrtum, wie den Sprachforschern das Alter des Namens „Herbst“ beweist. Aber auch dieses wird zu des Geschichtsschreibers Zeit für die rheinischen Germanen kaum noch zutreffend gewesen sein — obgleich den Ruhm des rheinischen Rebenbaues ja nicht einmal Kaiser Probus, sondern erst Kaiser Karl haben soll.

Das für die „Sueben“ von Cäsar bezeugte bemerkenswerte und begreifliche Verbot der Weineinfuhr, in dem die heutigen Ritter vom Blauen Kreuz die ahnungsvolle Weisheit ihrer Vorfahren bewundern mögen, wird dem Rebensaft und dann der Rebe selbst den Weg zum Rheinland nicht lange versperrt haben, zu dem Rheinland, dessen Stolz und Ruhm sie einst werden sollten und hoffentlich bleiben.

* * *

Ummauerte Städte waren, wie schon gesagt (S. 31 f.), in Germanien unbekannt und galten als „Bollwerke der Knechtschaft“, deren Zerstörung die Tenkterer von den Ubiern zornig fordern, als diese zur Zeit des Bataveraufstands sich einmal wieder als Germanen fühlten. Als bezeichnend für germanische Siedlung gilt meist der niedersächsische Einzelhof, und man findet seine Erwähnung in den berühmten Worten des Tacitus: colunt discreti ac diversi ut fons, ut campus, ut nemus placuit.*) Aber die Westfalen müssen es sich, glaube ich, gefallen lassen, daß hier von ihren „Kotten“ gar nicht die Rede ist und daß diese nicht einmal urgermanische Eigentümlichkeit, sondern vielmehr von den Kelten übernommen sind, wie denn die Voraussetzung dieser Art von Siedlung wohl ein entwickelter Ackerbau und die Ausbildung des Privateigentums am Boden ist. Justus Mösers Ansicht, nach der die Germanen der Urzeit sich nicht allzusehr von den niederdeutschen Bauern des achtzehnten Jahrhunderts unterschieden hätten, tut diesen Bauern ebenso unrecht als jenen Urgermanen die Meinung anderer, wonach sie noch auf der Stufe der „Wilden“ gestanden hätten.

Die Germanen wohnten in Dörfern beieinander, wenn auch nicht so dicht gedrängt, wie es der Italiker gewöhnt war. „Jeder umgibt sein Haus mit einem freien Raum, sei es zur Sicherung gegen Feuersgefahr oder weil sie des Bauens nicht recht kundig sind.“ So waren, um nur ein paar Beispiele zu nennen, die vici der Marser, über die Germanicus im Jahr 14 n. Chr. herfiel (S. 34), so wohl auch noch die der „Brueteri“, die Konstantin drei Jahrhunderte später heimsuchte. Aber wenn die Germanen nicht wie damals überrascht wurden, dann konnten sie sich beim Nahen des Feindes, vielerorten wenigstens, hinter die Mauern einer Fluchtburg retten. Zwar ziehen

*) „Sie wohnen vereinzelt je nachdem eine Quelle, ein Feld, ein Hain ihnen gefällt.“

Abb. 111. Aschenurnen aus Glas. Museum in Mainz, Sammlung des Altertumsvereins.
(Zu Seite 139 u. 140.)

Abb. 112. Aschenurnen aus Glas. Museum in Mainz, Sammlung des Altertumsvereins.
(Zu Seite 139 u. 140.)

sich die Sugambrer und Sueben vor Cäsar, die Chatten vor Germanicus „in die Wälder“ zurück, und von den „Ringwällen“, die man zuweilen wohl samt und sonders für altgermanische Volksburgen, wo nicht für römische Lager gehalten hat, sind nach den Forschungen Schuchhardts gar viele ausgeschieden, die, um fast tausend Jahre jünger, für sächsische Volksburgen oder für fränkische Herrensitze und Königshöfe zu gelten haben. Aber es bleibt doch noch manchen der Anspruch auf jenes höhere Alter, wie der Grotenburg bei Detmold (S. 24), der Milseburg bei Fulda, der Sieburg bei Karlshafen. Schwerlich beruht es auf irriger Übertragung keltischer Verhältnisse, wenn Cäsar den Ubiern befiehlt, ihre Habe vom Land in die oppida zu flüchten, und wenn Tacitus Mattium als Hauptort der Chatten hervorhebt, — „id genti caput“ —, so war der Ort gewiß von anderer Art als die vorher genannten „vici“, zweifellos eine befestigte Volksburg.

Schon einmal erkannten wir in den Kelten die Lehrmeister der Ubier (S. 117), und wenn es auch des keltischen Vorbilds nicht bedurft haben wird, um die Germanen, nachdem sie einmal seßhaft geworden waren, auf die Errichtung solcher Zufluchtsburgen zu bringen, so gab es diese Vorbilder doch gewiß auf germanischem Boden, und wir müssen bei jeder Volksburg der Urzeit uns die Frage vorlegen, ob sie nicht vielleicht keltischen Ursprungs ist. Hier wird die eben in die Wege geleitete „Ringwall“-Forschung uns Belehrung bringen. Schon heute aber wissen wir, daß die verfallenen Mauern dieser „Ringwälle“ auf keinen Fall die einzigen monumentalen Zeugen keltischer Kultur in unseren Landen sein würden.

Neben den Fluchtburgen des Volkes, die nach keltischem Vorbild erbaut sein mochten, vielleicht zum Teil sogar Werke der Kelten waren, die ihren Nachfolgern zum gleichen Zweck dienten, gab es wohl auch befestigte Herrensitze schon damals: in einer solchen Burg mag Segestes belagert worden sein (S. 34). Aber weder jene Volksburgen noch diese Burgen der Edelinge spielen in den Kämpfen mit Rom eine Rolle: weder jene noch diese scheinen den römischen Eroberern einen nennenswerten Widerstand geleistet zu haben.

* * *

An den Problemen des germanischen Verfassungslebens darf und muß diese Darstellung vorübergleiten. Der Streit über Ursprung und Wesen des Königtums und des Adels, über den Unterschied königlicher und königsloser Staaten berührt uns hier gar nicht, der über das Verhältnis der „Hundertschaft“ zum „Gau“, über „Landding“ und Gauversammlung nur wenig. Daß Rom bei den freien Germanenstämmen die Königs-

ignorantur. Jenes ist ein Irrtum, wie den Sprachforschern das Alter des Namens „Herbst“ beweist. Aber auch dieses wird zu des Geschichtsschreibers Zeit für die rheinischen Germanen kaum noch zutreffend gewesen sein — obgleich den Ruhm des rheinischen Rebenbaues ja nicht einmal Kaiser Probus, sondern erst Kaiser Karl haben soll.

Das für die „Sueben“ von Cäsar bezeugte bemerkenswerte und begreifliche Verbot der Weineinfuhr, in dem die heutigen Ritter vom Blauen Kreuz die ahnungsvolle Weisheit ihrer Vorfahren bewundern mögen, wird dem Rebensaft und dann der Rebe selbst den Weg zum Rheinland nicht lange versperrt haben, zu dem Rheinland, dessen Stolz und Ruhm sie einst werden sollten und hoffentlich bleiben.

* * *

Ummauerte Städte waren, wie schon gesagt (S. 31 f.), in Germanien unbekannt und galten als „Bollwerke der Knechtschaft“, deren Zerstörung die Tenkterer von den Ubiern zornig fordern, als diese zur Zeit des Bataveraufstands sich einmal wieder als Germanen fühlten. Als bezeichnend für germanische Siedlung gilt meist der niedersächsische Einzelhof, und man findet seine Erwähnung in den berühmten Worten des Tacitus: colunt discreti ac diversi ut fons, ut campus, ut nemus placuit.*) Aber die Westfalen müssen es sich, glaube ich, gefallen lassen, daß hier von ihren „Kotten“ gar nicht die Rede ist und daß diese nicht einmal urgermanische Eigentümlichkeit, sondern vielmehr von den Kelten übernommen sind, wie denn die Voraussetzung dieser Art von Siedlung wohl ein entwickelter Ackerbau und die Ausbildung des Privateigentums am Boden ist. Justus Mösers Ansicht, nach der die Germanen der Urzeit sich nicht allzusehr von den niederdeutschen Bauern des achtzehnten Jahrhunderts unterschieden hätten, tut diesen Bauern ebenso unrecht als jenen Urgermanen die Meinung anderer, wonach sie noch auf der Stufe der „Wilden“ gestanden hätten.

Die Germanen wohnten in Dörfern beieinander, wenn auch nicht so dicht gedrängt, wie es der Italiker gewöhnt war. „Jeder umgibt sein Haus mit einem freien Raum, sei es zur Sicherung gegen Feuersgefahr oder weil sie des Bauens nicht recht kundig sind.“ So waren, um nur ein paar Beispiele zu nennen, die vici der Marser, über die Germanicus im Jahr 14 n. Chr. herfiel (S. 34), so wohl auch noch die der „Bructeri“, die Konstantin drei Jahrhunderte später heimsuchte. Aber wenn die Germanen nicht wie damals überrascht wurden, dann konnten sie sich beim Nahen des Feindes, vielerorten wenigstens, hinter die Mauern einer Fluchtburg retten. Zwar ziehen

*) „Sie wohnen vereinzelt je nachdem eine Quelle, ein Feld, ein Hain ihnen gefällt.“

Abb. 111. Aschenurnen aus Glas. Museum in Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 139 u. 140.)

Abb. 112. Aschenurnen aus Glas. Museum in Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 139 u. 140.)

sich die Sugambrer und Sueben vor Cäsar, die Chatten vor Germanicus „in die Wälder“ zurück, und von den „Ringwällen“, die man zuweilen wohl samt und sonders für altgermanische Volksburgen, wo nicht für römische Lager gehalten hat, sind nach den Forschungen Schuchhardts gar viele ausgeschieden, die, um fast tausend Jahre jünger, für sächsische Volksburgen oder für fränkische Herrensitze und Königshöfe zu gelten haben. Aber es bleibt doch noch manchen der Anspruch auf jenes höhere Alter, wie der Grotenburg bei Detmold (S. 24), der Milseburg bei Fulda, der Sieburg bei Karlshafen. Schwerlich beruht es auf irriger Übertragung keltischer Verhältnisse, wenn Cäsar den Ubiern befiehlt, ihre Habe vom Land in die oppida zu flüchten, und wenn Tacitus Mattium als Hauptort der Chatten hervorhebt, — „id genti caput“ —, so war der Ort gewiß von anderer Art als die vorher genannten „vici“, zweifellos eine befestigte Volksburg.

Schon einmal erkannten wir in den Kelten die Lehrmeister der Ubier (S. 117), und wenn es auch des keltischen Vorbilds nicht bedurft haben wird, um die Germanen, nachdem sie einmal seßhaft geworden waren, auf die Errichtung solcher Zufluchtsburgen zu bringen, so gab es diese Vorbilder doch gewiß auf germanischem Boden, und wir müssen bei jeder Volksburg der Urzeit uns die Frage vorlegen, ob sie nicht vielleicht keltischen Ursprungs ist. Hier wird die eben in die Wege geleitete „Ringwall“-Forschung uns Belehrung bringen. Schon heute aber wissen wir, daß die verfallenen Mauern dieser „Ringwälle“ auf keinen Fall die einzigen monumentalen Zeugen keltischer Kultur in unseren Landen sein würden.

Neben den Fluchtburgen des Volkes, die nach keltischem Vorbild erbaut sein mochten, vielleicht zum Teil sogar Werke der Kelten waren, die ihren Nachfolgern zum gleichen Zweck dienten, gab es wohl auch befestigte Herrensitze schon damals: in einer solchen Burg mag Segestes belagert worden sein (S. 34). Aber weder jene Volksburgen noch diese Burgen der Edelinge spielen in den Kämpfen mit Rom eine Rolle: weder jene noch diese scheinen den römischen Eroberern einen nennenswerten Widerstand geleistet zu haben.

* * *

An den Problemen des germanischen Verfassungslebens darf und muß diese Darstellung vorübergleiten. Der Streit über Ursprung und Wesen des Königtums und des Adels, über den Unterschied königlicher und königsloser Staaten berührt uns hier gar nicht, der über das Verhältnis der „Hundertschaft“ zum „Gau“, über „Landding“ und Gauversammlung nur wenig. Daß Rom bei den freien Germanenstämmen die Königs-

Abb. 113. Römische Glasgefäße aus verschiedener Zeit.
Museum in Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 139 u. 140.)

herrschaft begünstigte, ist begreiflich: man wußte dann eher, an wen man sich zu halten hatte, und es nahm sich stattlich aus, wenn das Bructerervolk oder gar das Volk des Arminius einen König von des Kaisers Gnaden zu erhalten schien. Sollte aber irgendwo im Reichsgebiet ein „König" geduldet worden sein — wahrscheinlich ist es nicht —, so wäre das nur ein Beweis dafür, daß die Sache sich mit dem Namen nicht deckte, wie denn schon in den freien Staaten es vermutlich wenig ausmachte, ob an der Spitze ein „König" stand oder nicht. Wir können nur fragen, welche Rolle etwa die bei den Germanen herkömmlichen Verbände im Rahmen der römischen Verwaltung gespielt haben, welches die Organisation des zum Reich geschlagenen germanischen Gebiets gewesen ist. Solche Fragen aber sind leichter gestellt als beantwortet, da die Antwort ja Jahrhunderte umspannen soll, in denen mancher Wechsel eingetreten sein mag, und da die römischen Schriftsteller uns in diesen Dingen schlechte Berater sind.

Man hat nun die Siedlungsverhältnisse bei Kelten und Germanen, die uns noch erkennbar zu sein scheinen, in Betracht gezogen und hat statt des Tacitus, dessen Terminologie man ungenau fand, die Inschriften verhört. So hat man zu erkennen gemeint, daß die civitates. die uns zu beiden Seiten des Rheins begegnen, scheinbar übereinstimmend, das Gebiet einer „Völkerschaft" umfassend, sehr verschieden an Umfang und je nach diesem vermutlich mit Unterabteilungen, stets mit einem Vorort, meist wohl der Stätte des alten Landdings, daß diese civitates doch auf gallischem und germanischem Boden wesentlich verschieden seien, dort auf den pagi (Gauen), hier auf den vici (Dörfern) aufgebaut. Aber wenn „das germanische Schema" bei den Treverern durch die Annahme der Rückkehr zu germanischen Einrichtungen bei einem ursprünglich germanischen Stamme (S. 116) erklärt werden konnte, so versagt diese Erklärung doch, wenn wir bei den Helvetiern im zweiten Jahrhundert n. Chr. die pagi beseitigt finden und die vici in den Vordergrund treten sehen, oder wenn wir bei den germanischen Tungrern die „gallische" Organisation nach pagi finden, und man wird zu dem Eingeständnis gedrängt, „daß die Römer die ethnographischen Grenzen nicht streng eingehalten haben, vielmehr in der cäsarisch-augusteischen Epoche durchweg nach pagi mit praefecti, dagegen seit den Flaviern ausschließlich nach vici unter curatores die civitates organisierten oder reorganisierten". Damit wäre es freilich zu erklären, daß uns in den Inschriften der germanischen Gebiete allein die vici begegnen, da das rechtsrheinische Land ja erst seit der Flavierzeit überhaupt in Betracht kommt und auch das linksrheinische erst damals seine Einrichtung als Provinz erhielt. Aber es wäre trotzdem möglich, daß die Art der germanischen Siedlung auf den Wandel Einfluß geübt hätte.

Indessen regen sich leise Zweifel, ob das Schweigen der Inschriften das Bestehen von „Gauen", von denen doch die Schriftsteller auch bei den Germanen sprechen, bündig widerlegen kann, und ob nicht die Größe mancher Völkerschaft oder auch die Vereinigung kleiner zu einem größeren Verband eine Zwischenstufe zwischen der civitas und dem Dorf fordert.

Die Einrichtung der linksrheinischen germanischen civitates geht wahrscheinlich auf die Flavier zurück, wie bei dem Staat der Nemeter der Name ausdrücklich bezeugt (civitas Flavia Nemetum), und wird vielleicht mit der Einrichtung der Provinzen zusammenhängen. Traian hat dann, wie wiederum mehrere Beinamen lehren, die Organisation fortgesetzt und über den Rhein getragen und zuletzt, vielleicht erst im Anfang des dritten Jahrhunderts, wurde auch das „Dekumatland" in civitates aufgelöst.

Viele dieser civitates sind im Verlauf der Erzählung genannt worden. Nach der Notitia dignitatum wären es um das Jahr 400 n. Chr. auf dem linken Rheinufer ihrer sechs gewesen, vier in der oberen, zwei in der unteren Provinz, dort die civitas Mogontiacensium, Argentoratensium, Nemetum und Vangionum, hier die civitas Agrippinensium und Tungrorum, dort die von Mainz, hier die von Köln mit der Bezeichnung metropolis. Aber so war es nicht allezeit gewesen. Früher gab es keine civitas Mogontiacensium und keine civitas Argentoratensium. Dagegen war neben der der Nemeter und Vangionen die der Triboker zu nennen, die das Territorium der Straßburger Legion umschloß, wie die der Vangionen, mit dem Vorort Borbetomagus (Worms), das der Legion von Mainz. Neben der colonia Agrippinensis bestand die Völkerschaft der Ubier; das Stadtterritorium umfaßte nicht das ganze Gebiet der gens, und mit Unrecht gebraucht Tacitus die Namen Ubii und Agrippinenses als gleichbedeutend. Zu den linksrheinischen civitates kamen dann auf dem rechten Ufer, solange der Limes bestand, nicht wenige hinzu: die civitas Mattiacorum mit dem Vorort Wiesbaden, die civitas Taunensium mit dem Vorort Heddernheim, — denn Mommsens Vorschlag, nur eine einzige civitas Mattiacorum Taunensium anzunehmen, war verfehlt —, dann die civitas Sueborum Nicretium mit Lopodunum (Ladenburg), die civitas Alisensis mit dem Vorort Wimpfen, die civitas Sumelocennensis mit Rottenburg, die civitas Aurelia Aquensis mit Baden-Baden, gewiß noch andere mehr. Die Vororte waren vici, Lagerdörfer wohl immer, aber, wie gesagt, meist an Orten alter Ansiedlungen, vielleicht auch dann nicht immer Neugründungen, wenn sie novus vicus hießen, sondern nur zugunsten des Lagers oder Kastells von ihrer Stelle gerückt, wie das von dem novus vicus bei Mogontiacum vermutet worden ist. Schon im zweiten Jahrhundert wurden diese Vororte, wenigstens im rechtsrheinischen Land, zum Teil mit Mauern umgeben und gewannen mehr und mehr ein städtisches Aussehen, mit planmäßig angelegten Foren, um die sich öffentliche Gebäude, Gerichtshallen und Heiligtümer gruppierten (S. 125). Einige erhielten den Titel einer römischen Kolonie, ohne daß sie das eigentlich gewesen wären, da sie nicht wie die wirkliche Kolonie Köln aus dem Territorium der Völkerschaft eximiert wurden, sondern nach wie vor deren Vororte blieben. Aber jene städtische Entwicklung blieb nicht auf die Vororte beschränkt. Nicht immer gelang es diesen, das ganze Völkerschaftsgebiet an sich zu reißen, wie sie meist den Namen an sich rissen und dafür den eigenen verloren. Die einstige civitas geht auf in die neue Stadt oder sie löst sich auf in

Abb. 114. Römische Glasgefäße aus verschiedener Zeit.
Museum in Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 139 u. 140.)

Abb. 113. Römische Glasgefäße aus verschiedener Zeit.
Museum in Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 139 u. 140.)

herrschaft begünstigte, ist begreiflich: man wußte dann eher, an wen man sich zu halten hatte, und es nahm sich stattlich aus, wenn das Bructerervolk oder gar das Volk des Arminius einen König von des Kaisers Gnaden zu erhalten schien. Sollte aber irgendwo im Reichsgebiet ein „König" geduldet worden sein — wahrscheinlich ist es nicht —, so wäre das nur ein Beweis dafür, daß die Sache sich mit dem Namen nicht deckte, wie denn schon in den freien Staaten es vermutlich wenig ausmachte, ob an der Spitze ein „König" stand oder nicht. Wir können nur fragen, welche Rolle etwa die bei den Germanen herkömmlichen Verbände im Rahmen der römischen Verwaltung gespielt haben, welches die Organisation des zum Reich geschlagenen germanischen Gebiets gewesen ist. Solche Fragen aber sind leichter gestellt als beantwortet, da die Antwort ja Jahrhunderte umspannen soll, in denen mancher Wechsel eingetreten sein mag, und da die römischen Schriftsteller uns in diesen Dingen schlechte Berater sind.

Man hat nun die Siedlungsverhältnisse bei Kelten und Germanen, die uns noch erkennbar zu sein scheinen, in Betracht gezogen und hat statt des Tacitus, dessen Terminologie man ungenau fand, die Inschriften verhört. So hat man zu erkennen gemeint, daß die civitates, die uns zu beiden Seiten des Rheins begegnen, scheinbar übereinstimmend, das Gebiet einer „Völkerschaft" umfassend, sehr verschieden an Umfang und je nach diesem vermutlich mit Unterabteilungen, stets mit einem Vorort, meist wohl der Stätte des alten Landdings, daß diese civitates doch auf gallischem und germanischem Boden wesentlich verschieden seien, dort auf den pagi (Gauen), hier auf den vici (Dörfern) aufgebaut. Aber wenn „das germanische Schema" bei den Treverern durch die Annahme der Rückkehr zu germanischen Einrichtungen bei einem ursprünglich germanischen Stamme (S. 116) erklärt werden konnte, so versagt diese Erklärung doch, wenn wir bei den Helvetiern im zweiten Jahrhundert n. Chr. die pagi beseitigt finden und die vici in den Vordergrund treten sehen, oder wenn wir bei den germanischen Tungrern die „gallische" Organisation nach pagi finden, und man wird zu dem Eingeständnis gedrängt, „daß die Römer die ethnographischen Grenzen nicht streng eingehalten haben, vielmehr in der cäsarisch-augusteischen Epoche durchweg nach pagi mit praefecti, dagegen seit den Flaviern ausschließlich nach vici unter curatores die civitates organisierten oder reorganisierten". Damit wäre es freilich zu erklären, daß uns in den Inschriften der germanischen Gebiete allein die vici begegnen, da das rechtsrheinische Land ja erst seit der Flavierzeit überhaupt in Betracht kommt und auch das linksrheinische erst damals seine Einrichtung als Provinz erhielt. Aber es wäre trotzdem möglich, daß die Art der germanischen Siedlung auf den Wandel Einfluß geübt hätte.

Indessen regen sich leise Zweifel, ob das Schweigen der Inschriften das Bestehen von „Gauen", von denen doch die Schriftsteller auch bei den Germanen sprechen, bündig widerlegen kann, und ob nicht die Größe mancher Völkerschaft oder auch die Vereinigung kleiner zu einem größeren Verband eine Zwischenstufe zwischen der civitas und dem Dorf fordert.

Die Einrichtung der linksrheinischen germanischen civitates geht wahrscheinlich auf die Flavier zurück, wie bei dem Staat der Nemeter der Name ausdrücklich bezeugt (civitas Flavia Nemetum), und wird vielleicht mit der Einrichtung der Provinzen zusammenhängen. Traian hat dann, wie wiederum mehrere Beinamen lehren, die Organisation fortgesetzt und über den Rhein getragen und zuletzt, vielleicht erst im Anfang des dritten Jahrhunderts, wurde auch das „Dekumatland" in civitates aufgelöst.

Viele dieser civitates sind im Verlauf der Erzählung genannt worden. Nach der Notitia dignitatum wären es um das Jahr 400 n. Chr. auf dem linken Rheinufer ihrer sechs gewesen, vier in der oberen, zwei in der unteren Provinz, dort die civitas Mogontiacensium, Argentoratensium, Nemetum und Vangionum, hier die civitas Agrippinensium und Tungrorum, dort die von Mainz, hier die von Köln mit der Bezeichnung metropolis. Aber so war es nicht allezeit gewesen. Früher gab es keine civitas Mogontiacensium und keine civitas Argentoratensium. Dagegen war neben der der Nemeter und Vangionen die der Triboker zu nennen, die das Territorium der Straßburger Legion umschloß, wie die der Vangionen, mit dem Vorort Borbetomagus (Worms), das der Legion von Mainz. Neben der colonia Agrippinensis bestand die Völkerschaft der Ubier; das Stadtterritorium umfaßte nicht das ganze Gebiet der gens, und mit Unrecht gebraucht Tacitus die Namen Ubii und Agrippinenses als gleichbedeutend. Zu den linksrheinischen civitates kamen dann auf dem rechten Ufer, solange der Limes bestand, nicht wenige hinzu: die civitas Mattiacorum mit dem Vorort Wiesbaden, die civitas Taunensium mit dem Vorort Heddernheim, — denn Mommsens Vorschlag, nur eine einzige civitas Mattiacorum Taunensium anzunehmen, war verfehlt —, dann die civitas Sueborum Nicretium mit Lopodunum (Ladenburg), die civitas Alisensis mit dem Vorort Wimpfen, die civitas Sumelocennensis mit Rottenburg, die civitas Aurelia Aquensis mit Baden-Baden, gewiß noch andere mehr. Die Vororte waren vici, Lagerdörfer wohl immer, aber, wie gesagt, meist an Orten alter Ansiedlungen, vielleicht auch dann nicht immer Neugründungen, wenn sie novus vicus hießen, sondern nur zugunsten des Lagers oder Kastells von ihrer Stelle gerückt, wie das von dem novus vicus bei Mogontiacum vermutet worden ist. Schon im zweiten Jahrhundert wurden diese Vororte, wenigstens im rechtsrheinischen Land, zum Teil mit Mauern umgeben und gewannen mehr und mehr ein städtisches Aussehen, mit planmäßig angelegten Foren, um die sich öffentliche Gebäude, Gerichtshallen und Heiligtümer gruppierten (S. 125). Einige erhielten den Titel einer römischen Kolonie, ohne daß sie das eigentlich gewesen wären, da sie nicht wie die wirkliche Kolonie Köln aus dem Territorium der Völkerschaft eximiert wurden, sondern nach wie vor deren Vororte blieben. Aber jene städtische Entwicklung blieb nicht auf die Vororte beschränkt. Nicht immer gelang es diesen, das ganze Völkerschaftsgebiet an sich zu reißen, wie sie meist den Namen an sich rissen und dafür den eigenen verloren. Die einstige civitas geht auf in die neue Stadt oder sie löst sich auf in

Abb. 114. Römische Glasgefäße aus verschiedener Zeit.
Museum in Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 139 u. 140.)

mehrere Städte. Diese sind es, die Ammianus Marcellinus civitates nennt, deren es deshalb bei ihm viel mehr gibt als in der Notitia dignitatum, die sich an die alte, vielleicht nur auf dem Papier noch bestehende Einteilung hält und einen Teil der civitates Ammians als castra bezeichnet.

Die Volksversammlung war in den germanischen Staaten, auch in denen mit Königsherrschaft, die Inhaberin der Souveränität, die Versammlung der waffentragenden Männer, zugleich Heerschau und ohne Schranken in ihren politischen Rechten. Den Markomannen und Quaden wurde nach den Kriegen des Kaisers Marcus verboten, beliebig oft und an beliebigem Ort, wie bisher, sich zu versammeln. Nur einmal „im Monat“ (man ist versucht, zu lesen „im Jahr“, da die Einschränkung sonst zu unerheblich erscheint), nur an bestimmtem Ort und unter der Aufsicht eines römischen Centurionen sollten sie fortan tagen. Und doch war ihr Gebiet keineswegs zur römischen Provinz gemacht (S. 82). Die Tenkterer klagen ein Jahrhundert früher, daß die Römer nur noch Versammlungen ohne Waffen und unter Aufsicht gestattet hätten: eine Schmach für die zum Waffendienst geborenen Männer. Und doch lag das Tenkterergebiet auf dem rechten Rheinufer und gehörte nicht zum Reich. Da kann es nicht zweifelhaft sein, daß den hinter der Rheingrenze oder dem Limes wohnenden Germanenstämmen zum mindesten ebensosehr ihr vornehmstes Recht beschränkt war. Aber nicht nur beschränkt, sondern verkümmert war es gewiß; denn wieviel mochte geblieben sein von den Befugnissen des germanischen „Dings“; und für das Verlorene hätte auch der für die Germanische Provinz der augusteischen Zeit nach dem Vorbild Galliens in Aussicht genommene „Provinziallandtag“, der ad aram Ubiorum tagen sollte, wie der von Lugdunum am Altar der Roma und des Augustus zwischen Saône und Rhône, nur kümmerlichen Ersatz geboten. Denn dieser Landtag hätte wie der gallische, außer der Befassung mit Kaiserkult und Ehrenbeschlüssen, höchstens das freilich nicht wertlose noch unwirksame Recht des unmittelbaren Verkehrs mit dem Kaiser in Bittschrift und Beschwerde gehabt. Aber mit der augusteischen Provinz Germanien ging auch dieser Landtag in die Brüche (S. 32 f.), und wir hören nichts weiter von dem Kultus an der Ara Ubiorum, den zur Zeit der Erhebung des Arminius ein Cheruskerprinz versehen hatte.

In der späteren Zeit dürfen wir uns vielleicht die Organisation, die Rechte und Pflichten der germanischen civitates einigermaßen denen der gallischen verwandt vorstellen — mit manchen Verschiedenheiten freilich, wie sie auch damals noch der Charakter des Grenzlands und die starke Besetzung mit Truppen mit sich brachten.

Ein umfassendes Wissen, das nicht nur jenen nächstliegenden Vergleichsstoff beherrschte, sondern auch aus allen anderen Provinzen des Römerreichs Verwandtes heranzuziehen und durch Analogieschlüsse die Lücken unserer Überlieferung zu überbrücken wüßte, vermöchte vielleicht ein einigermaßen anschauliches, vermutlich immer noch recht hypothetisches Bild der germanischen Provinzen zu entwerfen. Der Verfasser gesteht, über dieses Wissen nicht zu verfügen und findet es im Rahmen dieser Darstellung zwecklos, vereinzelte Züge, wie er könnte, zusammenzutragen.

Abb. 115. Römisches Brandgrab im Museum zu Mainz. (Zu Seite 140.)

* * *

Dem Archäologen möge es zugute gehalten werden, wenn die nunmehr dem Schlusse zueilende Schilderung des unter der römischen Herrschaft auf germanischem Boden erwachsenen Lebens sich auf das zu beschränken sucht, was die Denkmäler bezeugen. Ihr Zeugnis bezieht sich freilich vorzugsweise auf den letzten Abschnitt des langen in Betracht kommenden Zeitraums. Aber dieser letzte Abschnitt ist es ja auch vornehmlich, von dem die Fäden

ausgehen, die das römische Germanien mit dem des Mittelalters und noch mit unserer Gegenwart verbinden, und keine andere Überlieferung vermag uns von einer früheren Periode ein Bild von auch nur annähernd gleicher Vollständigkeit und Anschaulichkeit zu bieten.

Was die Tenkterer, wie wir hörten, einst den Ubiern als eine Schande vorgehalten haben (S. 118), das kann heute als der Ruhm von Köln gelten: es ist die älteste deutsche Stadt, die älteste und lange Zeit die einzige Stadt im rechtlichen Sinn, und wenn man von diesem absieht und die Stadt nur als Bauwerk faßt, gewiß die erste und glänzendste auf germanischem Boden. Aber diese selbe Stadt ist im Mittelalter die größte Deutschlands gewesen und ist heute die größte der volkreichsten preußischen Provinz und eine der ersten im Reich. Da haben die Denkmäler der Römerstadt zu aller Zeit gegen die Forderungen der Gegenwart einen schweren Stand gehabt, und wenn selbst in unseren Tagen pietätvoller Schonung des Alten, deren wir uns, trotz mancher Sünden, wohl rühmen dürfen, die ehrwürdigen Reste des alten Stadttors neben dem Dom (Abb. 78 u. 79) ihren Platz haben räumen müssen, so haben die früheren Jahrhunderte dergleichen schonungslos zerstört. Zwischen zwei und sieben Metern schwankt die Höhe der Schuttmassen, die fast zwei Jahrtausende über dem römischen Boden angehäuft haben. Gar unvollständig und nur ganz selten durch über der Erde Erhaltenes anschaulich gemacht ist deshalb das Bild, das eine verdienstliche Untersuchung von der alten Colonia Agrippinensis gegeben hat (Plan zw. S. 72 u. 73). Die Stadtmauer ist in ihrem ganzen, fast vier Kilometer langen Lauf festgestellt, ihre einstige stattliche Höhe von über sieben Metern ist noch nachweisbar, und der nordwestliche Eckturm (Abb. 80) ist wohl erhalten, während von dem eben erwähnten Tor ein Bogen, die „Pfaffenpforte“, bis zum Jahre 1826 der Zeit getrotzt hatte, und die in neuester Zeit erst freigelegten Reste zwar auch dem Verkehr gewichen, aber doch gerettet und anderwärts wieder aufgerichtet worden sind. Die Lage der ältesten kirchlichen Stiftungen verrät uns noch den Einfluß, den die Tore der Römerstadt auf die Anlage des mittelalterlichen Köln geübt haben. Aber Mauern, Türme, Tore gehören erst dem dritten Jahrhundert n. Chr. an, der Zeit, als auch hinter der Limeslinie die Rheinstädte sich nicht mehr sicher fühlten und sich alle mit Mauern umgaben: von der Stadt des Augustus oder Claudius können wir uns wohl ebensowenig wie von dem Lager bei der Ara Ubiorum eine deutliche Vorstellung machen, und selbst aus jener späten Zeit vermögen wir von den Bauten der inneren Stadt nur vereinzelte, zerstückelte, wenn auch zahlreiche Reste nachzuweisen. Gern schweift da das Auge hinüber zu den gewaltigen Ruinen von Trier, dessen bescheideneres Leben in Mittelalter und Neuzeit der Erhaltung der Römerbauten günstiger war (Plan zw. S. 36 u. 37, Abb. 81—85, 127 u. 128).

Abb. 116. Grabstein eines Adlerträgers. Museum zu Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 141.)

mehrere Städte. Diese sind es, die Ammianus Marcellinus civitates nennt, deren es deshalb bei ihm viel mehr gibt als in der Notitia dignitatum, die sich an die alte, vielleicht nur auf dem Papier noch bestehende Einteilung hält und einen Teil der civitates Ammians als castra bezeichnet.

Die Volksversammlung war in den germanischen Staaten, auch in denen mit Königsherrschaft, die Inhaberin der Souveränität, die Versammlung der waffentragenden Männer, zugleich Heerschau und ohne Schranken in ihren politischen Rechten. Den Markomannen und Quaden wurde nach den Kriegen des Kaisers Marcus verboten, beliebig oft und an beliebigem Ort, wie bisher, sich zu versammeln. Nur einmal „im Monat“ (man ist versucht, zu lesen „im Jahr“, da die Einschränkung sonst zu unerheblich erscheint), nur an bestimmtem Ort und unter der Aufsicht eines römischen Centurionen sollten sie fortan tagen. Und doch war ihr Gebiet keineswegs zur römischen Provinz gemacht (S. 82). Die Tenkterer klagen ein Jahrhundert früher, daß die Römer nur noch Versammlungen ohne Waffen und unter Aufsicht gestattet hätten: eine Schmach für die zum Waffendienst geborenen Männer. Und doch lag das Tenkterergebiet auf dem rechten Rheinufer und gehörte nicht zum Reich. Da kann es nicht zweifelhaft sein, daß den hinter der Rheingrenze oder dem Limes wohnenden Germanenstämmen zum mindesten ebensosehr ihr vornehmstes Recht beschränkt war. Aber nicht nur beschränkt, sondern verkümmert war es gewiß; denn wieviel mochte geblieben sein von den Befugnissen des germanischen „Dings“; und für das Verlorene hätte auch der für die Germanische Provinz der augusteischen Zeit nach dem Vorbild Galliens in Aussicht genommene „Provinziallandtag“, der ad aram Ubiorum tagen sollte, wie der von Lugdunum am Altar der Roma und des Augustus zwischen Saône und Rhône, nur kümmerlichen Ersatz geboten. Denn dieser Landtag hätte wie der gallische, außer der Befassung mit Kaiserkult und Ehrenbeschlüssen, höchstens das freilich nicht wertlose noch unwirksame Recht des unmittelbaren Verkehrs mit dem Kaiser in Bittschrift und Beschwerde gehabt. Aber mit der augusteischen Provinz Germanien ging auch dieser Landtag in die Brüche (S. 32 f.), und wir hören nichts weiter von dem Kultus an der Ara Ubiorum, den zur Zeit der Erhebung des Arminius ein Cheruskerprinz versehen hatte.

In der späteren Zeit dürfen wir uns vielleicht die Organisation, die Rechte und Pflichten der germanischen civitates einigermaßen denen der gallischen verwandt vorstellen — mit manchen Verschiedenheiten freilich, wie sie auch damals noch der Charakter des Grenzlands und die starke Besetzung mit Truppen mit sich brachten.

Ein umfassendes Wissen, das nicht nur jenen nächstliegenden Vergleichsstoff beherrschte, sondern auch aus allen anderen Provinzen des Römerreichs Verwandtes heranzuziehen und durch Analogieschlüsse die Lücken unserer Überlieferung zu überbrücken wüßte, vermöchte vielleicht ein einigermaßen anschauliches, vermutlich immer noch recht hypothetisches Bild der germanischen Provinzen zu entwerfen. Der Verfasser gesteht, über dieses Wissen nicht zu verfügen und findet es im Rahmen dieser Darstellung zwecklos, vereinzelte Züge, wie er könnte, zusammenzutragen.

Abb. 115. Römisches Brandgrab im Museum zu Mainz. (Zu Seite 110.)

* * *

Dem Archäologen möge es zugute gehalten werden, wenn die nunmehr dem Schlusse zueilende Schilderung des unter der römischen Herrschaft auf germanischem Boden erwachsenen Lebens sich auf das zu beschränken sucht, was die Denkmäler bezeugen. Ihr Zeugnis bezieht sich freilich vorzugsweise auf den letzten Abschnitt des langen in Betracht kommenden Zeitraums. Aber dieser letzte Abschnitt ist es ja auch vornehmlich, von dem die Fäden

ausgehen, die das römische Germanien mit dem des Mittelalters und noch mit unserer Gegenwart verbinden, und keine andere Überlieferung vermag uns von einer früheren Periode ein Bild von auch nur annähernd gleicher Vollständigkeit und Anschaulichkeit zu bieten.

Was die Tenkterer, wie wir hörten, einst den Ubiern als eine Schande vorgehalten haben (S. 118), das kann heute als der Ruhm von Köln gelten: es ist die älteste deutsche Stadt, die älteste und lange Zeit die einzige Stadt im rechtlichen Sinn, und wenn man von diesem absieht und die Stadt nur als Bauwerk faßt, gewiß die erste und glänzendste auf germanischem Boden. Aber diese selbe Stadt ist im Mittelalter die größte Deutschlands gewesen und ist heute die größte der volkreichsten preußischen Provinz und eine der ersten im Reich. Da haben die Denkmäler der Römerstadt zu aller Zeit gegen die Forderungen der Gegenwart einen schweren Stand gehabt, und wenn selbst in unseren Tagen pietätvoller Schonung des Alten, deren wir uns, trotz mancher Sünden, wohl rühmen dürfen, die ehrwürdigen Reste des alten Stadttors neben dem Dom (Abb. 78 u. 79) ihren Platz haben räumen müssen, so haben die früheren Jahrhunderte dergleichen schonungslos zerstört. Zwischen zwei und sieben Metern schwankt die Höhe der Schuttmassen, die fast zwei Jahrtausende über dem römischen Boden angehäuft haben. Gar unvollständig und nur ganz selten durch über der Erde Erhaltenes anschaulich gemacht ist deshalb das Bild, das eine verdienstliche Untersuchung von der alten Colonia Agrippinensis gegeben hat (Plan zw. S. 72 u. 73). Die Stadtmauer ist in ihrem ganzen, fast vier Kilometer langen Lauf festgestellt, ihre einstige stattliche Höhe von über sieben Metern ist noch nachweisbar, und der nordwestliche Eckturm (Abb. 80) ist wohl erhalten, während von dem eben erwähnten Tor ein Bogen, die „Pfaffenpforte“, bis zum Jahre 1826 der Zeit getrotzt hatte, und die in neuester Zeit erst freigelegten Reste zwar auch dem Verkehr gewichen, aber doch gerettet und anderwärts wieder aufgerichtet worden sind. Die Lage der ältesten kirchlichen Stiftungen verrät uns noch den Einfluß, den die Tore der Römerstadt auf die Anlage des mittelalterlichen Köln geübt haben. Aber Mauern, Türme, Tore gehören erst dem dritten Jahrhundert n. Chr. an, der Zeit, als auch hinter der Limeslinie die Rheinstädte sich nicht mehr sicher fühlten und sich alle mit Mauern umgaben: von der Stadt des Augustus oder Claudius können wir uns wohl ebensowenig wie von dem Lager bei der Ara Ubiorum eine deutliche Vorstellung machen, und selbst aus jener späten Zeit vermögen wir von den Bauten der inneren Stadt nur vereinzelte, zerstückelte, wenn auch zahlreiche Reste nachzuweisen. Gern schweift da das Auge hinüber zu den gewaltigen Ruinen von Trier, dessen bescheideneres Leben in Mittelalter und Neuzeit der Erhaltung der Römerbauten günstiger war (Plan zw. S. 36 u. 37, Abb. 81—85, 127 u. 128).

Abb. 116. Grabstein eines Adlerträgers. Museum zu Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 141.)

Abb. 117. Grabstein eines Legionars.
Museum zu Mainz, Sammlung des Altertumsvereins.
(Zu Seite 141.)

Wir überschreiten damit freilich die Grenze Germaniens und betreten eine Stadt, über die sich ein volles Jahrhundert und länger aller Glanz der kaiserlichen Residenz ergoß: wenn auch die wiedergewonnene Porta Paphia sich mit der Porta nigra der Trevererstadt messen kann, wenn Bäder und Amphitheater der rheinischen „Metropolis" denen der Kaiserstadt kaum nachgestanden haben werden, so fehlte doch die Pracht der kaiserlichen Paläste, und vor den Toren Kölns erhoben sich nicht so reiche, in ihrem Bildwerk so beredte Grabbauten wie die Säule von Igel oder die Denkmäler von Neumagen. Schon vor der Zeit, in der die allgemeine Gefahr den Unterschied zwischen Bürgerstadt und Lagerfestung aufhob, drängte sich das kriegerische Leben am Rhein bis vor die Mauern der „Colonia" und bis in die Stadt selbst, die ja die Residenz des Statthalters war, und die daneben dennoch bestehenden Bilder friedlicher Arbeit und fröhlichen Genusses im Stein zu verewigen, wie die Realisten von Trier es so meisterhaft verstanden, fehlte dem Kölner Neigung oder Geschick.

Weit kriegerischer noch als in Köln sah es im oberrheinischen Hauptquartier aus, in Mogontiacum (Abb. 87—93; über den Plan von Mainz s. unten S. 150), das erst in ganz später Zeit, dem Recht nach wenigstens, aus der Lagerfestung zur Stadt wurde, und von den städtischen Bauten, die auch dort nicht fehlten, ist uns weit weniger als in Köln bekannt. Über dem Boden steht kaum noch mehr als die formlose Masse des „Eigelsteins" (S. 19), den eine uralte Überlieferung mit dem Namen des Drusus, als dessen Kenotaph, in Verbindung bringt, und die Gelegenheit, die unterirdische Stadt kennen zu lernen, die in Trier Hettners und seiner Arbeitsgenossen und Arbeitserben staunenswerte Energie mit solchem Erfolg benutzt hat, so daß nun ein in den Kanalausschachtungen aufgenommener Plan der unsichtbaren Stadt herausgegeben werden kann, diese Gelegenheit ist in Mainz wie anderwärts vorübergelassen worden, und auch zu einer vollständigen Zusammenstellung des in den Kellern der Stadt und sonst noch Sichtbaren und Erreichbaren, wie wir sie für Köln seit einem Jahrzehnt besitzen, hat sich in Mainz leider noch nicht der rechte Mann gefunden. Im Museum nur findet man die Überreste der Römerstadt, dort freilich überreich, Bruchstücke ansehnlicher Bauwerke (Abb. 88 f.), die lange Reihe der Grabsteine (Abb. 69 f., 91 f., 116 f.), zu der noch manches Stück in

Köln. (Ausschnitt aus dem Meßtischblatt, 1 : 25000.)
Die Eintragung der römischen Befestigungen nach Bonner Jahrbüchern XCVIII.
(Zu Seite 123.)

Abb. 117. Grabstein eines Legionars.
Museum zu Mainz, Sammlung des Altertumsvereins.
(Zu Seite 141.)

Wir überschreiten damit freilich die Grenze Germaniens und betreten eine Stadt, über die sich ein volles Jahrhundert und länger aller Glanz der kaiserlichen Residenz ergoß: wenn auch die wiedergewonnene Porta Paphia sich mit der Porta nigra der Trevererstadt messen kann, wenn Bäder und Amphitheater der rheinischen „Metropolis" denen der Kaiserstadt kaum nachgestanden haben werden, so fehlte doch die Pracht der kaiserlichen Paläste, und vor den Toren Kölns erhoben sich nicht so reiche, in ihrem Bildwerk so beredte Grabbauten wie die Säule von Igel oder die Denkmäler von Neumagen. Schon vor der Zeit, in der die allgemeine Gefahr den Unterschied zwischen Bürgerstadt und Lagerfestung aufhob, drängte sich das kriegerische Leben am Rhein bis vor die Mauern der „Colonia" und bis in die Stadt selbst, die ja die Residenz des Statthalters war, und die daneben dennoch bestehenden Bilder friedlicher Arbeit und fröhlichen Genusses im Stein zu verewigen, wie die Realisten von Trier es so meisterhaft verstanden, fehlte dem Kölner Neigung oder Geschick.

Weit kriegerischer noch als in Köln sah es im oberrheinischen Hauptquartier aus, in Mogontiacum (Abb. 87—93; über den Plan von Mainz s. unten S. 150), das erst in ganz später Zeit, dem Recht nach wenigstens, aus der Lagerfestung zur Stadt wurde, und von den städtischen Bauten, die auch dort nicht fehlten, ist uns weit weniger als in Köln bekannt. Über dem Boden steht kaum noch mehr als die formlose Masse des „Eigelsteins" (S. 19), den eine uralte Überlieferung mit dem Namen des Drusus, als dessen Kenotaph, in Verbindung bringt, und die Gelegenheit, die unterirdische Stadt kennen zu lernen, die in Trier Hettners und seiner Arbeitsgenossen und Arbeitserben staunenswerte Energie mit solchem Erfolg benutzt hat, so daß nun ein in den Kanalausschachtungen aufgenommener Plan der unsichtbaren Stadt herausgegeben werden kann, diese Gelegenheit ist in Mainz wie anderwärts vorübergelassen worden, und auch zu einer vollständigen Zusammenstellung des in den Kellern der Stadt und sonst noch Sichtbaren und Erreichbaren, wie wir sie für Köln seit einem Jahrzehnt besitzen, hat sich in Mainz leider noch nicht der rechte Mann gefunden. Im Museum nur findet man die Überreste der Römerstadt, dort freilich überreich, Bruchstücke ansehnlicher Bauwerke (Abb. 88 f.), die lange Reihe der Grabsteine (Abb. 69 f., 91 f., 116 f.), zu der noch manches Stück in

Köln. (Ausschnitt aus dem Meßtischblatt, 1 : 25000.)
Die Eintragung der römischen Befestigungen nach Bonner Jahrbüchern XCVIII.
(Zu Seite 123.)

den Museen der Nachbarstädte gehört, die Schätze an Waffen und Geräten, die uns zum Teil der Rhein gespendet hat (Abb. 93).

Die Erfahrung jener Untersuchung in Trier hat uns gelehrt, wie verschieden das alte Stadtbild von dem späteren sein kann, auch da, wo mehrere feste Punkte, wie hier der Dom und die Moselbrücke, übernommen wurden; denn „unter dem mittelalterlichen regellosen Gewirr von Gassen und Gäßchen liegt ein vollkommen regelmäßiges Netz breiter gerader Römerstraßen", das die zu Augustus' Zeit als eine Neuschöpfung gegründete, zunächst, wie es scheint, nicht befestigte Stadt mit anderen augusteischen Neugründungen gemein hat.

Vollständiger als jemals das Bild der obergermanischen Hauptstadt vor unseren Augen wieder erstehen kann, ist das Bild mancher kleineren Stadt schon jetzt wieder gewonnen. An einem solchen Bild mit Ausdauer zu arbeiten, ist eine schöne Aufgabe für einen lokalen Verein des Ortes oder der Nachbarschaft. So hat sich Heddernheims, des Vororts des Taunusgaus (S. 121), der Frankfurter Verein angenommen und schöne Ergebnisse erreicht, die Georg Wolff nicht nur im einzelnen dargelegt, sondern kürzlich auch zusammengefaßt hat, um danach der Zukunft ihre Aufgaben zu stellen.

Wo systematische Arbeit nicht zum Ziele führen kann, weil die Aufgabe nicht so bestimmt umschrieben werden kann, oder ihre Lösung unerschwingliche Kosten machen würde, da tritt der Zufall helfend ein. So ist uns vor kurzem ein Blick in die römischen Thermen von Wiesbaden gestattet worden, der uns anschaulich zeigte, wie feste Wurzeln hier römisches Leben geschlagen hatte (Abb. 94). Und ähnlich wie hier sah es an manchem anderen mit heilkräftigen Quellen gesegneten Ort des Limesgebiets aus. Mit Vorliebe weilte der Kaiser Caracalla in Baden-Baden, und die Ausstattung des Bades wird dem Rang des Badegasts entsprochen haben; in Badenweiler aber sehen wir Gebäude noch verhältnismäßig wohlerhalten, die an die kaiserlichen Thermenbauten in Rom selbst erinnern (Abb. 95).

Das ansehnliche Dorf der Treverer im Coblenzer Stadtwald, das Bodewigs sorgfältige Untersuchung uns kennen gelehrt hat, darf uns auch als Veranschaulichung eines germanischen Vicus dienen, obgleich nicht so leicht einer diesem gleichgekommen sein wird, in dem der vielgesuchte Vicus Ambitarvius endlich gefunden zu sein scheint, nach Plinius' Angabe der Geburtsort des Kaisers Caligula, in Wahrheit wohl einer seiner Schwestern, da der Kaiser selbst nach dem Zeugnis des Sueton vielmehr in Antium geboren war, und die Inschrift, auf die sich Plinius berief, nicht mehr bezeugte, als daß Agrippina einem ihrer Kinder in jenem Vicus das Leben gab. Weder Gaius noch gar seine Schwestern verdienen es, daß man sich um die Feststellung ihres Geburtsorts sehr bemüht; immerhin ist es ja aber interessant, einen Vicus kennen zu lernen, der gewürdigt worden ist, der Gemahlin des Germanicus als Aufenthaltsort zu dienen. Der Vicus, der vom Beginn der La Tène-Zeit bis zum Ende der Römerherrschaft bewohnt war, stellt sich dar „als eine Anhäufung von Einzelgehöften, in denen jeder Eigentümer sich durch Mauer und Zaun von der übrigen Welt abzusondern sucht" — somit recht eigentlich als der Typus eines germanischen Dorfs

Abb. 118. Grabstein eines Soldaten von der Auxiliarkohorte der Ituraeer. Museum zu Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 141.)

den Museen der Nachbarstädte gehört, die Schätze an Waffen und Geräten, die uns zum Teil der Rhein gespendet hat (Abb. 93).

Die Erfahrung jener Untersuchung in Trier hat uns gelehrt, wie verschieden das alte Stadtbild von dem späteren sein kann, auch da, wo mehrere feste Punkte, wie hier der Dom und die Moselbrücke, übernommen wurden; denn „unter dem mittelalterlichen regellosen Gewirr von Gassen und Gäßchen liegt ein vollkommen regelmäßiges Netz breiter gerader Römerstraßen", das die zu Augustus' Zeit als eine Neuschöpfung gegründete, zunächst, wie es scheint, nicht befestigte Stadt mit anderen augusteischen Neugründungen gemein hat.

Vollständiger als jemals das Bild der obergermanischen Hauptstadt vor unseren Augen wieder erstehen kann, ist das Bild mancher kleineren Stadt schon jetzt wieder gewonnen. An einem solchen Bild mit Ausdauer zu arbeiten, ist eine schöne Aufgabe für einen lokalen Verein des Ortes oder der Nachbarschaft. So hat sich Heddernheims, des Vororts des Taunusgaus (S. 121), der Frankfurter Verein angenommen und schöne Ergebnisse erreicht, die Georg Wolff nicht nur im einzelnen dargelegt, sondern kürzlich auch zusammengefaßt hat, um danach der Zukunft ihre Aufgaben zu stellen.

Wo systematische Arbeit nicht zum Ziele führen kann, weil die Aufgabe nicht so bestimmt umschrieben werden kann, oder ihre Lösung unerschwingliche Kosten machen würde, da tritt der Zufall helfend ein. So ist uns vor kurzem ein Blick in die römischen Thermen von Wiesbaden gestattet worden, der uns anschaulich zeigte, wie feste Wurzeln hier römisches Leben geschlagen hatte (Abb. 94). Und ähnlich wie hier sah es an manchem anderen mit heilkräftigen Quellen gesegneten Ort des Limesgebiets aus. Mit Vorliebe weilte der Kaiser Caracalla in Baden-Baden, und die Ausstattung des Bades wird dem Rang des Badegasts entsprochen haben; in Badenweiler aber sehen wir Gebäude noch verhältnismäßig wohlerhalten, die an die kaiserlichen Thermenbauten in Rom selbst erinnern (Abb. 95).

Das ansehnliche Dorf der Treverer im Coblenzer Stadtwald, das Bodewigs sorgfältige Untersuchung uns kennen gelehrt hat, darf uns auch als Veranschaulichung eines germanischen Vicus dienen, obgleich nicht so leicht einer diesem gleichgekommen sein wird, in dem der vielgesuchte Vicus Ambitarvius endlich gefunden zu sein scheint, nach Plinius' Angabe der Geburtsort des Kaisers Caligula, in Wahrheit wohl einer seiner Schwestern, da der Kaiser selbst nach dem Zeugnis des Sueton vielmehr in Antium geboren war, und die Inschrift, auf die sich Plinius berief, nicht mehr bezeugte, als daß Agrippina einem ihrer Kinder in jenem Vicus das Leben gab. Weder Gaius noch gar seine Schwestern verdienen es, daß man sich um die Feststellung ihres Geburtsorts sehr bemüht; immerhin ist es ja aber interessant, einen Vicus kennen zu lernen, der gewürdigt worden ist, der Gemahlin des Germanicus als Aufenthaltsort zu dienen. Der Vicus, der vom Beginn der La Tène-Zeit bis zum Ende der Römerherrschaft bewohnt war, stellt sich dar „als eine Anhäufung von Einzelgehöften, in denen jeder Eigentümer sich durch Mauer und Zaun von der übrigen Welt abzusondern sucht" — somit recht eigentlich als der Typus eines germanischen Dorfs

Abb. 118. Grabstein eines Soldaten von der Auxiliarkohorte der Ituraeer. Museum zu Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 141.)

(S. 118). In einem mehrfach erneuerten Tempel, der wohl dem Merkur zugeschrieben werden darf, hatte die Ansiedlung ihren Mittelpunkt und in der nahen Burg vermutlich ihren Zufluchtsort bei feindlichen Angriffen.

Mag vielleicht jemand in der dorfähnlichen Siedlung noch die germanische Abkunft der Treverer, deren sie sich rühmten, erkennen wollen, so ging doch neben solcher sicherlich die Einzelsiedlung, wie auch jenseits des Rheines, her. So war es im ganzen Moselland. Aber mit der Ausbreitung der römischen Kultur und dem Wachsen des Wohlstandes traten an die Seite der alten bäuerlichen Einzelhöfe hier wie im Limesgebiet Gutshöfe und Villen, so daß wir uns in der späteren Zeit die bevorzugten Landstriche, aber auch noch manche, die heute gar nicht für bevorzugt gelten, übersät denken dürfen mit Gehöften mit mehr oder weniger großem Landbesitz und mehr oder weniger reichen Baulichkeiten.

Ausonius schildert sie uns ja, diese Villen am sonnigen Moselufer, mit ihren Säulengängen und Türmen, die sich im Flusse spiegeln: bald auf vorspringender Landzunge gelegen, um die die vielgewundene Mosel sich schlängelt, bald in geschützter, ruhiger Bucht, in die sie den Fluß sich nachzuziehen scheinen, bald oben auf der Höhe über rebenbewachsenen Hängen. Die Ruinen aber, hier und dort freigelegt, im Verein mit den Schätzen des Trierer Museums, machen es der Phantasie leicht, die Worte des Dichters durch anschauliche Bilder zu beleben. Wir kennen diese Villen weit besser als die Stadthäuser der römischen Zeit, die, meist unter modernen Städten begraben, gründlicherer Zerstörung ausgesetzt und gründlicher Ausgrabung entzogen sind. Drei Typen der Villen hat man unterschieden: hier die „Wirtschaftsvilla", den „Meierhof", bei dem ein großer Hof auf allen Seiten von Wohn- und Wirtschaftsräumen umgeben ist, Anlagen von meist annähernd quadratischem Grundplan; dort die langgestreckte „Lustvilla", nur auf den Sommeraufenthalt des Städters berechnet und von dem unentbehrlichen Wirtschaftshof getrennt, mit einer Veranda an der ganzen Front ausgestattet und mit allen Räumen der Sonne und der Aussicht zugewandt; schließlich die Gutshöfe der Großgrundbesitzer, die beides in sich vereinigen, mit Wirtschaftshöfen und prunkvollen Säulenhöfen, die sich den Bauten Italiens an die Seite stellen können.

Abb. 119. Grabstein des Reiters Dolanus im Museum zu Wiesbaden. (Zu Seite 141.)

Heute tut es der Rhein der Mosel an Zahl und Pracht seiner Villen zuvor. Damals war es umgekehrt. Zu der Zeit, als Ausonius sich durch die Rebenhügel der Mosel an die Ufer der heimischen Garonne erinnern ließ, als der verwöhnte Südländer sich im Moselland so wohl fühlte, daß er es begeistert besang, zu dieser Zeit ging es am Rhein schon gar

unruhig her, und keine Bilder friedlichen Wohlstands werden sich dort dem Blick des Reisenden dargeboten haben; die Strecke des linken Ufers aber, auf der sich heute wohl die glänzendsten Landsitze aneinander reihen, lag schon vor der Eroberung des Limes im Angesicht des feindlichen Barbarenlandes und konnte der Rüstung nicht entraten. Dort jedoch, wo der Limes den Rhein als Grenze abgelöst hatte, konnte sich fast zwei Jahrhunderte hindurch wohl ein ähnliches Leben entfalten wie in der benachbarten Belgica, und auch im rechtsrheinischen Limesgebiet kamen neben den zahlreichen Meierhöfen auch Sommervillen der Stadtbewohner auf, und ein erfahrener Beobachter ist der Ansicht, daß manche Villen der Umgebung von Heddernheim zu diesem städtisch entwickelten Vorort des Taunusgaues sich ähnlich verhielten, „wie die Frankfurter Patrizierhöfe zur mittelalterlichen Stadt". Marmortäfelung und Mosaikfußböden (Abb. 96) wie in den üppigen Villen der Belgica wird man dort freilich nicht gefunden haben und so reichen Bildschmuck, wie ihn zum Beispiel der hermenumrahmte Parkteich von Welschbillig bezeugt, werden auch die wohlhabendsten Villen des Maingaus nicht aufgewiesen haben. Aber solcher Luxus zog auch im Moseltal, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, wohl erst im Gefolge der kaiserlichen Hofhaltung zu Trier ein, also zu einer Zeit, in der die Landsitze des rechten Ufers verlassen waren, und unter den gleichzeitigen Villen des rechten und des linken Rheinufers wird kein so großer Unterschied der Ausstattung und Größe und schwerlich ein anderer als dieser bestanden haben.

Der Vergleich dieser Anlagen mit gleichartigen Italiens ist durch den Mangel hinreichender Beobachtungen fast ebenso sehr erschwert wie der mit den Stadthäusern der Rheinlande. Zwei Unterschiede aber fallen sofort ins Auge und würden kaum verkannt werden, wenn auch die Funde sie nicht bezeugten, da sie das Klima forderte: die große Zahl der heizbaren Räume bei allen Villen diesseits der Alpen und der damit verbundene ausgedehnte Gebrauch des Fensterglases.

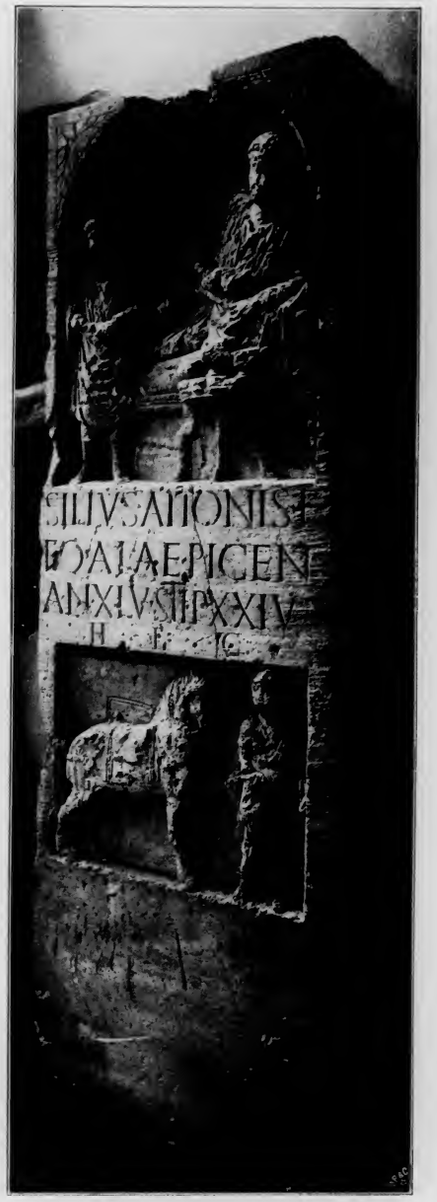


Abb. 120. Grabstein mit sogen. Totenmahl. Museum zu Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 141.)

Damit hatte der Norden den römischen Eroberern zwei wichtige Kulturgeschenke abgewonnen, die freilich nur im Besitze gar weniger die folgenden Stürme der Völkerwanderung überdauern sollten, und deren

(S. 118). In einem mehrfach erneuerten Tempel, der wohl dem Merkur zugeschrieben werden darf, hatte die Ansiedlung ihren Mittelpunkt und in der nahen Burg vermutlich ihren Zufluchtsort bei feindlichen Angriffen.

Mag vielleicht jemand in der dorfähnlichen Siedlung noch die germanische Abkunft der Treverer, deren sie sich rühmten, erkennen wollen, so ging doch neben solcher sicherlich die Einzelsiedlung, wie auch jenseits des Rheines, her. So war es im ganzen Moselland. Aber mit der Ausbreitung der römischen Kultur und dem Wachsen des Wohlstandes traten an die Seite der alten bäuerlichen Einzelhöfe hier wie im Limesgebiet Gutshöfe und Villen, so daß wir uns in der späteren Zeit die bevorzugten Landstriche, aber auch noch manche, die heute gar nicht für bevorzugt gelten, übersät denken dürfen mit Gehöften mit mehr oder weniger großem Landbesitz und mehr oder weniger reichen Baulichkeiten.

Ausonius schildert sie uns ja, diese Villen am sonnigen Moselufer, mit ihren Säulengängen und Türmen, die sich im Flusse spiegeln: bald auf vorspringender Landzunge gelegen, um die die vielgewundene Mosel sich schlängelt, bald in geschützter, ruhiger Bucht, in die sie den Fluß sich nachzuziehen scheinen, bald oben auf der Höhe über rebenbewachsenen Hängen. Die Ruinen aber, hier und dort freigelegt, im Verein mit den Schätzen des Trierer Museums, machen es der Phantasie leicht, die Worte des Dichters durch anschauliche Bilder zu beleben. Wir kennen diese Villen weit besser als die Stadthäuser der römischen Zeit, die, meist unter modernen Städten begraben, gründlicherer Zerstörung ausgesetzt und gründlicher Ausgrabung entzogen sind. Drei Typen der Villen hat man unterschieden: hier die „Wirtschaftsvilla“, den „Meierhof“, bei dem ein großer Hof auf allen Seiten von Wohn- und Wirtschaftsräumen umgeben ist, Anlagen von meist annähernd quadratischem Grundplan; dort die langgestreckte „Lustvilla“, nur auf den Sommeraufenthalt des Städters berechnet und von dem unentbehrlichen Wirtschaftshof getrennt, mit einer Veranda an der ganzen Front ausgestattet und mit allen Räumen der Sonne und der Aussicht zugewandt; schließlich die Gutshöfe der Großgrundbesitzer, die beides in sich vereinigen, mit Wirtschaftshöfen und prunkvollen Säulenhöfen, die sich den Bauten Italiens an die Seite stellen können.

Abb. 119. Grabstein des Reiters Dolanus im Museum zu Wiesbaden. (Zu Seite 141.)

Heute tut es der Rhein der Mosel an Zahl und Pracht seiner Villen zuvor. Damals war es umgekehrt. Zu der Zeit, als Ausonius sich durch die Rebenhügel der Mosel an die Ufer der heimischen Garonne erinnern ließ, als der verwöhnte Südländer sich im Moselland so wohl fühlte, daß er es begeistert besang, zu dieser Zeit ging es am Rhein schon gar

unruhig her, und keine Bilder friedlichen Wohlstands werden sich dort dem Blick des Reisenden dargeboten haben; die Strecke des linken Ufers aber, auf der sich heute wohl die glänzendsten Landsitze aneinander reihen, lag schon vor der Eroberung des Limes im Angesicht des feindlichen Barbarenlandes und konnte der Rüstung nicht entraten. Dort jedoch, wo der Limes den Rhein als Grenze abgelöst hatte, konnte sich fast zwei Jahrhunderte hindurch wohl ein ähnliches Leben entfalten wie in der benachbarten Belgica, und auch im rechtsrheinischen Limesgebiet kamen neben den zahlreichen Meierhöfen auch Sommervillen der Stadtbewohner auf, und ein erfahrener Beobachter ist der Ansicht, daß manche Villen der Umgebung von Heddernheim zu diesem städtisch entwickelten Vorort des Taunusgaues sich ähnlich verhielten, „wie die Frankfurter Patrizierhöfe zur mittelalterlichen Stadt“. Marmortäfelung und Mosaikfußböden (Abb. 96) wie in den üppigen Villen der Belgica wird man dort freilich nicht gefunden haben und so reichen Bildschmuck, wie ihn zum Beispiel der hermenumrahmte Parkteich von Welschbillig bezeugt, werden auch die wohlhabendsten Villen des Maingaus nicht aufgewiesen haben. Aber solcher Luxus zog auch im Moseltal, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, wohl erst im Gefolge der kaiserlichen Hofhaltung zu Trier ein, also zu einer Zeit, in der die Landsitze des rechten Ufers verlassen waren, und unter den gleichzeitigen Villen des rechten und des linken Rheinufers wird kein so großer Unterschied der Ausstattung und Größe und schwerlich ein anderer als dieser bestanden haben.

Der Vergleich dieser Anlagen mit gleichartigen Italiens ist durch den Mangel hinreichender Beobachtungen fast ebenso sehr erschwert wie der mit den Stadthäusern der Rheinlande. Zwei Unterschiede aber fallen sofort ins Auge und würden kaum verkannt werden, wenn auch die Funde sie nicht bezeugten, da sie das Klima forderte: die große Zahl der heizbaren Räume bei allen Villen diesseits der Alpen und der damit verbundene ausgedehnte Gebrauch des Fensterglases.

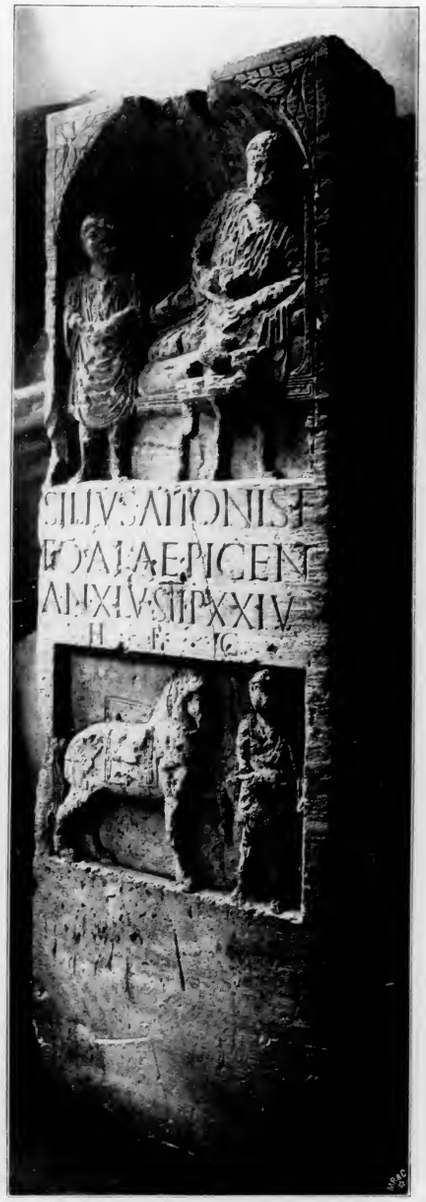


Abb. 120. Grabstein mit sogen. Totenmahl. Museum zu Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 141.)

Damit hatte der Norden den römischen Eroberern zwei wichtige Kulturgeschenke abgewonnen, die freilich nur im Besitze gar weniger die folgenden Stürme der Völkerwanderung überdauern sollten, und deren

erstes noch lange nachher auf einen ganz engen Kreis beschränkt blieb, um dann in der ihm von den Römern gegebenen Form wieder ganz abzukommen und in einer unvollkommeneren, aber bescheidenen Verhältnissen mehr entsprechenden Gestalt weiterzuleben, bis erst unsere Zeit zu einer der römischen verwandten Lösung der Aufgabe in ausgedehnterem Maße zurückzukehren sich bemüht hat. Denn die römische Hypokaustenheizung, deren Anwendung jede Villenruine bezeugt, war freilich nur im Steinhaus brauchbar, und dieses Steinhaus mag vielleicht im Moseltal, wie man vermutet hat, seit der Römerzeit sich behauptet haben: im allgemeinen ist es vor dem germanischen Holz- und Fachwerkbau wieder zurückgewichen und nach jahrhundertelanger Beschränkung auf kirchliche und fürstliche Bauten erst spät zu allgemeinem Gebrauch durchgedrungen.

Die über den Limes und den Rhein einbrechenden Germanen richteten sich wohl in den römischen Häusern wohnlich ein; aber wo diese der Zerstörung verfielen, wurden sie durch Häuser nach altem germanischen Gebrauch ersetzt, und wenn gerade in der Baukunst die Sprache, deutlicher als die Denkmäler, einen so überaus starken römischen Einfluß bezeugt — es sei nur erinnert an Mauer, Fenster, Söller, Estrich, Kammer, Keller, Kemenate —, so ist es doch sehr fraglich, ob dieser durch ununterbrochene Tradition bis in die Zeit der römischen Eroberung zurückreicht, nicht vielmehr, in späteren Jahrhunderten auf Umwegen von neuem zugeführt, die schwachen Nachwirkungen der einst einheimisch gewordenen römischen Kultur neu belebt hat: es sind die am weitesten in romanisches Gebiet vorgedrungenen Stämme, die sich an den römischen Steinbau zuerst gewöhnt haben.

* * *

Wie heute Eisenbahnen das erste Erfordernis erfolgreicher Kolonisation sind, sobald sich der Kolonisator vom Meer entfernt, so waren es im Altertum Straßen. Das wußte man nirgends besser als in Rom, und wie mit Polypenarmen umklammert das eroberte Land alsbald ein Netz von Straßen. Am nötigsten war das in einem Grenzland, in dem man feindlicher Angriffe stets gewärtig sein mußte, von dem man zu weiteren Eroberungen vorzugehen gedachte. Das linke Rheinufer hat teil an dem Straßennetz Galliens, dessen zweckentsprechende Ausgestaltung dem Agrippa zugeschrieben wird, dessen Hauptzüge aber schon zu Cäsars Zeit und früher bestanden haben müssen. Die großen Lager untereinander zu verbinden und von Gallien und Italien aus möglichst schnell erreichbar zu machen, war hier die erste Forderung. Wir können noch nachweisen, wie sie erfüllt worden ist. Verwischt hingegen sind die Wege, auf denen die Feldherren der augusteischen Zeit in Germanien eindrangen, gewiß oft selbst sie erst bahnend, wie wir auf der Trajanssäule die römischen Truppen durch die Wälder Daciens sich Wege bahnen sehen. Weder die limites und aggeres, durch die Germanicus die Festung Alison mit dem Rhein verband (S. 17), noch die pontes longi des Domitius (S. 22) sind mit Sicherheit nachgewiesen, und alles, was man sonst über Römerwege im nordwestlichen Deutschland zu lesen bekommt, beruht im besten Fall auf wahrscheinlicher Vermutung; ja die Erfahrungen der Ausgrabungen von Haltern lassen die Hoffnung nicht allzugroß erscheinen, daß örtliche Untersuchungen jemals den Bereich der Vermutungen erheblich einschränken werden. Dagegen wird uns das Straßennetz des Limesgebiets sehr gut bekannt sein, wenn die Limesforscher ihre Arbeit abgeschlossen haben werden, die schon wegen der rückwärtigen Verbindung des Limes und seiner Kastelle mit den großen Rheinlagern sich auch auf die Untersuchung der Straßen erstrecken mußte. Hier hat die Dauer der römischen Herrschaft dauerhafte Straßenbauten gestattet, von denen sich, wenn der Straßenzug erst gefunden ist, deutliche Spuren nachweisen lassen; hier kennen wir jetzt beide Endpunkte, deren Verbindungslinie wir lediglich in der Straße aufdecken, während bei den Feldzügen der augusteischen Zeit uns höchstens der Ausgangspunkt sicher, das Ziel nur ganz im allgemeinen bekannt ist; hier kommt endlich das Zeugnis der Meilensteine (Abb. 97) und anderer inschriftlicher Denkmäler hinzu, das wir in dem niemals zum Reich geschlagenen Gebiet entbehren müssen. Aber hier ist jetzt auch methodische Forschung in Tätigkeit, im Vollbesitz aller Hilfsmittel. Niemand kann

Abb. 121. Das Grabdenkmal im Dorfe Igel bei Trier. (Zu Seite 141.)

erstes noch lange nachher auf einen ganz engen Kreis beschränkt blieb, um dann in der ihm von den Römern gegebenen Form wieder ganz abzukommen und in einer unvollkommeneren, aber bescheidenen Verhältnissen mehr entsprechenden Gestalt weiterzuleben, bis erst unsere Zeit zu einer der römischen verwandten Lösung der Aufgabe in ausgedehnterem Maße zurückzukehren sich bemüht hat. Denn die römische Hypokaustenheizung, deren Anwendung jede Villenruine bezeugt, war freilich nur im Steinhaus brauchbar, und dieses Steinhaus mag vielleicht im Moseltal, wie man vermutet hat, seit der Römerzeit sich behauptet haben: im allgemeinen ist es vor dem germanischen Holz- und Fachwerkbau wieder zurückgewichen und nach jahrhundertelanger Beschränkung auf kirchliche und fürstliche Bauten erst spät zu allgemeinem Gebrauch durchgedrungen.

Die über den Limes und den Rhein einbrechenden Germanen richteten sich wohl in den römischen Häusern wohnlich ein; aber wo diese der Zerstörung verfielen, wurden sie durch Häuser nach altem germanischen Gebrauch ersetzt, und wenn gerade in der Baukunst die Sprache, deutlicher als die Denkmäler, einen so überaus starken römischen Einfluß bezeugt — es sei nur erinnert an Mauer, Fenster, Söller, Estrich, Kammer, Keller, Kemenate —, so ist es doch sehr fraglich, ob dieser durch ununterbrochene Tradition bis in die Zeit der römischen Eroberung zurückreicht, nicht vielmehr, in späteren Jahrhunderten auf Umwegen von neuem zugeführt, die schwachen Nachwirkungen der einst einheimisch gewordenen römischen Kultur neu belebt hat: es sind die am weitesten in romanisches Gebiet vorgedrungenen Stämme, die sich an den römischen Steinbau zuerst gewöhnt haben.

* * *

Wie heute Eisenbahnen das erste Erfordernis erfolgreicher Kolonisation sind, sobald sich der Kolonisator vom Meer entfernt, so waren es im Altertum **Straßen**. Das wußte man nirgends besser als in Rom, und wie mit Polypenarmen umklammert das eroberte Land alsbald ein Netz von Straßen. Am nötigsten war das in einem Grenzland, in dem man feindlicher Angriffe stets gewärtig sein mußte, von dem man zu weiteren Eroberungen vorzugehen gedachte. Das linke Rheinufer hat teil an dem Straßennetz Galliens, dessen zweckentsprechende Ausgestaltung dem Agrippa zugeschrieben wird, dessen Hauptzüge aber schon zu Cäsars Zeit und früher bestanden haben müssen. Die großen Lager untereinander zu verbinden und von Gallien und Italien aus möglichst schnell erreichbar zu machen, war hier die erste Forderung. Wir können noch nachweisen, wie sie erfüllt worden ist. Verwischt hingegen sind die Wege, auf denen die Feldherren der augusteischen Zeit in Germanien eindrangen, gewiß oft selbst sie erst bahnend, wie wir auf der Trajanssäule die römischen Truppen durch die Wälder Daciens sich Wege bahnen sehen. Weder die limites und aggeres, durch die Germanicus die Festung Alison mit dem Rhein verband (S. 17), noch die pontes longi des Domitius (S. 22) sind mit Sicherheit nachgewiesen, und alles, was man sonst über Römerwege im nordwestlichen Deutschland zu lesen bekommt, beruht im besten Fall auf wahrscheinlicher Vermutung; ja die Erfahrungen der Ausgrabungen von Haltern lassen die Hoffnung nicht allzugroß erscheinen, daß örtliche Untersuchungen jemals den Bereich der Vermutungen erheblich einschränken werden. Dagegen wird uns das Straßennetz des Limesgebiets sehr gut bekannt sein, wenn die Limesforscher ihre Arbeit abgeschlossen haben werden, die schon wegen der rückwärtigen Verbindung des Limes und seiner Kastelle mit den großen Rheinlagern sich auch auf die Untersuchung der Straßen erstrecken mußte. Hier hat die Dauer der römischen Herrschaft dauerhafte Straßenbauten gestattet, von denen sich, wenn der Straßenzug erst gefunden ist, deutliche Spuren nachweisen lassen; hier kennen wir jetzt beide Endpunkte, deren Verbindungslinie wir lediglich in der Straße aufdecken, während bei den Feldzügen der augusteischen Zeit uns höchstens der Ausgangspunkt sicher, das Ziel nur ganz im allgemeinen bekannt ist; hier kommt endlich das Zeugnis der Meilensteine (Abb. 97) und anderer inschriftlicher Denkmäler hinzu, das wir in dem niemals zum Reich geschlagenen Gebiet entbehren müssen. Aber hier ist jetzt auch methodische Forschung in Tätigkeit, im Vollbesitz aller Hilfsmittel. Niemand kann

Abb. 121. Das Grabdenkmal im Dorfe Igel bei Trier. (Zu Seite 141.)

Abb. 122. Von einem Grabdenkmal aus Neumagen im Museum zu Trier.
Aus Hettners Führer durch das Provinzialmuseum in Trier. (Zu Seite 141 f.)

den ungeheueren Fortschritt der Wissenschaft verkennen, der eine Arbeit etwa von Georg Wolff mit des wackeren Schneider zehn Heften über „die Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken im deutschen Reiche“ oder selbst mit des vortrefflichen Schmidt verdienstlichen „Forschungen über die Römerstraßen“ vergleicht; und doch stellte auch Schneider „nach örtlichen Untersuchungen“ dar, und doch war Schmidt ein ausgezeichneter Beobachter im Gelände. Wer in Zukunft die von den besten der Limesforscher aufgestellten Grundsätze außer acht läßt, wo sie irgend Geltung haben können, und wer da, wo jene Grundsätze keine Geltung haben, nicht wenigstens Zurückhaltung gelernt hat, der hat keinen Anspruch auf Beachtung.

Nicht allzuviel ist, was uns die literarischen Quellen bieten: neben zerstreuten Notizen, bei denen dann noch die Zahlenangaben meist der Verderbnis ausgesetzt waren, vor allem das sogenannte Itinerarium provinciarum Antonini Augusti und die berühmte Tabula Peutingeriana, jenes ein Stationenverzeichnis, das nur die wichtigsten Heerstraßen berücksichtigt und für das Limesgebiet ganz versagt — seiner Entstehungszeit entsprechend, da es die Spuren der Diocletianischen Reichsordnung erkennen läßt und mit Unrecht den Namen des Kaisers Antoninus (Caracalla) im Titel führt; diese eine Straßenkarte, die bei der Verzerrung des Kartenbildes nicht mehr gibt als ein solches Verzeichnis, ja trotz aller Verzerrung sich noch größere Beschränkung auferlegen muß. Zu den inschriftlichen Quellen leitet uns über der Stein von Tongeren, der ganz in der Art eines Itinerars die Entfernungen verzeichnete von dem Fundort bis nach Worms, nur für die Strecke von Bonn bis Worms noch erhalten. Da er die Entfernungen in gallischen Leugen statt in römischen Meilen angibt, ist der Stein nicht älter als das Jahr 202 n. Chr., mit dem dieser Brauch auf den Meilensteinen aufkommt; wahrscheinlich aber stammt er erst aus dem Ende des Jahrhunderts, und scharfsinnig hat man aus einer Abweichung seiner Angaben von denen des Itinerars und der Peutingerschen Karte eine den Weg verkürzende Verlegung der Straße erschlossen, die wir auch auf andere Art erweisen können und in jener anderen Überlieferung nur deshalb nicht finden, weil von ihr in diesem Fall ältere Quellen benutzt sind.

Den historischen Wert manches gewöhnlichen Meilensteins aber hat für unser Gebiet vornehmlich Zangemeister in vorbildlichen Arbeiten anschaulich gezeigt. Richtig gelesen und wo es not tut ergänzt, lehren uns die Inschriften dieser bescheidenen Denkmäler —

zum Glück nicht ganz so wortkarg wie die unserer Kilometersteine — zunächst das Alter einer Straße kennen, nicht freilich immer das Jahr ihrer Erbauung, sondern nur einen spätesten Termin dafür — denn man sparte bei Erneuerungen der Straßen die Meilensteine nicht, und es sind in Castel z. B., am ursprünglichen Platz aufrecht stehend, zwei nebeneinander gefunden worden, beide ab Aquis Mattiacorum die Entfernung rechnend, der eine, im Jahre 122 n. Chr. gesetzt, nach römischen Meilen, der andere nach Leugen, also frühestens aus dem dritten Jahrhundert stammend, doch auch der ältere gewiß nicht der erste an dieser Stelle (Abb. 97). Die Steine bezeugen uns ferner den Charakter der Straße als einer Staatsstraße — denn nur an diesen, wahrscheinlich an allen, werden Meilensteine gestanden haben —, bezeugen für die Gegend, durch die die Straße zieht, die Zugehörigkeit zum Reich — so hat man sonst nicht bezeugte Eroberungen Vespasians auf dem rechten Ufer des oberen Rheins aus einer von ihm erbauten Straße erschließen können (S. 63) —, bezeugen durch den Namen des Orts, von dem ab die Meilen gezählt werden, die Zugehörigkeit zur einen oder zur anderen Provinz — so konnte die Grenze beider Germanien schon annähernd bestimmt werden, ehe mit anderen inschriftlichen Mitteln ihre genaue Festlegung am Vinxtbach gelang (S. 114) —, oder die Zugehörigkeit zu dieser oder jener civitas, da manche Straßen wohl immer von den civitates erbaut und erhalten, alle, wie es scheint in späterer Zeit, ihnen übertragen worden sind, so daß nicht nur eine Querstraße, wie kaum anders möglich, von Argentoratum ihre Meilen zählt, sondern auch eine von der Provinzialhauptstadt ausgehende Hauptstraße in späterer Zeit nicht mehr durchweg, wie anfangs von Mogontiacum, sondern von Lopodunum oder Aquae ab rechnet.

Neuerdings hat, wie wir schon sahen (S. 116), Domaszewski in den Weihungen der an Knotenpunkten der Straßen stehenden Beneficiarierposten eine andere wichtige Quelle der Straßenforschung erschlossen, Weihungen, die, besonders zahlreich seit der Zeit des Commodus, für ihre Zeit zugleich die bessere Stellung der Weihenden und die wachsende Unsicherheit des Verkehrs zu bezeugen scheinen.

Aber gar viele Straßen bleiben wohl immer stumm und allein der archäologischen Erforschung überlassen. Diese wird an den durch Meilensteine und andere Funde sicher bezeugten und zeitlich bestimmten die Bauart kennen zu lernen suchen; aber sie wird sich hüten, die Erfahrung auf der einen Strecke ohne weiteres für maßgebend zu halten für eine andere. Denn mit dem Zweck und den Ansprüchen an die Widerstandsfähigkeit, mit der Zeit und den Bedingungen des Bodens wird auch die Art der Herstellung gewechselt haben. Während manche Strecken die ganze Solidität römischer Bauweise erkennen lassen, haben sich andere, auch sicher römische Straßen prähistorischen Wegen angeschlossen und sind nur streckenweise durch künstliche Schotterung befestigt worden. Aber das Studium des Straßenkörpers selbst ist erst die allerletzte, oft gar nicht mehr in Betracht kommende Stufe der Untersuchung, der meist ein Studium der Lokalliteratur, der Flurkarten und Urkunden (um der zuweilen auf eine Spur führenden Namen willen), eine Sammlung aller Fundnotizen — nicht selten vergeblich — vorausgehen wird.

Abb. 123. Von einem Grabdenkmal aus Neumagen im Museum zu Trier.
Aus Hettners Führer. (Zu Seite 141 f.)

Vor diesen Landstraßen, die erst gesucht werden müssen, scheinen die Wasserstraßen, von denen

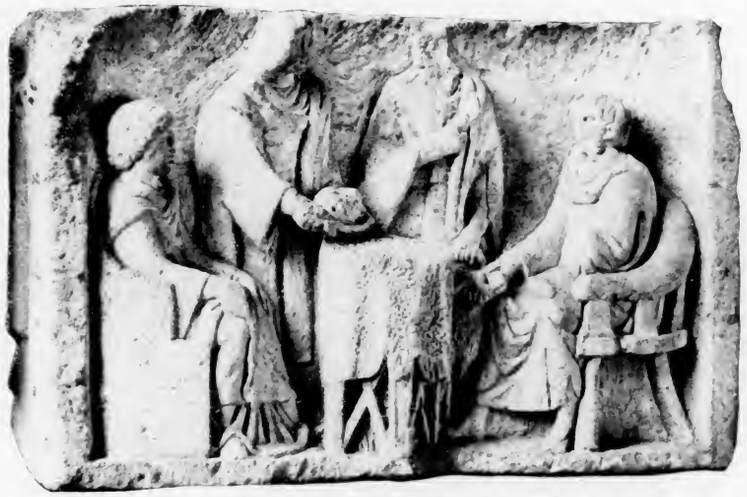


Abb. 122. Von einem Grabdenkmal aus Neumagen im Museum zu Trier.
Aus Hettners Führer durch das Provinzialmuseum in Trier. (Zu Seite 141 f.)

den ungeheueren Fortschritt der Wissenschaft verkennen, der eine Arbeit etwa von Georg Wolff mit des wackeren Schneider zehn Heften über „die Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken im deutschen Reiche“ oder selbst mit des vortrefflichen Schmidt verdienstlichen „Forschungen über die Römerstraßen“ vergleicht; und doch stellte auch Schneider „nach örtlichen Untersuchungen“ dar, und doch war Schmidt ein ausgezeichneter Beobachter im Gelände. Wer in Zukunft die von den besten der Limesforscher aufgestellten Grundsätze außer acht läßt, wo sie irgend Geltung haben können, und wer da, wo jene Grundsätze keine Geltung haben, nicht wenigstens Zurückhaltung gelernt hat, der hat keinen Anspruch auf Beachtung.

Nicht allzuviel ist, was uns die literarischen Quellen bieten: neben zerstreuten Notizen, bei denen dann noch die Zahlenangaben meist der Verderbnis ausgesetzt waren, vor allem das sogenannte Itinerarium provinciarum Antonini Augusti und die berühmte Tabula Peutingeriana, jenes ein Stationenverzeichnis, das nur die wichtigsten Heerstraßen berücksichtigt und für das Limesgebiet ganz versagt — seiner Entstehungszeit entsprechend, da es die Spuren der Diocletianischen Reichsordnung erkennen läßt und mit Unrecht den Namen des Kaisers Antoninus (Caracalla) im Titel führt; diese eine Straßenkarte, die bei der Verzerrung des Kartenbildes nicht mehr gibt als ein solches Verzeichnis, ja trotz aller Verzerrung sich noch größere Beschränkung auferlegen muß. Zu den inschriftlichen Quellen leitet uns über der Stein von Tongeren, der ganz in der Art eines Itinerars die Entfernungen verzeichnete von dem Fundort bis nach Worms, nur für die Strecke von Bonn bis Worms noch erhalten. Da er die Entfernungen in gallischen Leugen statt in römischen Meilen angibt, ist der Stein nicht älter als das Jahr 202 n. Chr., mit dem dieser Brauch auf den Meilensteinen aufkommt; wahrscheinlich aber stammt er erst aus dem Ende des Jahrhunderts, und scharfsinnig hat man aus einer Abweichung seiner Angaben von denen des Itinerars und der Peutingerschen Karte eine den Weg verkürzende Verlegung der Straße erschlossen, die wir auch auf andere Art erweisen können und in jener anderen Überlieferung nur deshalb nicht finden, weil von ihr in diesem Fall ältere Quellen benutzt sind.

Den historischen Wert manches gewöhnlichen Meilensteins aber hat für unser Gebiet vornehmlich Zangemeister in vorbildlichen Arbeiten anschaulich gezeigt. Richtig gelesen und wo es not tut ergänzt, lehren uns die Inschriften dieser bescheidenen Denkmäler —

zum Glück nicht ganz so wortkarg wie die unserer Kilometersteine — zunächst das Alter einer Straße kennen, nicht freilich immer das Jahr ihrer Erbauung, sondern nur einen spätesten Termin dafür — denn man sparte bei Erneuerungen der Straßen die Meilensteine nicht, und es sind in Castel z. B., am ursprünglichen Platz aufrecht stehend, zwei nebeneinander gefunden worden, beide ab Aquis Mattiacorum die Entfernung rechnend, der eine, im Jahre 122 n. Chr. gesetzt, nach römischen Meilen, der andere nach Leugen, also frühestens aus dem dritten Jahrhundert stammend, doch auch der ältere gewiß nicht der erste an dieser Stelle (Abb. 97). Die Steine bezeugen uns ferner den Charakter der Straße als einer Staatsstraße — denn nur an diesen, wahrscheinlich an allen, werden Meilensteine gestanden haben —, bezeugen für die Gegend, durch die die Straße zieht, die Zugehörigkeit zum Reich — so hat man sonst nicht bezeugte Eroberungen Vespasians auf dem rechten Ufer des oberen Rheins aus einer von ihm erbauten Straße erschließen können (S. 63) —, bezeugen durch den Namen des Orts, von dem ab die Meilen gezählt werden, die Zugehörigkeit zur einen oder zur anderen Provinz — so konnte die Grenze beider Germanien schon annähernd bestimmt werden, ehe mit anderen inschriftlichen Mitteln ihre genaue Festlegung am Vinxtbach gelang (S. 114) —, oder die Zugehörigkeit zu dieser oder jener civitas, da manche Straßen wohl immer von den civitates erbaut und erhalten, alle, wie es scheint in späterer Zeit, ihnen übertragen worden sind, so daß nicht nur eine Querstraße, wie kaum anders möglich, von Argentoratum ihre Meilen zählt, sondern auch eine von der Provinzialhauptstadt ausgehende Hauptstraße in späterer Zeit nicht mehr durchweg, wie anfangs von Mogontiacum, sondern von Lopodunum oder Aquae ab rechnet.

Neuerdings hat, wie wir schon sahen (S. 116), Domaszewski in den Weihungen der an Knotenpunkten der Straßen stehenden Beneficiarierposten eine andere wichtige Quelle der Straßenforschung erschlossen, Weihungen, die, besonders zahlreich seit der Zeit des Commodus, für ihre Zeit zugleich die bessere Stellung der Weihenden und die wachsende Unsicherheit des Verkehrs zu bezeugen scheinen.

Aber gar viele Straßen bleiben wohl immer stumm und allein der archäologischen Erforschung überlassen. Diese wird an den durch Meilensteine und andere Funde sicher bezeugten und zeitlich bestimmten die Bauart kennen zu lernen suchen; aber sie wird sich hüten, die Erfahrung auf der einen Strecke ohne weiteres für maßgebend zu halten für eine andere. Denn mit dem Zweck und den Ansprüchen an die Widerstandsfähigkeit, mit der Zeit und den Bedingungen des Bodens wird auch die Art der Herstellung gewechselt haben. Während manche Strecken die ganze Solidität römischer Bauweise erkennen lassen, haben sich andere, auch sicher römische Straßen prähistorischen Wegen angeschlossen und sind nur streckenweise durch künstliche Schotterung befestigt worden. Aber das Studium des Straßenkörpers selbst ist erst die allerletzte, oft gar nicht mehr in Betracht kommende Stufe der Untersuchung, der meist ein Studium der Lokalliteratur, der Flurkarten und Urkunden (um der zuweilen auf eine Spur führenden Namen willen), eine Sammlung aller Fundnotizen — nicht selten vergeblich — vorausgehen wird.

Abb. 123. Von einem Grabdenkmal aus Neumagen im Museum zu Trier.
Aus Hettners Führer. (Zu Seite 141 f.)

Vor diesen Landstraßen, die erst gesucht werden müssen, scheinen die Wasserstraßen, von denen

Abb. 124. Von einem Grabdenkmal aus Neumagen im Museum zu Trier.
Aus Hettners Führer. (Zu Seite 141 f.)

nun noch ein Wort zu sagen ist, den großen Vorzug zu haben, daß sie, als zur „Örtlichkeit“ gehörig, nach Moltkes Wort auch als „ein von der längst vergangenen Begebenheit übrig gebliebenes Stück Wirklichkeit“ gelten dürfen — dem Zweifel entzogen, wie man meinen sollte! Und doch, wie viel Unsicherheit, wie viel Widerspruch trägt gerade die verschiedene Beurteilung dieses „Stückes Wirklichkeit“ in das Bild der Feldzüge in Germanien! Der eine hält die Lippe bis über Lippstadt ja bis Neuhaus hinauf, der andere nur bis Haltern für schiffbar (S. 18); der eine läßt die Schiffe des Germanicus in der Ems bis Greven aufwärts fahren, ein anderer nur bis Meppen (S. 36), während ein dritter Flüßchen bei den Kriegsoperationen der Römer in Betracht zieht, die heute kaum einen Nachen tragen können; und der eine der Flüsse, die solchem Streit entrückt sind, weil an ihrer Schiffbarkeit niemand zweifeln kann, der wichtigste für uns, der Rhein, hat seinen Lauf seit der Römerzeit so sehr verändert, daß mehr als einmal auf dem rechten Ufer liegt, was einst auf dem linken lag, oder umgekehrt, weit ab vom Fluß, was einst sich unmittelbar am Ufer befand (vgl. die Karte zw. S. 38 u. S. 39); und dann taucht bei ihm statt der Frage nach der Schiffbarkeit die andere nach der Überschreitbarkeit auf, die Frage nach den Brücken.

Indessen ist die Verschiedenheit der Meinungen über die Schiffbarkeit der kleineren und kleinsten deutschen Flüsse fast nur für die Eroberungszüge in Germanien von Bedeutung, auf die wir hier nicht zurückkommen wollen. Für unsere Vorstellung von dem in den eroberten Gebieten erblühenden Leben und von den Truppenbewegungen innerhalb der Reichsgrenzen macht es nicht viel aus, wie weit hinauf etwa der Main oder der Neckar befahren werden konnte, da beim Versagen der Schiffbarkeit auf jeden Fall die Straßen den Wasserweg ersetzen konnten, und überdies der Landweg immer schneller zum Ziel geführt haben wird. Deshalb braucht hier nur vom Rhein gesprochen zu

Abb. 125. Von einem Grabdenkmal aus Neumagen im Museum zu Trier.
Aus Hettners Führer. (Zu Seite 141 f.)

werden, wobei noch eines Teils des römischen Heeres zu gedenken ist, der bisher nur flüchtig erwähnt wurde (S. 104), der Rheinflotte, die von Drusus gegründet, durch Germanicus vorübergehend auf einen hohen Stand gebracht, bis ins vierte Jahrhundert nachweisbar ist.

Stand der Rhein als Verkehrsweg zunächst vornehmlich im Dienst des Heeres — wie ja auch bei den Landstraßen der militärische Zweck an erster Stelle stand —, so wird sich doch wie auf den Straßen so auf dem Strom bald auch ein friedlicher Verkehr entwickelt haben, zumal da, wo beide Ufer zum Reich gehörten. Diesen friedlichen Handelsverkehr zu schützen, war in Zeiten, in denen große Seezüge, Fahrten nach Ems, Weser und Elbe nicht mehr unternommen wurden, die eine Hälfte der Aufgabe der Rheinflotte — der classis Germanica —, die ihr Lager bei Alteburg, zwei Kilometer südlich von Köln, hatte. Sollte sie aber daneben zum Schutz der Grenze in Untergermanien wirksam beitragen, so ist es kaum glaublich, daß sie jemals, wie Tacitus für das Jahr 69 zu bezeugen scheint, nur aus 24 Schiffen bestanden hat, selbst wenn man darunter nur die eigentlichen Kriegsschiffe versteht, neben denen die Flotte allezeit min-

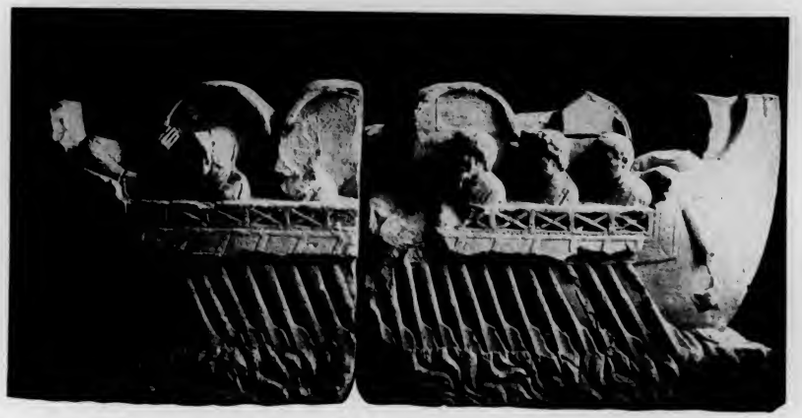


Abb. 126. Von einem Grabdenkmal aus Neumagen im Museum zu Trier.
Aus Hettners Führer. (Zu Seite 141 f.)

destens ebenso viele — zu der Zeit, als die Flotte des Germanicus insgesamt tausend Kiele zählte, gewiß sehr viel mehr — Lastschiffe aufzuweisen hatte.

Wie groß man sich aber auch den Schiffsverkehr auf dem Rhein vorstellen mag, zumal den Verkehr beider Ufer innerhalb des Limesgebiets: alljährlich wurde damals wie heute und mehr als heute der Verkehr auf dem Wasser zeitweise erschwert oder ganz unterbrochen, und das Bedürfnis drängte an einigen Hauptpunkten, den Knotenpunkten der die Wasserstraßen kreuzenden Landstraßen, zur Herstellung einer ständigen, vom Eisgang unabhängigen Verbindung beider Ufer, sobald man die rechte Rheinseite dauernd zu besetzen gedachte. Von den Rheinbrücken des Drusus ist uns nur eine dunkle Kunde erhalten in einer vielbehandelten, aber noch nicht recht aufgehellten Stelle des Florus. Germanicus schlug nach des Tacitus Zeugnis im Jahre 14 bei Vetera eine Brücke, als er seine Truppen durch einen raschen Streifzug ins Land der Marser beruhigen wollte (S. 34). Es wird eine Schiffbrücke gewesen sein, die man nach der Rückkehr wieder abbrach. Gleichfalls bei Vetera, aber vermutlich an anderer Stelle, stand die Brücke, auf der er im folgenden Jahre sein Heer zu dem größeren Feldzug hinüberführte, und die nach der Kunde von dem Schicksal der Truppen nur durch Agrippinas Energie vor der vorzeitigen Zerstörung bewahrt wurde (S. 36). Und eine ähnliche Brücke — sei es nun Schiffbrücke oder, nach dem von Cäsar bereits

Abb. 124. Von einem Grabdenkmal aus Neumagen im Museum zu Trier.
Aus Hettners Führer. (Zu Seite 141 f.)

nun noch ein Wort zu sagen ist, den großen Vorzug zu haben, daß sie, als zur „Örtlichkeit“ gehörig, nach Moltkes Wort auch als „ein von der längst vergangenen Begebenheit übrig gebliebenes Stück Wirklichkeit“ gelten dürfen — dem Zweifel entzogen, wie man meinen sollte! Und doch, wie viel Unsicherheit, wie viel Widerspruch trägt gerade die verschiedene Beurteilung dieses „Stückes Wirklichkeit“ in das Bild der Feldzüge in Germanien! Der eine hält die Lippe bis über Lippstadt ja bis Neuhaus hinauf, der andere nur bis Haltern für schiffbar (S. 18); der eine läßt die Schiffe des Germanicus in der Ems bis Greven aufwärts fahren, ein anderer nur bis Meppen (S. 36), während ein dritter Flüßchen bei den Kriegsoperationen der Römer in Betracht zieht, die heute kaum einen Nachen tragen können; und der eine der Flüsse, die solchem Streit entrückt sind, weil an ihrer Schiffbarkeit niemand zweifeln kann, der wichtigste für uns, der Rhein, hat seinen Lauf seit der Römerzeit so sehr verändert, daß mehr als einmal auf dem rechten Ufer liegt, was einst auf dem linken lag, oder umgekehrt, weit ab vom Fluß, was einst sich unmittelbar am Ufer befand (vgl. die Karte zw. S. 38 u. S. 39); und dann taucht bei ihm statt der Frage nach der Schiffbarkeit die andere nach der Überschreitbarkeit auf, die Frage nach den Brücken.

Indessen ist die Verschiedenheit der Meinungen über die Schiffbarkeit der kleineren und kleinsten deutschen Flüsse fast nur für die Eroberungszüge in Germanien von Bedeutung, auf die wir hier nicht zurückkommen wollen. Für unsere Vorstellung von dem in den eroberten Gebieten erblühenden Leben und von den Truppenbewegungen innerhalb der Reichsgrenzen macht es nicht viel aus, wie weit hinauf etwa der Main oder der Neckar befahren werden konnte, da beim Versagen der Schiffbarkeit auf jeden Fall die Straßen den Wasserweg ersetzen konnten, und überdies der Landweg immer schneller zum Ziel geführt haben wird. Deshalb braucht hier nur vom Rhein gesprochen zu

Abb. 125. Von einem Grabdenkmal aus Neumagen im Museum zu Trier.
Aus Hettners Führer. (Zu Seite 141 f.)

werden, wobei noch eines Teils des römischen Heeres zu gedenken ist, der bisher nur flüchtig erwähnt wurde (S. 104), der Rheinflotte, die von Drusus gegründet, durch Germanicus vorübergehend auf einen hohen Stand gebracht, bis ins vierte Jahrhundert nachweisbar ist.

Stand der Rhein als Verkehrsweg zunächst vornehmlich im Dienst des Heeres — wie ja auch bei den Landstraßen der militärische Zweck an erster Stelle stand —, so wird sich doch wie auf den Straßen so auf dem Strom bald auch ein friedlicher Verkehr entwickelt haben, zumal da, wo beide Ufer zum Reich gehörten. Diesen friedlichen Handelsverkehr zu schützen, war in Zeiten, in denen große Seezüge, Fahrten nach Ems, Weser und Elbe nicht mehr unternommen wurden, die eine Hälfte der Aufgabe der Rheinflotte — der classis Germanica —, die ihr Lager bei Alteburg, zwei Kilometer südlich von Köln, hatte. Sollte sie aber daneben zum Schutz der Grenze in Untergermanien wirksam beitragen, so ist es kaum glaublich, daß sie jemals, wie Tacitus für das Jahr 69 zu bezeugen scheint, nur aus 24 Schiffen bestanden hat, selbst wenn man darunter nur die eigentlichen Kriegsschiffe versteht, neben denen die Flotte allezeit min-

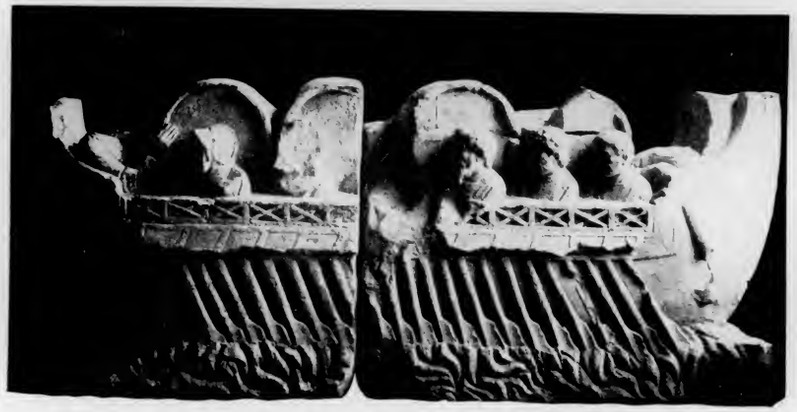


Abb. 126. Von einem Grabdenkmal aus Neumagen im Museum zu Trier.
Aus Hettners Führer. (Zu Seite 141 f.)

destens ebenso viele — zu der Zeit, als die Flotte des Germanicus insgesamt tausend Kiele zählte, gewiß sehr viel mehr — Lastschiffe aufzuweisen hatte.

Wie groß man sich aber auch den Schiffsverkehr auf dem Rhein vorstellen mag, zumal den Verkehr beider Ufer innerhalb des Limesgebiets: alljährlich wurde damals wie heute und mehr als heute der Verkehr auf dem Wasser zeitweise erschwert oder ganz unterbrochen, und das Bedürfnis drängte an einigen Hauptpunkten, den Knotenpunkten der die Wasserstraßen kreuzenden Landstraßen, zur Herstellung einer ständigen, vom Eisgang unabhängigen Verbindung beider Ufer, sobald man die rechte Rheinseite dauernd zu besetzen gedachte. Von den Rheinbrücken des Drusus ist uns nur eine dunkle Kunde erhalten in einer vielbehandelten, aber noch nicht recht aufgehellten Stelle des Florus. Germanicus schlug nach des Tacitus Zeugnis im Jahre 14 bei Vetera eine Brücke, als er seine Truppen durch einen raschen Streifzug ins Land der Marser beruhigen wollte (S. 34). Es wird eine Schiffbrücke gewesen sein, die man nach der Rückkehr wieder abbrach. Gleichfalls bei Vetera, aber vermutlich an anderer Stelle, stand die Brücke, auf der er im folgenden Jahre sein Heer zu dem größeren Feldzug hinüberführte, und die nach der Kunde von dem Schicksal der Truppen nur durch Agrippinas Energie vor der vorzeitigen Zerstörung bewahrt wurde (S. 36). Und eine ähnliche Brücke — sei es nun Schiffbrücke oder, nach dem von Cäsar bereits

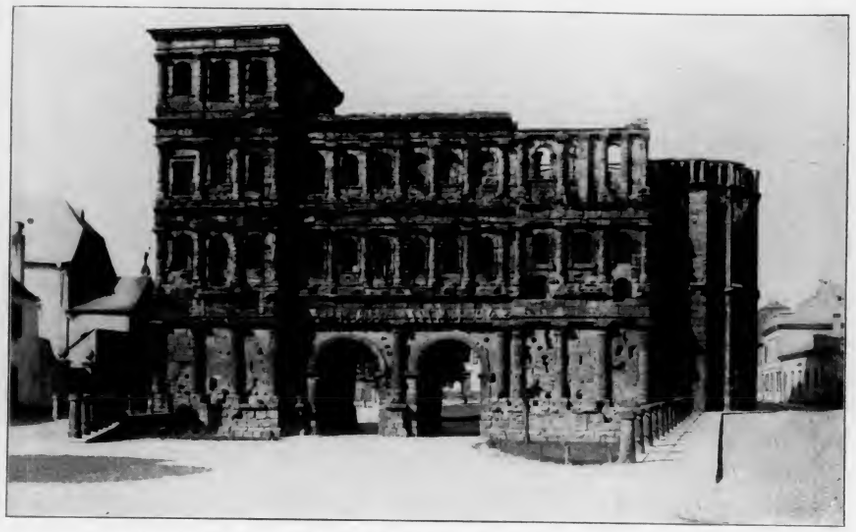


Abb. 127. Die Porta Nigra in Trier. Stadtseite. (Zu Seite 124 u. 143.)

gegebenen Vorbild, eine stehende Holzbrücke, hat es ohne Zweifel damals auch bei Mainz gegeben.

Nachdem Tiberius auf die Eroberung Germaniens verzichtet, und vollends, nachdem Claudius die letzten Garnisonen vom rechten Ufer des Niederrheins zurückgezogen hatte (S. 41), fehlte dort, so sollte man meinen, zu dauernder Verbindung beider Ufer jeder Grund und bot sich zu vorübergehender wenn jemals doch nur höchst selten ein Anlaß. Aber vielleicht war doch der Verzicht auf das Vorland der Provinzialhauptstadt nicht so vollständig (S. 42), und durfte um ihrer Sicherheit willen nicht so vollständig sein, daß nicht bei Köln eine Brücke zum mindesten zeitweise bestanden haben könnte, die ein Kastell an der Stelle von Deutz als Brückenkopf gedeckt haben müßte. Sicher hat Kaiser Constantinus hier eine steinerne Brücke errichtet, die erst zur Zeit Ottos des Großen zerstört worden sein soll, ja noch weit später auf einem Bilde, als ob sie noch bestände, erscheint; und von ihr werden die Reste stammen, die sich noch heute im Strombett finden. Aber die bewundernden Worte, mit denen der Lobredner des Kaisers von dem Werke spricht, scheinen doch geradezu zu bezeugen, daß nicht zum erstenmal an dieser Stelle eine Brücke den Strom überspannte: „nicht nur weiter oben, wo der Rhein bei großer Breite seicht oder, seinem Ursprung nah, noch unscheinbar ist, sondern auch hier, wo er nach der Aufnahme so vieler Nebenflüsse seine volle Kraft hat — ubi totus est —, sollte nach des Kaisers Willen eine neue Brücke ihn überschreiten". Wenn die ältere Brücke auch gewiß nur ein Holzbau war, so wird vielleicht ihre Existenz doch noch erwiesen werden können durch Funde, die die Existenz eines älteren Brückenkopfes nicht nur für die augusteische Zeit, der beides, Brücke und Brückenkopf, kaum abgesprochen werden kann, sondern auch für eine spätere, etwa die traianische, erweisen. Die Tatsache einer Brücke würde dann ein Licht werfen auf das Verhältnis zum rechten Ufer.

Ganz anders liegt die Sache bei der Mainzer Brücke (Abb. 98—102). Von Jahr zu Jahr mehren sich die Beweise dafür, daß der gesegnete Gau, der dem oberrheinischen Hauptquartier vorgelagert ist, weder von Tiberius noch von Claudius preisgegeben worden ist (S. 113), und die aufblühenden Ansiedlungen im Rhein- und Maingau mit den sie schützenden Kastellen forderten den Rückhalt einer sicheren Verbindung mit dem Legionslager. Als vollends Domitian und Trajan zu weiteren Eroberungen schritten und den

Limes zogen, war eine stehende Brücke bei Mainz unentbehrlich. Wenn Drusus und Germanicus sich mit einer Schiffbrücke, die folgende Zeit vielleicht mit einer stehenden Holzbrücke begnügt haben mag, so würde man dem Domitian oder spätestens dem Trajan die Erbauung einer steinernen Brücke wohl zutrauen, auch wenn nicht die Untersuchung der Pfeilerreste im Flußbett den Beweis dafür geliefert hätte: ein offenbar bei der Bauarbeit im Holzwerk des einen Brückenpfeilers zurückgelassenes Werkzeug trug den Stempel der vierzehnten Legion, die in trajanischer Zeit ihre rheinische Garnison verließ, um nach Pannonien überzusiedeln (S. 105). Über den auf einem Rost mächtiger Eichenpfähle ruhenden steinernen Pfeilern lag eine hölzerne Brückenbahn, wie es uns auch die Abbildung der großen Donaubrücke auf der Trajanssäule zeigt. Dieser Oberbau konnte in Zeiten der Gefahr abgeworfen werden, und dann war es möglich, daß ein Kaiser auf einer Schiffbrücke den Rhein überschreiten mußte; aber die Pfeiler werden standgehalten und dem Bau der diocletianischen Zeit, den uns ein Bleimedaillon (Abb. 98) zeigt, noch gedient haben; ja vielleicht hat die Brücke Karls des Großen sie noch benutzen können.

* * *

Eine noch spätere Zeit sogar sah sich die Wege gewiesen durch die Straßenbauten der Römer, sah Mittelpunkte des friedlichen Verkehrs bestimmt durch einen bis in die Zeit der römischen Herrschaft zurückreichenden, durch den Willen der römischen Herren festgesetzten Brauch. Mit Recht gewiß wird von besonnenen Forschern gefordert, daß wir zur Auffindung der römischen Wege, zumal außerhalb des Limesgebiets, durch die Erforschung der mittelalterlichen uns leiten lassen; dann wird uns mit den Wegen noch manches andere zufallen, was selbst dem größten Strategen das Gelände nicht mit einer für andere überzeugenden Deutlichkeit anvertraut, und der Spaten des Archäologen auch unter der Leitung eines solchen Strategen nicht suchen kann. Wo die Wege die gleichen blieben, da konnten auch die Treffpunkte des Verkehrs sich erhalten, und wenn am Limes sich in einer Zeit, in der die Grenzsperre längst ihre Bedeutung verloren hatte, der Marktverkehr dennoch oft an der Stelle behauptet hat, die ihm die römische Grenzpolizei vor achtzehn Jahrhunderten angewiesen hat, so ist das eigentlich nur dann auffällig,

Abb. 128. Die Porta Nigra in Trier. Landseite. (Zu Seite 124 u. 143.)

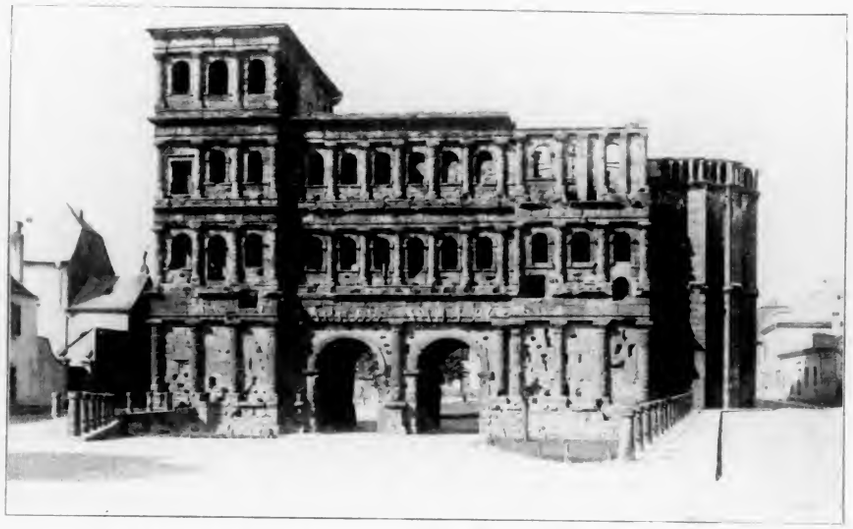


Abb. 127. Die Porta Nigra in Trier. Stadtseite. (Zu Seite 124 u. 143.)

gegebenen Vorbild, eine stehende Holzbrücke, hat es ohne Zweifel damals auch bei Mainz gegeben.

Nachdem Tiberius auf die Eroberung Germaniens verzichtet, und vollends, nachdem Claudius die letzten Garnisonen vom rechten Ufer des Niederrheins zurückgezogen hatte (S. 41), fehlte dort, so sollte man meinen, zu dauernder Verbindung beider Ufer jeder Grund und bot sich zu vorübergehender wenn jemals doch nur höchst selten ein Anlaß. Aber vielleicht war doch der Verzicht auf das Vorland der Provinzialhauptstadt nicht so vollständig (S. 42), und durfte um ihrer Sicherheit willen nicht so vollständig sein, daß nicht bei Köln eine Brücke zum mindesten zeitweise bestanden haben könnte, die ein Kastell an der Stelle von Deutz als Brückenkopf gedeckt haben müßte. Sicher hat Kaiser Constantinus hier eine steinerne Brücke errichtet, die erst zur Zeit Ottos des Großen zerstört worden sein soll, ja noch weit später auf einem Bilde, als ob sie noch bestände, erscheint; und von ihr werden die Reste stammen, die sich noch heute im Strombett finden. Aber die bewundernden Worte, mit denen der Lobredner des Kaisers von dem Werke spricht, scheinen doch geradezu zu bezeugen, daß nicht zum erstenmal an dieser Stelle eine Brücke den Strom überspannte: „nicht nur weiter oben, wo der Rhein bei großer Breite seicht oder, seinem Ursprung nah, noch unscheinbar ist, sondern auch hier, wo er nach der Aufnahme so vieler Nebenflüsse seine volle Kraft hat — ubi totus est —, sollte nach des Kaisers Willen eine neue Brücke ihn überschreiten". Wenn die ältere Brücke auch gewiß nur ein Holzbau war, so wird vielleicht ihre Existenz doch noch erwiesen werden können durch Funde, die die Existenz eines älteren Brückenkopfes nicht nur für die augusteische Zeit, der beides, Brücke und Brückenkopf, kaum abgesprochen werden kann, sondern auch für eine spätere, etwa die traianische, erweisen. Die Tatsache einer Brücke würde dann ein Licht werfen auf das Verhältnis zum rechten Ufer.

Ganz anders liegt die Sache bei der Mainzer Brücke (Abb. 98—102). Von Jahr zu Jahr mehren sich die Beweise dafür, daß der gesegnete Gau, der dem oberrheinischen Hauptquartier vorgelagert ist, weder von Tiberius noch von Claudius preisgegeben worden ist (S. 113), und die aufblühenden Ansiedlungen im Rhein- und Maingau mit den sie schützenden Kastellen forderten den Rückhalt einer sicheren Verbindung mit dem Legionslager. Als vollends Domitian und Trajan zu weiteren Eroberungen schritten und den

Limes zogen, war eine stehende Brücke bei Mainz unentbehrlich. Wenn Drusus und Germanicus sich mit einer Schiffbrücke, die folgende Zeit vielleicht mit einer stehenden Holzbrücke begnügt haben mag, so würde man dem Domitian oder spätestens dem Trajan die Erbauung einer steinernen Brücke wohl zutrauen, auch wenn nicht die Untersuchung der Pfeilerreste im Flußbett den Beweis dafür geliefert hätte: ein offenbar bei der Bauarbeit im Holzwerk des einen Brückenpfeilers zurückgelassenes Werkzeug trug den Stempel der vierzehnten Legion, die in trajanischer Zeit ihre rheinische Garnison verließ, um nach Pannonien überzusiedeln (S. 105). Über den auf einem Rost mächtiger Eichenpfähle ruhenden steinernen Pfeilern lag eine hölzerne Brückenbahn, wie es uns auch die Abbildung der großen Donaubrücke auf der Trajanssäule zeigt. Dieser Oberbau konnte in Zeiten der Gefahr abgeworfen werden, und dann war es möglich, daß ein Kaiser auf einer Schiffbrücke den Rhein überschreiten mußte; aber die Pfeiler werden standgehalten und dem Bau der diocletianischen Zeit, den uns ein Bleimedaillon (Abb. 98) zeigt, noch gedient haben; ja vielleicht hat die Brücke Karls des Großen sie noch benutzen können.

* * *

Eine noch spätere Zeit sogar sah sich die Wege gewiesen durch die Straßenbauten der Römer, sah Mittelpunkte des friedlichen Verkehrs bestimmt durch einen bis in die Zeit der römischen Herrschaft zurückreichenden, durch den Willen der römischen Herren festgesetzten Brauch. Mit Recht gewiß wird von besonnenen Forschern gefordert, daß wir zur Auffindung der römischen Wege, zumal außerhalb des Limesgebiets, durch die Erforschung der mittelalterlichen uns leiten lassen; dann wird uns mit den Wegen noch manches andere zufallen, was selbst dem größten Strategen das Gelände nicht mit einer für andere überzeugenden Deutlichkeit anvertraut, und der Spaten des Archäologen auch unter der Leitung eines solchen Strategen nicht suchen kann. Wo die Wege die gleichen blieben, da konnten auch die Treffpunkte des Verkehrs sich erhalten, und wenn am Limes sich in einer Zeit, in der die Grenzsperre längst ihre Bedeutung verloren hatte, der Marktverkehr dennoch oft an der Stelle behauptet hat, die ihm die römische Grenzpolizei vor achtzehn Jahrhunderten angewiesen hat, so ist das eigentlich nur dann auffällig,

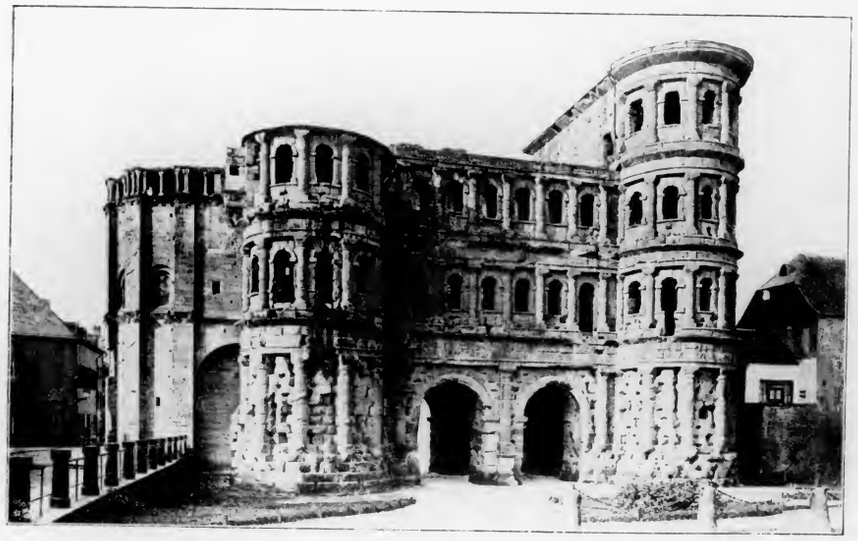


Abb. 128. Die Porta Nigra in Trier. Landseite. (Zu Seite 124 u. 143.)

wenn der Markt sich unabhängig von einer Ortschaft findet oder doch die Bedeutung der Ortschaft der des Marktes nicht entspricht.

So hat Marköbel in Hessen in dem unterscheidenden Zusatz „Markt“ zu seinem im übrigen wahrscheinlich keltischen, in der Form Cavillae durch eine Urkunde des neunten Jahrhunderts bezeugten Namen eine Erinnerung bewahrt an einen im Mittelalter dort bestehenden Jahrmarkt, der sogar die durch Kaiser Friedrich II. verfügte Verlegung nach der Stadt Gelnhausen noch überdauert hat, und in dem wahrscheinlich der an dieser Stelle von den Römern festgesetzte Verkehr fortlebte. Das gleiche ehrwürdige Alter wird dem Markt auf dem Hainfeld bei Kastell Arnsburg in der Wetterau zugeschrieben, der, im Mittelalter viel besucht, zur Zeit der Reformation abgekommen ist; und dasselbe ist noch von sechs oder sieben Märkten in der Nähe von Limeskastellen, ja sogar von der Frankfurter Messe vermutet worden.

Ein solcher Zusammenhang könnte unglaublich scheinen beim Gedanken an die Stürme der Völkerwanderung, die zwischen Römerzeit und Mittelalter über das Limesgebiet hingebraust sind. Aber er wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß gerade die Anwohner des Limes in der Zeit der allgemeinen Bewegung sich am seßhaftesten erwiesen haben, daß Chatten, Thüringer und Alamannen noch heute ihre alten Wohnsitze innehaben. Die römische Grenzsperre, in kriegerischen Zeiten kein ernsthaftes Hindernis für die Andrängenden, übte doch in Friedenszeiten einen sanften Zwang auf die Nachbarn aus, der um so eher einen festen Brauch schaffen konnte, je mehr er den Wünschen der Anwohner entgegenkam oder an schon Bestehendes anknüpfte.

Nicht das schlechteste Vermächtnis wahrlich der römischen Herrschaft wäre es, wenn sie nicht nur die Bewohner der beiden Provinzen selbst, sondern auch die nächsten Nachbarn der Grenze zur Seßhaftigkeit und zur Heimatliebe erzogen hätte. Was sonst das Kulturvolk den Nachbarn bot, war nicht alles wertvoll — wie eben die Geschenke der Kulturbringer zu sein pflegen, heute wie damals. Man hat gesagt, daß die Gegengaben Germaniens zumeist der Gaben Roms würdig waren: allerhand Tand zu Schmuck und Kleidung und das an Berauschungskraft dem einheimischen überlegene Getränk auf der einen Seite, Gänsedaunen, Laugenseife, germanisches Frauenhaar, Bernstein auf der anderen: „lauter Bedürfnisse nur des weichen und eitlen Lebens, in welchem Rom zugrunde gehen sollte“. Da bleibt freilich neben anderem die lebendige Menschenkraft außer Rechnung, die zur Zersetzung des Reiches schließlich beitrug, eine Zeitlang aber den Zusammenbruch aufhielt, und für die das nach Germanien strömende römische Geld ein schlechter Ersatz war. Wie auch immer beschaffen, nährten doch Gaben und Gegengaben einen immer lebhafter sich gestaltenden Handelsverkehr. Diese friedliche Eroberung Germaniens als Absatzgebiet für römische Kulturerzeugnisse hat erst recht begonnen, als die Eroberung mit den Waffen aufgegeben war und hat noch Fortschritte gemacht, als die Römer auch am oberen Rhein vom rechten Ufer wieder verdrängt waren. Die Wege dieses weit nach Osten vordringenden Handels führten wohl auch nur zum allerkleinsten Teil durch die Pforten der Limessperre, die mehr einem lokalen Verkehr dienten, führten vielmehr zu Schiff an die germanische Küste und in die Ströme hinein. Wenigstens hat sie so vor kurzem eine sachkundige, auf reiche Kenntnisse des nordischen Fundmaterials gegründete Skizze des römischen Handels im freien Germanien, vielleicht allzu ausschließlich — gezeichnet. Auf diesen Wegen drangen — daneben freilich noch immer auf den uralten Wegen des Bernsteinhandels — die römischen Münzen in den germanischen Norden und Osten, wo Zahl und Größe römischer Münzfunde um so beachtenswerter erscheint, wenn man bedenkt, daß die Münze den Handel hier keineswegs ausschließlich vermittelt, sondern nur zum Ausgleich beim Warenaustausch gedient hat. Auf diesen Wegen wurden die Erzeugnisse der Töpferkunst, der Glasindustrie, der Metallarbeit eingeführt: mit Staunen sehen wir aus den Urnenfeldern des nördlichen Deutschlands zahlreiche eherne Eimer auftauchen, von etruskischer, griechisch-römischer oder römisch-gallischer Arbeit — am zahlreichsten und merkwürdigsten aus dem Urnenfeld von Hemmoor, in der hannöverschen Oste-Marsch, im alten Chaukenland, von Haus aus Wassereimer, hier aber als Aschenurne oder als „Beigefäß“ neben denen von Ton verwandt. Ja man hat geglaubt, daß auch der Hildesheimer Silberschatz, dieser glänzendste Altertumsfund auf deutschem Boden, sich als Verkaufsgegenstand in die germanischen Wälder verirrt habe und von einem fremden Händler dort versteckt worden sei (Abb. 66—68). Doch wenn auch für die populäre Benennung als „Tafelgeschirr des Varus“ ein ernsthafter Grund sich nicht anführen läßt, die sicher aus späterer Zeit stammenden, mit dem Schatz gefundenen gallischen Humpen (Abb. 68) entschieden dagegen sprechen, — wenn es ferner wohl glaublich ist, daß für das dritte und vierte Jahrhundert das Wort des Tacitus nicht mehr gilt, nach dem bei den Germanen silberne Gefäße, Geschenke Roms an ihre Gesandten und Häuptlinge, nicht höher geachtet wurden als gemeines Tongeschirr, so bleibt es doch unwahrscheinlich, daß ein Händler mit solcher Ladung eher bei den Germanen als im Reich Geschäfte zu machen gehofft haben sollte, und mindestens ebenso glaublich, daß sich der Schatz im Besitz eines Germanenfürsten oder eines Heiligtums allmählich zusammengefunden hat, — in seinem Grundstock doch vielleicht das Tafelgeschirr eines vornehmen Römers und als solches in diese Gegend verschlagen.

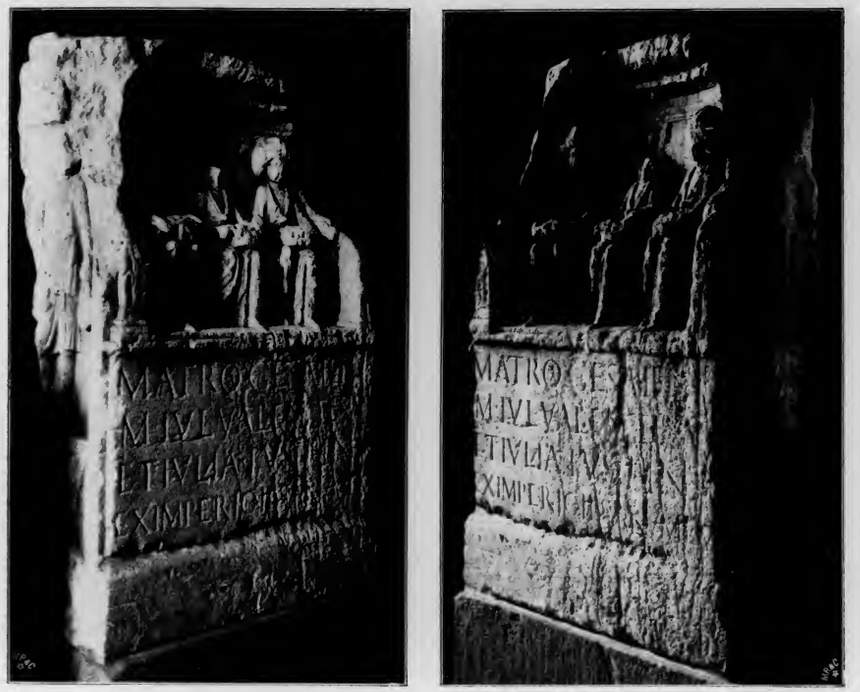


Abb. 129. Matronenstein von Rödingen im Museum zu Mannheim.
(Zu Seite 145.)

Aber selbst wenn ein Schatz von solcher Kostbarkeit und solchem Kunstwert anders als durch Zufall nach Germanien gelangt sein sollte, so würde er doch zu dem Bilde der Kultur des freien Germaniens, das übrigens hier gar nicht gezeichnet werden soll, keinen wesentlichen Zug abgeben — höchstens zu dem Bilde des römischen Handelsverkehrs. Anders aber steht es mit den Kunsterzeugnissen, die innerhalb der beiden römischen Provinzen gefunden werden. Hier sind sie Zeugnisse nicht nur für die Haltung des Lebens, sondern, zum Teil wenigstens, auch für den Stand einheimischen Kunstfleißes. Ansehnlichere Kunstwerke, wie die Erzstatue aus Xanten im Berliner Museum (Abb. 103), vielleicht auch manches kleinere Werk, wie etwa die Heraklesstatuette

wenn der Markt sich unabhängig von einer Ortschaft findet oder doch die Bedeutung der Ortschaft der des Marktes nicht entspricht.

So hat Marköbel in Hessen in dem unterscheidenden Zusatz „Markt“ zu seinem im übrigen wahrscheinlich keltischen, in der Form Cavillae durch eine Urkunde des neunten Jahrhunderts bezeugten Namen eine Erinnerung bewahrt an einen im Mittelalter dort bestehenden Jahrmarkt, der sogar die durch Kaiser Friedrich II. verfügte Verlegung nach der Stadt Gelnhausen noch überdauert hat, und in dem wahrscheinlich der an dieser Stelle von den Römern festgesetzte Verkehr fortlebte. Das gleiche ehrwürdige Alter wird dem Markt auf dem Hainfeld bei Kastell Arnsburg in der Wetterau zugeschrieben, der, im Mittelalter viel besucht, zur Zeit der Reformation abgekommen ist; und dasselbe ist noch von sechs oder sieben Märkten in der Nähe von Limeskastellen, ja sogar von der Frankfurter Messe vermutet worden.

Ein solcher Zusammenhang könnte unglaublich scheinen beim Gedanken an die Stürme der Völkerwanderung, die zwischen Römerzeit und Mittelalter über das Limesgebiet hingebraust sind. Aber er wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß gerade die Anwohner des Limes in der Zeit der allgemeinen Bewegung sich am seßhaftesten erwiesen haben, daß Chatten, Thüringer und Alamannen noch heute ihre alten Wohnsitze innehaben. Die römische Grenzsperre, in kriegerischen Zeiten kein ernsthaftes Hindernis für die Andrängenden, übte doch in Friedenszeiten einen sanften Zwang auf die Nachbarn aus, der um so eher einen festen Brauch schaffen konnte, je mehr er den Wünschen der Anwohner entgegenkam oder an schon Bestehendes anknüpfte.

Nicht das schlechteste Vermächtnis wahrlich der römischen Herrschaft wäre es, wenn sie nicht nur die Bewohner der beiden Provinzen selbst, sondern auch die nächsten Nachbarn der Grenze zur Seßhaftigkeit und zur Heimatliebe erzogen hätte. Was sonst das Kulturvolk den Nachbarn bot, war nicht alles wertvoll — wie eben die Geschenke der Kulturbringer zu sein pflegen, heute wie damals. Man hat gesagt, daß die Gegengaben Germaniens zumeist der Gaben Roms würdig waren: allerhand Tand zu Schmuck und Kleidung und das an Berauschungskraft dem einheimischen überlegene Getränk auf der einen Seite, Gänsedaunen, Laugenseife, germanisches Frauenhaar, Bernstein auf der anderen: „lauter Bedürfnisse nur des weichen und eitlen Lebens, in welchem Rom zugrunde gehen sollte“. Da bleibt freilich neben anderem die lebendige Menschenkraft außer Rechnung, die zur Zersetzung des Reiches schließlich beitrug, eine Zeitlang aber den Zusammenbruch aufhielt, und für die das nach Germanien strömende römische Geld ein schlechter Ersatz war. Wie auch immer beschaffen, nährten doch Gaben und Gegengaben einen immer lebhafter sich gestaltenden Handelsverkehr. Diese friedliche Eroberung Germaniens als Absatzgebiet für römische Kulturerzeugnisse hat erst recht begonnen, als die Eroberung mit den Waffen aufgegeben war und hat noch Fortschritte gemacht, als die Römer auch am oberen Rhein vom rechten Ufer wieder verdrängt waren. Die Wege dieses weit nach Osten vordringenden Handels führten wohl auch nur zum allerkleinsten Teil durch die Pforten der Limessperre, die mehr einem lokalen Verkehr dienten, führten vielmehr zu Schiff an die germanische Küste und in die Ströme hinein. Wenigstens hat sie so vor kurzem eine sachkundige, auf reiche Kenntnisse des nordischen Fundmaterials gegründete Skizze des römischen Handels im freien Germanien, vielleicht allzu ausschließlich — gezeichnet. Auf diesen Wegen drangen — daneben freilich noch immer auf den uralten Wegen des Bernsteinhandels — die römischen Münzen in den germanischen Norden und Osten, wo Zahl und Größe römischer Münzfunde um so beachtenswerter erscheint, wenn man bedenkt, daß die Münze den Handel hier keineswegs ausschließlich vermittelt, sondern nur zum Ausgleich beim Warenaustausch gedient hat. Auf diesen Wegen wurden die Erzeugnisse der Töpferkunst, der Glasindustrie, der Metallarbeit eingeführt: mit Staunen sehen wir aus den Urnenfeldern des nördlichen Deutschlands zahlreiche eherne Eimer auftauchen, von etruskischer, griechisch-römischer oder römisch-gallischer Arbeit — am zahlreichsten und merkwürdigsten aus dem Urnenfeld von Hemmoor, in der hannöverschen Oste-Marsch, im alten Chaukenland, von Haus aus Wassereimer, hier aber als Aschenurne oder als „Beigefäß“ neben denen von Ton verwandt. Ja man hat geglaubt, daß auch der Hildesheimer Silberschatz, dieser glänzendste Altertumsfund auf deutschem Boden, sich als Verkaufsgegenstand in die germanischen Wälder verirrt habe und von einem fremden Händler dort versteckt worden sei (Abb. 66—68). Doch wenn auch für die populäre Benennung als „Tafelgeschirr des Varus“ ein ernsthafter Grund sich nicht anführen läßt, die sicher aus späterer Zeit stammenden, mit dem Schatz gefundenen gallischen Humpen (Abb. 68) entschieden dagegen sprechen, — wenn es ferner wohl glaublich ist, daß für das dritte und vierte Jahrhundert das Wort des Tacitus nicht mehr gilt, nach dem bei den Germanen silberne Gefäße, Geschenke Roms an ihre Gesandten und Häuptlinge, nicht höher geachtet wurden als gemeines Tongeschirr, so bleibt es doch unwahrscheinlich, daß ein Händler mit solcher Ladung eher bei den Germanen als im Reich Geschäfte zu machen gehofft haben sollte, und mindestens ebenso glaublich, daß sich der Schatz im Besitz eines Germanenfürsten oder eines Heiligtums allmählich zusammengefunden hat, — in seinem Grundstock doch vielleicht das Tafelgeschirr eines vornehmen Römers und als solches in diese Gegend verschlagen.

Aber selbst wenn ein Schatz von solcher Kostbarkeit und solchem Kunstwert anders als durch Zufall nach Germanien gelangt sein sollte, so würde er doch zu dem Bilde der Kultur des freien Germaniens, das übrigens hier gar nicht gezeichnet werden soll, keinen wesentlichen Zug abgeben — höchstens zu dem Bilde des römischen Handelsverkehrs. Anders aber steht es mit den Kunsterzeugnissen, die innerhalb der beiden römischen Provinzen gefunden werden. Hier sind sie Zeugnisse nicht nur für die Haltung des Lebens, sondern, zum Teil wenigstens, auch für den Stand einheimischen Kunstfleißes. Ansehnlichere Kunstwerke, wie die Erzstatue aus Xanten im Berliner Museum (Abb. 103), vielleicht auch manches kleinere Werk, wie etwa die Heraklesstatuette

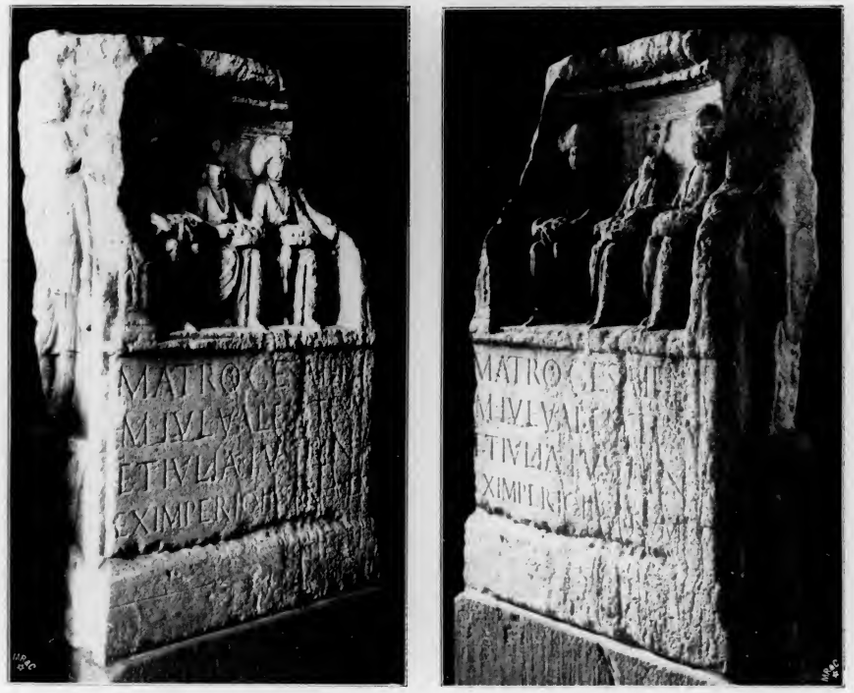


Abb. 129. Matronenstein von Rödingen im Museum zu Mannheim.
(Zu Seite 145.)

von Jagsthausen, werden freilich auch hier als Import gelten müssen. Aber einige Zweige des Kunsthandwerks, vornehmlich die Töpferkunst (Abb. 104—110) und die Glasbereitung (Abb. 111—114), haben es im Rheinland zu einem selbständigen und eigenartigen Leben gebracht und fordern durchaus Beachtung. Dabei wird freilich Gallisches und Germanisches nicht streng zu scheiden sein, so deutlich auch zuweilen die Grenze zwischen der Belgica und Germanien ist, auf die Hettner in seinem grundlegenden Aufsatz „Zur Kultur von Germanien und Gallia Belgica“ hingewiesen hat. Besteht auch tatsächlich der Unterschied zwischen der Militärgrenze und dem friedlicher und reicher Entwicklung überlassenen Hinterland, zwischen den prunkvollen Grabmälern des Treverlands und den schlichten Denksteinen am Rhein, zwischen dem Herrschaftsgebiet der keltischen Sprache, die sich noch im vierten Jahrhundert selbst in Trier behauptet hat, und dem Grenzland, in dem das Übergewicht des militärischen Elements trotz der Buntscheckigkeit des Heeres oder gerade deshalb früh die lateinische Sprache zur Umgangssprache gemacht hatte, so ist es doch auf der andern Seite unzweifelhaft, daß die Germanen der römischen Provinzen nicht erst seit ihrer Verpflanzung aufs linke Rheinufer unvermeidlicher Berührung mit den keltischen Nachbarn ausgesetzt waren, ja vielerorten gewiß mit Kelten vermischt lebten, sondern seit Jahrhunderten zum guten Teil die Einwirkung der überlegenen keltischen Kultur erfahren hatten. Kelten waren die Vorgänger der Ubier und Sugambrer in ihren rechtsrheinischen Wohnsitzen gewesen, und ihrer Verdrängung war vielleicht eine Zeit friedlichen Nebeneinanderwohnens vorausgegangen. War somit das germanische Wesen im Rheinland sicherlich schon an sich stark mit keltischen Elementen durchsetzt, so mußten diese durch den immerwährenden Zufluß aus Gallien stetig wachsen, während der Verstärkung des Germanischen durch die politische Absperrung ein Damm entgegengesetzt war, der um so haltbarer sein mußte, je geringer ohnehin die Ausdehnungskraft der zurückstehenden Kultur war. Ist es darum unmöglich, aber auch unnötig, den Anteil des Germanischen und Keltischen an der im Germanenland erblühenden Abart der römischen Kultur reinlich zu scheiden und gegeneinander abzuwägen, so ist es doch wahrscheinlich, daß alles, was ihr besonderes Gepräge ausmacht, weit eher auf die Rechnung der Gallier als auf die der Germanen zu setzen ist, zumal auch alles Italische seinen Weg zum Rheinland vorzugsweise durch Gallien genommen haben wird.

Abb. 130. „Viergötterstein“. Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 146.)

Unter den keramischen Erzeugnissen der römischen Kaiserzeit beansprucht den ersten Platz jene feine, meist hartgebrannte, stets mit einer roten Glasur überzogene Topfware, die man mit dem Namen Terra sigillata zu bezeichnen pflegt. Die Werke dieser im letzten Jahrhundert vor unserer Ära in Italien zur Blüte gelangten, dann in die Provinzen übertragenen Technik verraten durch ihre Formen die Nachahmung metallischer Vorbilder, sind nicht selten mit Relief verziert, in älterer Zeit mit Ornamenten, in späterer mit figürlichen Darstellungen, und tragen in der Regel in der Form eines Stempels den Namen ihres Verfertigers, die Firma einer Fabrik, deren manche sowohl in Italien als in der Provinz, zumal in Gallien, einen großartigen Massenexport getrieben haben müssen. Zur Zeit des Augustus

haben die Legionen italische Terra sigillata nach Germanien mitgeführt: die Funde von Haltern (Abb. 107) bieten in großer Zahl die Stempel der arretinischen Fabriken. Neben diese feinste Importware stellt sich alsbald, in Haltern übrigens noch sehr spärlich vertreten, eine durch die Feinheit des Materials und die Sorgfalt der Formenbehandlung ausgezeichnete einheimische Gattung, deren charakteristische Eigenschaft die Schwärzung im Rauch und eine die Kohleteilchen festreibende Politur ist — die sogenannte Terra nigra. Was daneben als einheimische Nachahmung der Terra sigillata auftritt, kann die Absicht der Täuschung nicht haben. Dann aber gelingt es durch Heranziehung italischer Arbeiter gallischen Fabriken, den italischen Konkurrenz zu machen, ja durch die Härte des Tons und der Glasur die italischen Fabrikate zu überbieten, unter Verlust freilich an Feinheit der Farbe und der Formen. Neben anderen, älterer einheimischer Dekorationsweise oder der Glasindustrie entlehnten Verzierungen spielt das Relief eine immer größere Rolle, und an die Stelle des aus der Form gepreßten Reliefzierats setzt eine einheimische Technik häufig die aus freier Hand mit dem Malhorn oder dem Pinsel in flüssigem Tonschlamm aufgetragenen ornamentalen oder figürlichen Verzierungen, die man Barbotine nennt. Während die Farbe im allgemeinen in dieser Keramik eine geringe Rolle spielt und die Vorliebe für Reliefverzierung sich sogar zu der wunderlichen Form des „Stachelbechers“ verirrt, hat diese Barbotinetechnik noch Gefäße von einer eigenartigen Farbenwirkung geschaffen, indem auf schwarz gefirnißte Becher Weinranken, Trauben, Trinksprüche in weißer und gelber Farbe aufgetragen wurden (Abb. 110). Die neuen Möglichkeiten der Farbenwirkung, welche die Anwendung der Bleiglasur für die Keramik bietet, bleiben zunächst auf wenige Farben und in unserer Gegend auf kleine Gefäße beschränkt, obgleich der große praktische Vorzug erhöhter Dichtigkeit zu ausgedehnterer Anwendung hätte führen sollen.

Abb. 131. „Viergötterstein“ und „Wochengötterstein“.
Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 146.)

Auch der Glasindustrie (Abb. 111—114) älteste Erzeugnisse aus germanischen Fundstätten sind Importware, italische oder gar alexandrinische: prachtvolle Millefiori-Gläser haben die arretinischen Sigillata-Gefäße in augusteischer Zeit bis ins Lippetal begleitet, wie uns die Funde von Haltern — leider nur kleine Scherben — bezeugen. Doch schon bald sah man nicht mehr in der Farbenwirkung, sondern gerade in der Farblosigkeit, in der Durchsichtigkeit und daneben in der unbeschränkten Bildsamkeit die wertvollsten Eigenschaften dieses köstlichen Stoffs. Das Streben nach Farblosigkeit finden wir gleich von Anfang an bei der auf gallischen Boden verpflanzten Industrie, und nur die Schwierigkeit

von Jagsthausen, werden freilich auch hier als Import gelten müssen. Aber einige Zweige des Kunsthandwerks, vornehmlich die Töpferkunst (Abb. 104—110) und die Glasbereitung (Abb. 111—114), haben es im Rheinland zu einem selbständigen und eigenartigen Leben gebracht und fordern durchaus Beachtung. Dabei wird freilich Gallisches und Germanisches nicht streng zu scheiden sein, so deutlich auch zuweilen die Grenze zwischen der Belgica und Germanien ist, auf die Hettner in seinem grundlegenden Aufsatz „Zur Kultur von Germanien und Gallia Belgica“ hingewiesen hat. Besteht auch tatsächlich der Unterschied zwischen der Militärgrenze und dem friedlicher und reicher Entwicklung überlassenen Hinterland, zwischen den prunkvollen Grabmälern des Treverlands und den schlichten Denksteinen am Rhein, zwischen dem Herrschaftsgebiet der keltischen Sprache, die sich noch im vierten Jahrhundert selbst in Trier behauptet hat, und dem Grenzland, in dem das Übergewicht des militärischen Elements trotz der Buntscheckigkeit des Heeres oder gerade deshalb früh die lateinische Sprache zur Umgangssprache gemacht hatte, so ist es doch auf der andern Seite unzweifelhaft, daß die Germanen der römischen Provinzen nicht erst seit ihrer Verpflanzung aufs linke Rheinufer unvermeidlicher Berührung mit den keltischen Nachbarn ausgesetzt waren, ja vielerorten gewiß mit Kelten vermischt lebten, sondern seit Jahrhunderten zum guten Teil die Einwirkung der überlegenen keltischen Kultur erfahren hatten. Kelten waren die Vorgänger der Ubier und Sugambrer in ihren rechtsrheinischen Wohnsitzen gewesen, und ihrer Verdrängung war vielleicht eine Zeit friedlichen Nebeneinanderwohnens vorausgegangen. War somit das germanische Wesen im Rheinland sicherlich schon an sich stark mit keltischen Elementen durchsetzt, so mußten diese durch den immerwährenden Zufluß aus Gallien stetig wachsen, während der Verstärkung des Germanischen durch die politische Absperrung ein Damm entgegengesetzt war, der um so haltbarer sein mußte, je geringer ohnehin die Ausdehnungskraft der zurückstehenden Kultur war. Ist es darum unmöglich, aber auch unnötig, den Anteil des Germanischen und Keltischen an der im Germanenland erblühenden Abart der römischen Kultur reinlich zu scheiden und gegeneinander abzuwägen, so ist es doch wahrscheinlich, daß alles, was ihr besonderes Gepräge ausmacht, weit eher auf die Rechnung der Gallier als auf die der Germanen zu setzen ist, zumal auch alles Italische seinen Weg zum Rheinland vorzugsweise durch Gallien genommen haben wird.

Abb. 130. „Viergötterstein“. Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 146.)

Unter den keramischen Erzeugnissen der römischen Kaiserzeit beansprucht den ersten Platz jene feine, meist hartgebrannte, stets mit einer roten Glasur überzogene Topfware, die man mit dem Namen Terra sigillata zu bezeichnen pflegt. Die Werke dieser im letzten Jahrhundert vor unserer Ära in Italien zur Blüte gelangten, dann in die Provinzen übertragenen Technik verraten durch ihre Formen die Nachahmung metallischer Vorbilder, sind nicht selten mit Relief verziert, in älterer Zeit mit Ornamenten, in späterer mit figürlichen Darstellungen, und tragen in der Regel in der Form eines Stempels den Namen ihres Verfertigers, die Firma einer Fabrik, deren manche sowohl in Italien als in der Provinz, zumal in Gallien, einen großartigen Massenexport getrieben haben müssen. Zur Zeit des Augustus

haben die Legionen italische Terra sigillata nach Germanien mitgeführt: die Funde von Haltern (Abb. 107) bieten in großer Zahl die Stempel der arretinischen Fabriken. Neben diese feinste Importware stellt sich alsbald, in Haltern übrigens noch sehr spärlich vertreten, eine durch die Feinheit des Materials und die Sorgfalt der Formenbehandlung ausgezeichnete einheimische Gattung, deren charakteristische Eigenschaft die Schwärzung im Rauch und eine die Kohleteilchen festreibende Politur ist — die sogenannte Terra nigra. Was daneben als einheimische Nachahmung der Terra sigillata auftritt, kann die Absicht der Täuschung nicht haben. Dann aber gelingt es durch Heranziehung italischer Arbeiter gallischen Fabriken, den italischen Konkurrenz zu machen, ja durch die Härte des Tons und der Glasur die italischen Fabrikate zu überbieten, unter Verlust freilich an Feinheit der Farbe und der Formen. Neben anderen, älterer einheimischer Dekorationsweise oder der Glasindustrie entlehnten Verzierungen spielt das Relief eine immer größere Rolle, und an die Stelle des aus der Form gepreßten Reliefzierats setzt eine einheimische Technik häufig die aus freier Hand mit dem Malhorn oder dem Pinsel in flüssigem Tonschlamm aufgetragenen ornamentalen oder figürlichen Verzierungen, die man Barbotine nennt. Während die Farbe im allgemeinen in dieser Keramik eine geringe Rolle spielt und die Vorliebe für Reliefverzierung sich sogar zu der wunderlichen Form des „Stachelbechers“ verirrt, hat diese Barbotinetechnik noch Gefäße von einer eigenartigen Farbenwirkung geschaffen, indem auf schwarz gefirnißte Becher Weinranken, Trauben, Trinksprüche in weißer und gelber Farbe aufgetragen wurden (Abb. 110). Die neuen Möglichkeiten der Farbenwirkung, welche die Anwendung der Bleiglasur für die Keramik bietet, bleiben zunächst auf wenige Farben und in unserer Gegend auf kleine Gefäße beschränkt, obgleich der große praktische Vorzug erhöhter Dichtigkeit zu ausgedehnterer Anwendung hätte führen sollen.

Abb. 131. „Viergötterstein“ und „Wochengötterstein“. Mainz, Sammlung des Altertumsvereins. (Zu Seite 146.)

Auch der Glasindustrie (Abb. 111—114) älteste Erzeugnisse aus germanischen Fundstätten sind Importware, italische oder gar alexandrinische: prachtvolle Millefiori-Gläser haben die arretinischen Sigillata-Gefäße in augusteischer Zeit bis ins Lippetal begleitet, wie uns die Funde von Haltern — leider nur kleine Scherben — bezeugen. Doch schon bald sah man nicht mehr in der Farbenwirkung, sondern gerade in der Farblosigkeit, in der Durchsichtigkeit und daneben in der unbeschränkten Bildsamkeit die wertvollsten Eigenschaften dieses köstlichen Stoffs. Das Streben nach Farblosigkeit finden wir gleich von Anfang an bei der auf gallischen Boden verpflanzten Industrie, und nur die Schwierigkeit

Abb. 132. Gigantensäule von Schierstein im Museum zu Wiesbaden. (Zu Seite 146.)

der Herstellung ganz farblosen Glases macht dieses zunächst noch zu einer Kostbarkeit, während die gewöhnliche Ware der einheimischen Fabriken eine blaugrüne Färbung zeigt und bei den feineren Gefäßen meist künstliche Zusätze kräftige Farben — blau, gelb, braun — erzielen. Im Lauf des zweiten Jahrhunderts aber werden die gallischen Fabriken der Kunst des Entfärbens völlig Herr und eignen sich dann auch bald die neue Erfindung des Blasens in Hohlformen an, die dem bei farblosem Glas stärker hervortretenden Wunsch nach plastischer Verzierung zustatten kommt. Dann aber weiß die Technik des Auflegens farbige Wirkung mit plastischer zu verbinden, umwindet die Gefäße mit Spirallinien, umspinnt sie netzartig oder überzieht sie, an die gleichzeitigen Barbotinegefäße erinnernd, mit allerhand Zickzack- und Schlangenlinien von Glasfäden — dies letztere vornehmlich eine niederrheinische Fabrikationsweise, deren Mittelpunkt Köln gewesen zu sein scheint. Zu dieser Zeit überflügelt die gallische Industrie die italische und hält sich in einer Periode sonstigen Niedergangs der Kunst auf einer erstaunlichen Höhe, indem sie zu ganz neuen Wirkungen durch die Bevorzugung und Ausbildung der Gravierung und des Schliffs gelangt und Wunderwerke wie die berühmten Vasa diatreta erzeugt; um dann schließlich mit der Erfindung eingebrannter Schmelzfarben und einer durch Ueberfangen mit farblosem Glas unzerstörbar gemachten Vergoldung noch einmal zu größerer Farbigkeit zurückzukehren. Während die Kunstgriffe dieser hochentwickelten Technik früher oder später verloren gingen und erst nach langer Zeit, vielleicht auch nur zum Teil wieder entdeckt, zum Teil wohl auch durch die venezianischen und böhmischen Glasbläsereien überboten worden sind, haben von den in den gallischen Fabriken aufgebrachten nicht immer schönen, aber meist praktischen Formen nicht wenige, langlebiger als manche edlere einer früheren Zeit, sich bis in unsere Tage behauptet, und wir können uns, um von anderen zu schweigen, noch heute, wie Kisa, dem wir hier folgen, hervorhebt, durch unsere Tintenflaschen daran erinnern lassen, daß diese wie mit Reifen umwundene Gefäßform eine Erfindung des Landes ist, das zuerst den Wein in Fässern, an die jene Flaschen erinnern, verfrachtet hat, und wir kennen vielleicht sogar noch den Erfinder dieser Form, jedenfalls eine Fabrik, die sie bevorzugte, in der durch zahlreiche Stempel bezeugten niederrheinischen Officina Frontini.

* * *

Gräber sind es, die uns von den Erzeugnissen der Ton- und Glasindustrie so viel gerettet haben: Brandgräber in den beiden ersten Jahrhunderten (Abb. 115), dann Skelettgräber, nicht wesentlich verschieden am Rhein und in Gallien, dort wie hier freilich im einzelnen nach Anlage und Ausstattung verschieden genug. Durch den Charakter der Provinzen bedingt ist dagegen der große Unterschied der Denkmäler auf diesen Gräbern.

Am Rhein im ganzen einfach und einförmig, in wenigen ererbten Typen die Darstellung des Verstorbenen, der fast immer Soldat war (Abb. 69 f. u. 116 f.): da steht er in seiner Uniform mit allen Ehrenzeichen (Abb. 18 u. 116, vgl. Abb. 64), in schlichter Haltung, „Gewehr bei Fuß", oft auch nur als Brustbild aus einer Nische blickend (Abb. 18 u. 118), oder er sprengt zu Pferd über einen gefallenen Feind dahin (Abb. 69 u. 119). Daß der Reiter stets kämpfend dargestellt ist, der Legionar niemals, beweist an sich schon, daß diese Kunst mit alten Typen arbeitet, und in der Tat geht ja der Typus des Reiters auf griechische Erfindung zurück, und wir haben in dem Reiter Dolanus in Wiesbaden (Abb. 119) einen Verwandten, freilich einen entfernten und verkommenen, des athenischen Reiters Dexileos zu sehen. Andere Grabsteine zeigen den Verstorbenen in seiner Eigenschaft als römischer Bürger in der Toga und finden ihre Analogien und zweifellos auch ihr Vorbild in Italien, noch andere wiederholen den auch schon der griechischen Gräberplastik geläufigen Typus des sogenannten „Totenmahls" (Abb. 120).

Wie viel mannigfaltiger und vor allen Dingen wie viel reicher sind dagegen die Grabdenkmäler der Belgica! Das Grabmal der Secundinier steht ja noch heute auf seinem alten Platz im Dorf Igel bei Trier, aber die Funde von Neumagen haben uns gelehrt, daß es keineswegs einzig in seiner Art war, wie es heute ist, sondern nur ein Beispiel eines in jener Gegend sehr beliebten Typus

Die Igeler „Säule" pflegt man es zu nennen; als einen Turm könnte man es mit besserem Recht bezeichnen (Abb. 121). Man hat den Stammbaum dieser Grabtürme bis zum Mausoleum von Halikarnaß und darüber hinaus zurückverfolgen wollen; das Julier-Grabmal von St. Remy soll auch eine Station sein auf dem langen Weg, der von dem griechischen Osten über Massilia nach der Mosel führt. Aber der Zusammenhang ist locker, der Weg über Massilia einstweilen nicht bewiesen, und das Interessanteste an diesen Denkmälern sind auch nicht die griechischen Bauformen und Zierformen in dieser barbarisierten Umwandlung, sondern der all diese Formen überwuchernde Reichtum an Bildwerk, und von diesem Bildwerk wieder nicht die verblaßten Wiederholungen griechischer Mythen, sondern die mit packendem Realismus dargestellten Szenen aus dem Leben des Verstorbenen. Diese Darstellungen aus dem täglichen Leben der Bewohner des Mosellands sind es, die den Funden von Neumagen (Abb. 122—126) alsbald eine ungewöhnliche Popularität verschafft haben. Freilich bot ja das Denkmal von Igel das gleiche in seinem vollen alten Zusammenhang, was die Reliefs von Neumagen nur in Bruchstücken zeigten, und hatte dennoch nicht einmal so viel Teilnahme für sich gewinnen können, daß es heute durch eine ausreichende Abbildung zugänglich wäre. Aber den Grabsteinen von Neumagen war eben, wie so manchem alten Kunstwerk, die Zerstörung zur Erhaltung geworden. Nach nicht sehr langem Bestehen abgebrochen und in die Fundamente der unter Constantin dem Großen errichteten Festungsmauern von

Abb. 133. Gigantensäule von Schierstein im Museum zu Wiesbaden. (Zu Seite 146.)

Abb. 132. Gigantensäule von Schierstein im Museum zu Wiesbaden. (Zu Seite 146.)

der Herstellung ganz farblosen Glases macht dieses zunächst noch zu einer Kostbarkeit, während die gewöhnliche Ware der einheimischen Fabriken eine blaugrüne Färbung zeigt und bei den feineren Gefäßen meist künstliche Zusätze kräftige Farben — blau, gelb, braun — erzielen. Im Lauf des zweiten Jahrhunderts aber werden die gallischen Fabriken der Kunst des Entfärbens völlig Herr und eignen sich dann auch bald die neue Erfindung des Blasens in Hohlformen an, die dem bei farblosem Glas stärker hervortretenden Wunsch nach plastischer Verzierung zustatten kommt. Dann aber weiß die Technik des Auflegens farbige Wirkung mit plastischer zu verbinden, umwindet die Gefäße mit Spirallinien, umspinnt sie netzartig oder überzieht sie, an die gleichzeitigen Barbotinegefäße erinnernd, mit allerhand Zickzack- und Schlangenlinien von Glasfäden — dies letztere vornehmlich eine niederrheinische Fabrikationsweise, deren Mittelpunkt Köln gewesen zu sein scheint. Zu dieser Zeit überflügelt die gallische Industrie die italische und hält sich in einer Periode sonstigen Niedergangs der Kunst auf einer erstaunlichen Höhe, indem sie zu ganz neuen Wirkungen durch die Bevorzugung und Ausbildung der Gravierung und des Schliffs gelangt und Wunderwerke wie die berühmten Vasa diatreta erzeugt; um dann schließlich mit der Erfindung eingebrannter Schmelzfarben und einer durch Ueberfangen mit farblosem Glas unzerstörbar gemachten Vergoldung noch einmal zu größerer Farbigkeit zurückzukehren. Während die Kunstgriffe dieser hochentwickelten Technik früher oder später verloren gingen und erst nach langer Zeit, vielleicht auch nur zum Teil wieder entdeckt, zum Teil wohl auch durch die venezianischen und böhmischen Glasbläsereien überboten worden sind, haben von den in den gallischen Fabriken aufgebrachten nicht immer schönen, aber meist praktischen Formen nicht wenige, langlebiger als manche edlere einer früheren Zeit, sich bis in unsere Tage behauptet, und wir können uns, um von anderen zu schweigen, noch heute, wie Kisa, dem wir hier folgen, hervorhebt, durch unsere Tintenflaschen daran erinnern lassen, daß diese wie mit Reifen umwundene Gefäßform eine Erfindung des Landes ist, das zuerst den Wein in Fässern, an die jene Flaschen erinnern, verfrachtet hat, und wir kennen vielleicht sogar noch den Erfinder dieser Form, jedenfalls eine Fabrik, die sie bevorzugte, in der durch zahlreiche Stempel bezeugten niederrheinischen Officina Frontini.

* * *

Gräber sind es, die uns von den Erzeugnissen der Ton- und Glasindustrie so viel gerettet haben: Brandgräber in den beiden ersten Jahrhunderten (Abb. 115), dann Skelettgräber, nicht wesentlich verschieden am Rhein und in Gallien, dort wie hier freilich im einzelnen nach Anlage und Ausstattung verschieden genug. Durch den Charakter der Provinzen bedingt ist dagegen der große Unterschied der Denkmäler auf diesen Gräbern.

Am Rhein im ganzen einfach und einförmig, in wenigen ererbten Typen die Darstellung des Verstorbenen, der fast immer Soldat war (Abb. 69 f. u. 116 f.): da steht er in seiner Uniform mit allen Ehrenzeichen (Abb. 18 u. 116, vgl. Abb. 64), in schlichter Haltung, „Gewehr bei Fuß", oft auch nur als Brustbild aus einer Nische blickend (Abb. 18 u. 118), oder er sprengt zu Pferd über einen gefallenen Feind dahin (Abb. 69 u. 119). Daß der Reiter stets kämpfend dargestellt ist, der Legionar niemals, beweist an sich schon, daß diese Kunst mit alten Typen arbeitet, und in der Tat geht ja der Typus des Reiters auf griechische Erfindung zurück, und wir haben in dem Reiter Dolanus in Wiesbaden (Abb. 119) einen Verwandten, freilich einen entfernten und verkommenen, des athenischen Reiters Dexileos zu sehen. Andere Grabsteine zeigen den Verstorbenen in seiner Eigenschaft als römischer Bürger in der Toga und finden ihre Analogien und zweifellos auch ihr Vorbild in Italien, noch andere wiederholen den auch schon der griechischen Gräberplastik geläufigen Typus des sogenannten „Totenmahls" (Abb. 120).

Wie viel mannigfaltiger und vor allen Dingen wie viel reicher sind dagegen die Grabdenkmäler der Belgica! Das Grabmal der Secundinier steht ja noch heute auf seinem alten Platz im Dorf Igel bei Trier, aber die Funde von Neumagen haben uns gelehrt, daß es keineswegs einzig in seiner Art war, wie es heute ist, sondern nur ein Beispiel eines in jener Gegend sehr beliebten Typus

Die Igeler „Säule" pflegt man es zu nennen; als einen Turm könnte man es mit besserem Recht bezeichnen (Abb. 121). Man hat den Stammbaum dieser Grabtürme bis zum Mausoleum von Halikarnaß und darüber hinaus zurückverfolgen wollen; das Julier-Grabmal von St. Remy soll auch eine Station sein auf dem langen Weg, der von dem griechischen Osten über Massilia nach der Mosel führt. Aber der Zusammenhang ist locker, der Weg über Massilia einstweilen nicht bewiesen, und das Interessanteste an diesen Denkmälern sind auch nicht die griechischen Bauformen und Zierformen in dieser barbarisierten Umwandlung, sondern der all diese Formen überwuchernde Reichtum an Bildwerk, und von diesem Bildwerk wieder nicht die verblaßten Wiederholungen griechischer Mythen, sondern die mit packendem Realismus dargestellten Szenen aus dem Leben des Verstorbenen. Diese Darstellungen aus dem täglichen Leben der Bewohner des Mosellands sind es, die den Funden von Neumagen (Abb. 122—126) alsbald eine ungewöhnliche Popularität verschafft haben. Freilich bot ja das Denkmal von Igel das gleiche in seinem vollen alten Zusammenhang, was die Reliefs von Neumagen nur in Bruchstücken zeigten, und hatte dennoch nicht einmal so viel Teilnahme für sich gewinnen können, daß es heute durch eine ausreichende Abbildung zugänglich wäre. Aber den Grabsteinen von Neumagen war eben, wie so manchem alten Kunstwerk, die Zerstörung zur Erhaltung geworden. Nach nicht sehr langem Bestehen abgebrochen und in die Fundamente der unter Constantin dem Großen errichteten Festungsmauern von

Abb. 133.
Gigantensäule von Schierstein im Museum zu Wiesbaden.
(Zu Seite 146.)

Noviomagus verbaut, hatten sich die Reliefs, wenn auch in Trümmern, in aller Frische, ja mit den deutlichen Resten ihrer Bemalung erhalten, während das Grabmal von Igel, so viele Jahrhunderte allen Unbilden ausgesetzt, nichts mehr von dieser Frische besitzt und dem Betrachter manche Mühe macht und manches Rätsel aufgibt. Aber vielleicht kam es den Denkmälern von Neumagen auch zustatten, daß man zur Zeit ihrer Entdeckung schon etwas die vornehme Zurückhaltung aufgegeben hatte, unter der alle antike Kunst, die nicht den Stempel „klassischen" Griechentums trug, so lange zu leiden hatte, und daß man gerade den Realismus in der Kunst zu schätzen geneigt war und nun mit besonderem Vergnügen bemerkte „que les sculpteurs gallo-romains avaient déjà un peu ces tendances réalistes qui sont la meilleure part de l'art français". Ein großartiger Fund war es in der Tat, dieser Fund von Neumagen, wohl vergleichbar den gleichzeitigen Funden von Pergamon, vergleichbar wegen der gleichen Art der Erhaltung — denn auch die Reliefs des pergamenischen Gigantenfrieses hatte uns ja das günstige Geschick der Verbauung in eine spätere Mauer gerettet —, vergleichbar auch deshalb weil hier nicht weniger als dort, nach Humanns Wort, „eine neue Kunstepoche gefunden war". Der Fund ist nun ein Hauptschatz des Trierer Museums, aller Besucher Freude und hoffentlich bald durch eine würdige Veröffentlichung auch außerhalb Triers der Betrachtung zugänglich. Fast scheint der Reichtum an ansehnlichen Grabmälern für Noviomagus zu groß, und es ist begreiflich, daß man vermutet hat, die Hauptstadt selbst habe die Bausteine zu den „divi castra inclita Constantini" geliefert. Hat sie das nicht, so läßt sich ahnen, was erst Triers Gräberstraßen an solchen Bauten einst boten, dem nur nicht die gleiche Gunst der Erhaltung zuteil wurde, oder doch noch nicht die der Befreiung.

Anschaulicher schildert uns keine andere Kunst das Leben ihrer Zeit. Da sehen wir Mann und Frau in der getreulich wiedergegebenen Tracht des Lebens nebeneinander stehen; dort zum Abschied einander die Hand reichen, während zwischen beiden ein Kind steht: das trauliche Familienbild so vieler griechischer Grabreliefs, in das doch die Testamentrolle in der Hand des Mannes und die gewiß erstrebte Bildnisähnlichkeit einen Zug von anderem Geist bringt. Dann wieder sehen wir den Hausherrn und die Hausfrau am Mittagstisch, auf den eine der beiden Dienerinnen eben eine Schüssel mit Speisen setzt, von denen auch der Hund neben dem Hausherrn sein Teil zu bekommen hofft (Abb. 122); ein anderes Mal finden wir die Hausfrau bei der Toilette, umgeben von vier helfenden Dienerinnen (Abb. 123), oder den Herrn von der Jagd heimkehrend oder mit seinen Beamten den Pachtzins seiner Bauern in Empfang nehmend (Abb. 125), die Söhne beim Unterricht, neben ihrem Hauslehrer (Abb. 124), einen Diener vor einer sehr sorgfältig dargestellten Schnellwage, auf der ein mächtiger Warenballen gewogen werden soll. Die größte Anziehungskraft unter allen Fundstücken von Neumagen werden aber stets die beiden Moselkähne ausüben mit ihren Weinfässern (Abb. 126), den daneben in äußerster Raumbedrängnis, sozusagen zum Relief zusammengedrückt, sitzenden Schiffern, vor allem dem so fröhlich dreinschauenden Steuermann, in dessen Gesicht man eine hinreichende Bürgschaft für den trinkbaren Inhalt der Fässer gesehen hat. Mit überzeugender Lebendigkeit sind die wackeren Treverer dargestellt, teils mit langen und üppigen Bärten, teils durch die Stutzung des Barts der Mode der Zeit Rechnung tragend; nur in der übermäßigen Zahl der Ruder, die fast viermal so groß ist als die Zahl der Ruderer hat sich der Bildhauer eine sonderbare Abweichung von der Wirklichkeit gestattet. Einzig in ihrer Art müßten wir diese Schiffe nennen, wenn sie nicht in Neumagen selbst Nachahmung gefunden hätten, von der uns gleichfalls Reste erhalten sind. Der Herstellungsversuch aber, der jenen beiden freistehenden und als Gegenstücke gearbeiteten Kähnen einen wahrscheinlichen Platz anweist, bietet ein von den Grabtürmen allerdings sehr verschiedenes, aber nicht weniger stattliches Bild.

Die Denkmäler von Neumagen sind nach der Ansicht des besten Kenners im zweiten Jahrhundert und in der ersten Hälfte des dritten entstanden: in den ersten fünfzig Jahren die aus Jurakalkstein, die „einen strengeren Stil und einen reicheren Ornamentschatz" aufweisen, in dem folgenden Jahrhundert die aus Sandstein. Der blühende Wohlstand, den uns allein schon die Zahl der großen Denkmäler bezeugt, und den dann

auch ihre Bilder uns so anschaulich vorführen, entspricht ganz der behäbigen Schilderung, die Ausonius von dem Leben im Mosellande gibt; und doch sind auch die spätesten unter den Monumenten von der Zeit des Ausonius durch ein volles Jahrhundert getrennt, durch ein Jahrhundert keineswegs nur friedlichen Gedeihens, wie ja das Schicksal der Steine von Noviomagus selbst uns sagt. Es war die Zeit, in der die Germanen den Limes durchbrachen, in der der Rhein wieder auf der ganzen Strecke zur Grenze des Reiches wurde, und die Rheinstädte entsprechende Rüstung anlegen mußten. Ja auch die Hauptstadt des Trevererlandes schien vor einem Angriff nicht mehr sicher zu sein und wurde mit dem Mauerring umgeben, als dessen imposantester Rest noch heute die Porta Nigra (Abb. 127 u. 128) aufragt, der die Tore des ewigen Rom selbst sich nicht an die Seite stellen dürfen, das stolzeste Römerdenkmal auf deutschem Boden. In die lange Reihe der Festungsbauten dieser Zeit, des ausgehenden dritten und des beginnenden vierten Jahrhunderts, gehörte denn auch das Constantinische Kastell von Noviomagus. Das friedliche Bild aber, das Ausonius uns vor Augen führt, beweist, daß die festen Mauern ein paar Menschenalter hindurch ihre Schuldigkeit getan haben. Nennt er die Kaiserstadt doch „sicher im Schoße des Friedens ruhend, trotz der Nähe des Rheins".

* * *

Abb. 131. Weihgeschenk an Juppiter Dolichenus.
Nach den Bonner Jahrbüchern.

Bei einer Schrift, die lesbar sein soll und deshalb in der Anordnung nicht pedantisch rubrizierend sein will, die auf beschränktem Raum einen ungeheuren und doch sehr lückenhaften Stoff, eine lange Reihe von Problemen vorzuführen hat und erschöpfend auf keinen Fall sein kann, wird manche Lücke dem Verfasser selbst, glücklicherweise noch eher manche den meisten Lesern entgehen. Eine aber kann gerade ein Archäologe am wenigsten übersehen, würde auch wohl manchem Leser die Erinnerung an die Denkmäler rheinischer Museen bemerklich machen: von den Göttervorstellungen und dem Götterdienst im römischen Germanien wäre noch etwas, wenigstens andeutend, zu sagen. Vielleicht widerstrebt kein anderes Kapitel mehr als dieses zurzeit einer zusammenfassenden Behandlung; aber es darf und muß doch wohl mit ein paar Worten auf die uns hier zu Gebote stehenden Quellen hingewiesen werden, auf die Fragen, die sie zu stellen nötigen, auf die Antworten, die sie zu geben gestatten.

Unsere Quellen sind fast ausschließlich monumentale: Inschriften und Bildwerke, getrennt oder verbunden, Weihungen an die Götter. Die Inschriften bringt der endlich erscheinende dreizehnte Band des Corpus inscriptionum latinarum, soweit sie in Germanien gefunden sind. Aber es kommen auch anderwärts gefundene in Betracht, die von Germanen herrühren, wie die zahlreichen römischen der equites singulares, jenes kaiserlichen Gardereiterkorps, das, seit Trajan oft erwähnt, nicht ausschließlich, wie die ältere schon unter Augustus bestehende, von Galba aufgelöste Leibgarde der Germani oder Batavi, aber doch zum guten Teil aus Deutschen bestand. Die Bildwerke sind nur zum Teil in Beschreibungen, in Abbildungen gar nicht gesammelt.

Wir werden namentlich zwei Fragen zu stellen haben: einmal nach der Rolle, die germanische Vorstellungen etwa in der „Religion des römischen Heeres" spielen, dann

Noviomagus verbaut, hatten sich die Reliefs, wenn auch in Trümmern, in aller Frische, ja mit den deutlichen Resten ihrer Bemalung erhalten, während das Grabmal von Igel, so viele Jahrhunderte allen Unbilden ausgesetzt, nichts mehr von dieser Frische besitzt und dem Betrachter manche Mühe macht und manches Rätsel aufgibt. Aber vielleicht kam es den Denkmälern von Neumagen auch zustatten, daß man zur Zeit ihrer Entdeckung schon etwas die vornehme Zurückhaltung aufgegeben hatte, unter der alle antike Kunst, die nicht den Stempel „klassischen" Griechentums trug, so lange zu leiden hatte, und daß man gerade den Realismus in der Kunst zu schätzen geneigt war und nun mit besonderem Vergnügen bemerkte „que les sculpteurs gallo-romains avaient déjà un peu ces tendances réalistes qui sont la meilleure part de l'art français". Ein großartiger Fund war es in der Tat, dieser Fund von Neumagen, wohl vergleichbar den gleichzeitigen Funden von Pergamon, vergleichbar wegen der gleichen Art der Erhaltung — denn auch die Reliefs des pergamenischen Gigantenfrieses hatte uns ja das günstige Geschick der Verbauung in eine spätere Mauer gerettet —, vergleichbar auch deshalb weil hier nicht weniger als dort, nach Humanns Wort, „eine neue Kunstepoche gefunden war". Der Fund ist nun ein Hauptschatz des Trierer Museums, aller Besucher Freude und hoffentlich bald durch eine würdige Veröffentlichung auch außerhalb Triers der Betrachtung zugänglich. Fast scheint der Reichtum an ansehnlichen Grabmälern für Noviomagus zu groß, und es ist begreiflich, daß man vermutet hat, die Hauptstadt selbst habe die Bausteine zu den „divi castra inclita Constantini" geliefert. Hat sie das nicht, so läßt sich ahnen, was erst Triers Gräberstraßen an solchen Bauten einst boten, dem nur nicht die gleiche Gunst der Erhaltung zuteil wurde, oder doch noch nicht die der Befreiung.

Anschaulicher schildert uns keine andere Kunst das Leben ihrer Zeit. Da sehen wir Mann und Frau in der getreulich wiedergegebenen Tracht des Lebens nebeneinander stehen; dort zum Abschied einander die Hand reichen, während zwischen beiden ein Kind steht: das trauliche Familienbild so vieler griechischer Grabreliefs, in das doch die Testamentrolle in der Hand des Mannes und die gewiß erstrebte Bildnisähnlichkeit einen Zug von anderem Geist bringt. Dann wieder sehen wir den Hausherrn und die Hausfrau am Mittagstisch, auf den eine der beiden Dienerinnen eben eine Schüssel mit Speisen setzt, von denen auch der Hund neben dem Hausherrn sein Teil zu bekommen hofft (Abb. 122); ein anderes Mal finden wir die Hausfrau bei der Toilette, umgeben von vier helfenden Dienerinnen (Abb. 123), oder den Herrn von der Jagd heimkehrend oder mit seinen Beamten den Pachtzins seiner Bauern in Empfang nehmend (Abb. 125), die Söhne beim Unterricht, neben ihrem Hauslehrer (Abb. 124), einen Diener vor einer sehr sorgfältig dargestellten Schnellwage, auf der ein mächtiger Warenballen gewogen werden soll. Die größte Anziehungskraft unter allen Fundstücken von Neumagen werden aber stets die beiden Moselkähne ausüben mit ihren Weinfässern (Abb. 126), den daneben in äußerster Raumbedrängnis, sozusagen zum Relief zusammengedrückt, sitzenden Schiffern, vor allem dem so fröhlich dreinschauenden Steuermann, in dessen Gesicht man eine hinreichende Bürgschaft für den trinkbaren Inhalt der Fässer gesehen hat. Mit überzeugender Lebendigkeit sind die wackeren Treverer dargestellt, teils mit langen und üppigen Bärten, teils durch die Stutzung des Barts der Mode der Zeit Rechnung tragend; nur in der übermäßigen Zahl der Ruder, die fast viermal so groß ist als die Zahl der Ruderer hat sich der Bildhauer eine sonderbare Abweichung von der Wirklichkeit gestattet. Einzig in ihrer Art müßten wir diese Schiffe nennen, wenn sie nicht in Neumagen selbst Nachahmung gefunden hätten, von der uns gleichfalls Reste erhalten sind. Der Herstellungsversuch aber, der jenen beiden freistehenden und als Gegenstücke gearbeiteten Kähnen einen wahrscheinlichen Platz anweist, bietet ein von den Grabtürmen allerdings sehr verschiedenes, aber nicht weniger stattliches Bild.

Die Denkmäler von Neumagen sind nach der Ansicht des besten Kenners im zweiten Jahrhundert und in der ersten Hälfte des dritten entstanden: in den ersten fünfzig Jahren die aus Jurakalkstein, die „einen strengeren Stil und einen reicheren Ornamentschatz" aufweisen, in dem folgenden Jahrhundert die aus Sandstein. Der blühende Wohlstand, den uns allein schon die Zahl der großen Denkmäler bezeugt, und den dann

auch ihre Bilder uns so anschaulich vorführen, entspricht ganz der behäbigen Schilderung, die Ausonius von dem Leben im Mosellande gibt; und doch sind auch die spätesten unter den Monumenten von der Zeit des Ausonius durch ein volles Jahrhundert getrennt, durch ein Jahrhundert keineswegs nur friedlichen Gedeihens, wie ja das Schicksal der Steine von Noviomagus selbst uns sagt. Es war die Zeit, in der die Germanen den Limes durchbrachen, in der der Rhein wieder auf der ganzen Strecke zur Grenze des Reiches wurde, und die Rheinstädte entsprechende Rüstung anlegen mußten. Ja auch die Hauptstadt des Trevererlandes schien vor einem Angriff nicht mehr sicher zu sein und wurde mit dem Mauerring umgeben, als dessen imposantester Rest noch heute die Porta Nigra (Abb. 127 u. 128) aufragt, der die Tore des ewigen Rom selbst sich nicht an die Seite stellen dürfen, das stolzeste Römerdenkmal auf deutschem Boden. In die lange Reihe der Festungsbauten dieser Zeit, des ausgehenden dritten und des beginnenden vierten Jahrhunderts, gehörte denn auch das Constantinische Kastell von Noviomagus. Das friedliche Bild aber, das Ausonius uns vor Augen führt, beweist, daß die festen Mauern ein paar Menschenalter hindurch ihre Schuldigkeit getan haben. Nennt er die Kaiserstadt doch „sicher im Schoße des Friedens ruhend, trotz der Nähe des Rheins".

* * *

Abb. 131. Weihgeschenk an Juppiter Dolichenus.
Nach den Bonner Jahrbüchern.

Bei einer Schrift, die lesbar sein soll und deshalb in der Anordnung nicht pedantisch rubrizierend sein will, die auf beschränktem Raum einen ungeheuren und doch sehr lückenhaften Stoff, eine lange Reihe von Problemen vorzuführen hat und erschöpfend auf keinen Fall sein kann, wird manche Lücke dem Verfasser selbst, glücklicherweise noch eher manche den meisten Lesern entgehen. Eine aber kann gerade ein Archäologe am wenigsten übersehen, würde auch wohl manchem Leser die Erinnerung an die Denkmäler rheinischer Museen bemerklich machen: von den Göttervorstellungen und dem Götterdienst im römischen Germanien wäre noch etwas, wenigstens andeutend, zu sagen. Vielleicht widerstrebt kein anderes Kapitel mehr als dieses zurzeit einer zusammenfassenden Behandlung; aber es darf und muß doch wohl mit ein paar Worten auf die uns hier zu Gebote stehenden Quellen hingewiesen werden, auf die Fragen, die sie zu stellen nötigen, auf die Antworten, die sie zu geben gestatten.

Unsere Quellen sind fast ausschließlich monumentale: Inschriften und Bildwerke, getrennt oder verbunden, Weihungen an die Götter. Die Inschriften bringt der endlich erscheinende dreizehnte Band des Corpus inscriptionum latinarum, soweit sie in Germanien gefunden sind. Aber es kommen auch anderwärts gefundene in Betracht, die von Germanen herrühren, wie die zahlreichen römischen der equites singulares, jenes kaiserlichen Gardereiterkorps, das, seit Trajan oft erwähnt, nicht ausschließlich, wie die ältere schon unter Augustus bestehende, von Galba aufgelöste Leibgarde der Germani oder Batavi, aber doch zum guten Teil aus Deutschen bestand. Die Bildwerke sind nur zum Teil in Beschreibungen, in Abbildungen gar nicht gesammelt.

Wir werden namentlich zwei Fragen zu stellen haben: einmal nach der Rolle, die germanische Vorstellungen etwa in der „Religion des römischen Heeres" spielen, dann

Abb. 135. Mithrasdenkmal aus Heddernheim im Museum zu Wiesbaden. Vorderseite.
(Zu Seite 146 f.)

nach dem Einfluß, den römischer Glaube und Kultus allmählich oder offiziell auf Glauben und Götterdienst der Germanen gewonnen hat; und die Antwort auf jene Frage ist vielleicht zugleich ein guter Teil der Antwort auf diese, da vornehmlich für die dem Heer angehörigen Germanen Zeugnisse in hinreichender Zahl zu Gebote stehen. Die Schlüsse, die wir daraus auf die Religion des Volks ziehen zu dürfen meinen, sind eben nur Schlüsse, die indessen neben den ungenügenden und widersprechenden Nachrichten des Cäsar und des Tacitus alle Beachtung verdienen. Germanisches und Keltisches zu scheiden, wird auch hier nicht leicht sein, da die Germanen, von denen die Zeugnisse stammen, zum Teil seit alters und alle je länger je mehr unter dem Einfluß der gallischen Nachbarn standen. Leicht ist es aber auch nicht immer, die germanischen Götter hinter den römischen Namen und unter der römisch-griechischen Gestalt zu erkennen: manche Gottheiten, zumeist uns unbekannte, treten unter ihren germanischen Namen auf; gerade die großen Götter aber, wie Donar und Wodan, verbergen sich unter der Hülle des Herkules und Merkur. Erst wenn man das erkannt hat, sieht man recht, daß germanische Kulte im römischen Heer eine bevorzugte Stellung eingenommen haben, die mit Wahrscheinlichkeit auf die bevorzugte Stellung der equites singulares zurückgeführt worden ist. Auf germanischen Vorstellungen beruht es auch, daß jenen Göttern mit römischen Namen in den

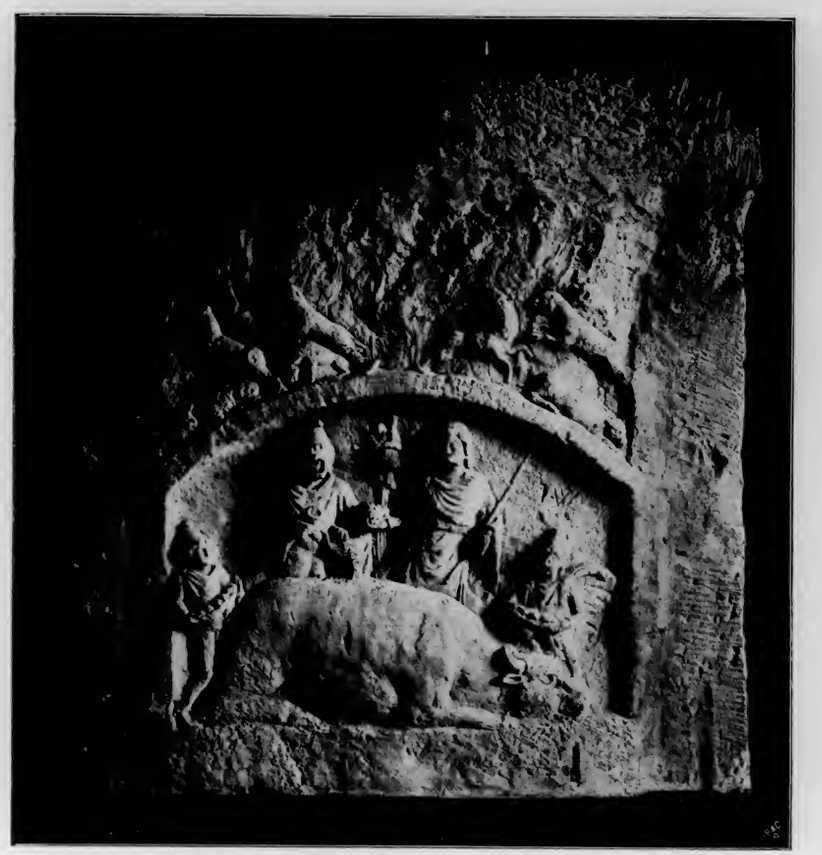


Abb. 136. Mithrasdenkmal aus Heddernheim im Museum zu Wiesbaden. Rückseite.
(Zu Seite 146 f.)

Weihungen der Germanen weit öfter, als bei den wirklich römischen Göttern des Namens der Fall ist, eine weibliche Gottheit zur Seite tritt.

Man wird sich aber mit diesem allgemeinen Ergebnis nicht begnügen wollen, sondern örtliche Verschiedenheiten aufspüren und zeitlichen Wandlungen nachgehen. Während die Hauptstadt Obergermaniens der Mittelpunkt des Sirona-Kults zu sein scheint, drängen sich um die niederrheinische Hauptstadt die Denkmäler des Kults der „Mütter", der Matronae. Um Mainz herrscht durchaus die Widmung an Juppiter optimus maximus und Juno Regina, hier scheint ferner der Ausgangspunkt des Kults der genii einzelner Truppenteile gewesen zu sein. Am Niederrhein hingegen treten neben die Matronae vor allem Herkules und Fortuna. Auf zeitliche Unterschiede achtend beobachten wir sodann ein stärkeres Hervortreten germanischer wie gallischer Götter gegen Ende des zweiten Jahrhunderts, das in anderen Symptomen einer veränderten Haltung gegenüber dem Nationalen seine Analogien hat, wie in der Verdrängung der römischen Meile durch die gallische Leuga (S. 130).

Im Mittelpunkt solcher Betrachtungen steht für das niederrheinische Gebiet der Matronenkult mit seinen zahlreichen Denkmälern (Abb. 129), die für den Volksglauben um so bedeutungsvoller sein können, je seltener gerade hier die Weihungen

Abb. 135. Mithrasdenkmal aus Heddernheim im Museum zu Wiesbaden. Vorderseite.
(Zu Seite 146 f.)

nach dem Einfluß, den römischer Glaube und Kultus allmählich oder offiziell auf Glauben und Götterdienst der Germanen gewonnen hat; und die Antwort auf jene Frage ist vielleicht zugleich ein guter Teil der Antwort auf diese, da vornehmlich für die dem Heer angehörigen Germanen Zeugnisse in hinreichender Zahl zu Gebote stehen. Die Schlüsse, die wir daraus auf die Religion des Volks ziehen zu dürfen meinen, sind eben nur Schlüsse, die indessen neben den ungenügenden und widersprechenden Nachrichten des Cäsar und des Tacitus alle Beachtung verdienen. Germanisches und Keltisches zu scheiden, wird auch hier nicht leicht sein, da die Germanen, von denen die Zeugnisse stammen, zum Teil seit alters und alle je länger je mehr unter dem Einfluß der gallischen Nachbarn standen. Leicht ist es aber auch nicht immer, die germanischen Götter hinter den römischen Namen und unter der römisch-griechischen Gestalt zu erkennen: manche Gottheiten, zumeist uns unbekannte, treten unter ihren germanischen Namen auf; gerade die großen Götter aber, wie Donar und Wodan, verbergen sich unter der Hülle des Herkules und Merkur. Erst wenn man das erkannt hat, sieht man recht, daß germanische Kulte im römischen Heer eine bevorzugte Stellung eingenommen haben, die mit Wahrscheinlichkeit auf die bevorzugte Stellung der equites singulares zurückgeführt worden ist. Auf germanischen Vorstellungen beruht es auch, daß jenen Göttern mit römischen Namen in den

Abb. 136. Mithrasdenkmal aus Heddernheim im Museum zu Wiesbaden. Rückseite.
(Zu Seite 146 f.)

Weihungen der Germanen weit öfter, als bei den wirklich römischen Göttern des Namens der Fall ist, eine weibliche Gottheit zur Seite tritt.

Man wird sich aber mit diesem allgemeinen Ergebnis nicht begnügen wollen, sondern örtliche Verschiedenheiten aufspüren und zeitlichen Wandlungen nachgehen. Während die Hauptstadt Obergermaniens der Mittelpunkt des Sirona-Kults zu sein scheint, drängen sich um die niederrheinische Hauptstadt die Denkmäler des Kults der „Mütter", der Matronae. Um Mainz herrscht durchaus die Widmung an Juppiter optimus maximus und Juno Regina, hier scheint ferner der Ausgangspunkt des Kults der genii einzelner Truppenteile gewesen zu sein. Am Niederrhein hingegen treten neben die Matronae vor allem Herkules und Fortuna. Auf zeitliche Unterschiede achtend beobachten wir sodann ein stärkeres Hervortreten germanischer wie gallischer Götter gegen Ende des zweiten Jahrhunderts, das in anderen Symptomen einer veränderten Haltung gegenüber dem Nationalen seine Analogien hat, wie in der Verdrängung der römischen Meile durch die gallische Lenga (S. 130).

Im Mittelpunkt solcher Betrachtungen steht für das niederrheinische Gebiet der Matronenkult mit seinen zahlreichen Denkmälern (Abb. 129), die für den Volksglauben um so bedeutungsvoller sein können, je seltener gerade hier die Weihungen

von Soldaten sind. Im Herrschaftsgebiet des Juppiter und der Juno finden wir eine, wie es scheint, dort einheimische, nur vereinzelt darüber hinausreichende Denkmälergruppe, deren vollständiges Bild erst Funde und Forschungen der neuesten Zeit aus den einzelnen Teilen haben herstellen lassen, über die das letzte Wort aber auch heute noch nicht gesprochen ist: die sogenannten Juppitersäulen.

In großer Zahl sind im oberen Germanien und der benachbarten Belgica, im Bereiche der Triboker, Nemeter, Vangionen und Treverer und fast nur in diesem, die sogenannten Viergöttersteine gefunden: eine verdienstliche Arbeit hat ihrer vor mehr als zehn Jahren nicht weniger als 218 zusammengestellt, von denen der erste sicher datierbare in Kastel gegenüber Mainz gefunden, aus dem Jahre 170 stammt. Über das gleiche Gebiet scheinen die sogenannten „Wochengöttersteine" verbreitet zu sein, die sich als Zwischenglieder eines größeren Denkmals nach äußeren Anzeichen erkennen ließen. Man hat dann durch einige glückliche Funde gelernt, daß dieses größere Denkmal eine Säule war, die sich über dem Sockel des „Viergöttersteins" und auf dem Zwischensockel des „Wochengöttersteins" erhob und von einem Götterbild gekrönt war (Abb. 130 f.). Dieses Götterbild ist zuweilen als Juppiter zweifellos kenntlich, zuweilen aber offenbar von gallischen oder germanischen Vorstellungen abhängig, am merkwürdigsten in der vielbesprochenen Gruppe eines Reiters, der über einen Schlangenfüßler, nach griechisch-römischer Auffassung also einen Giganten, hinsprengt (Abb. 132 f.). „Juppiter im Gigantenkampf" war wohl der nächstliegende Gedanke, wenngleich ein Kampf sehr schlecht zum Ausdruck gebracht wäre, das schlangenfüßige Wesen vielmehr dem Reiter eher hilfreich als feindlich zu sein scheint, zuweilen auch offenbar weiblich ist. Die meist abschreckende Roheit dieser vorzugsweise dem dritten und vierten Jahrhundert, wo nicht noch späterer Zeit, angehörigen Denkmäler, deren ältestes datierbares aus dem Jahre 221 n. Chr. stammt, durfte nicht abhalten, sie von griechisch-römischer Kunst abhängig zu denken, und wenn die bartlose Erscheinung des Reiters oder seine römische Rüstung zuweilen zu Juppiter nicht passen wollte, so konnte man sich daran erinnern, daß in Dichtung und Kunst nicht selten die Kaiser unter dem Bilde des gigantenbezwingenden Juppiter gefeiert wurden. Aber diese Erwägungen haben dennoch in die Irre geführt, um so mehr, je fester sie die unsere Gruppe mit griechisch-römischen Denkmälern verbindenden Fäden anzuziehen bemüht waren, und richtiger haben zweifellos die geurteilt, die, wie Hettner, nicht nur den Schlangenfüßler, sondern auch den Reiter in germanischen Gedankenkreis verwiesen, ohne jedoch den Einfluß römischer Kunst auf die Form der Darstellung zu leugnen. Klipp und klar wird die Deutung niemals sein, weil eben die zugrunde liegende Vorstellung auch nicht klipp und klar war: im einen Fall mag die Abhängigkeit von germanischen Vorstellungen, im anderen die von römischen Darstellungen überwiegen. Es darf gegen die Deutung des Reiters als Wodan nicht angeführt werden, daß dieser sonst in der Gestalt des Merkur erscheint; denn diese Gleichungen sind schwankend, und nicht selten finden sich zwei in Konkurrenz, beide auf irgendeiner Übereinstimmung beruhend. Aber man wird doch auch mit der Deutung auf Wodan gewiß nicht auskommen. Ist es auch wahrscheinlich, daß alle diese Gigantensäulen auf ein an hervorragender Stelle — nach ihrem Verbreitungsbezirk könnte man am ersten an Mainz denken — aufgestelltes Urbild zurückgehen, so wird doch bei den Wiederholungen bald an diesen, bald an jenen Gott bei dem Reiter vorzugsweise gedacht worden sein, und es könnte wohl der Wechsel in Anordnung und Auswahl der Götter, den wir an den Sockelsteinen beobachten, mit dem Wechsel der Bedeutung der krönenden Gruppe hin und wieder zusammenhangen. Auf jeden Fall sind uns diese Säulen merkwürdige Zeugen einer, wie es scheint, offiziellen Verbindung der kapitolinischen Göttertrias mit den Hauptgöttern der Germanen, vielleicht auf ihrem Gebiet der Ersatz für die dort fehlenden Denkmäler des eigentlichen Kaiserkults und zuweilen durch die Formel in h(onorem) d(omus) d(ivinae) zu ihm ausdrücklich in Beziehung gesetzt.

Aber zu der Zeit, da diese Denkmäler als Zeugnisse loyaler Gesinnung errichtet wurden, hatte sich schon zwischen die Götter des Kapitols und die der Germanen der orientalische Mithras gedrängt (Abb. 135 f.). Reißend griff sein Kult um sich,

verbreitete sich über das ganze Reich, mit Ausnahme der vom Christentum schon eroberten griechischen Länder, und faßte in den Grenzbezirken besonders festen Fuß, wie uns für die germanische Grenze zahlreiche und zum Teil besonders stattliche Denkmäler bezeugen. Im dritten Jahrhundert nahm Mithras den Kampf um die Weltherrschaft gegen Christus auf, am Ende des vierten war er besiegt; aber der Sieger hat auch von dem Besiegten manches übernommen, was ihm zum Mittel der Herrschaft wurde.

Christliche Kaiser residierten längst in Trier. Aber die Religion des Hofes war noch nicht ins Volk gedrungen; ja in den Stürmen der Völkerwanderung wuchs wohl noch einmal die Macht der Germanengötter. Die endgültige Eroberung der Rheinlande durch das Christentum liegt jenseits der Grenze, die wir uns gesetzt haben.

* * *

Verlockend wäre ein Ausblick über diese Grenze, der nach den die Jahrhunderte überdauernden Spuren der römischen Herrschaft auf deutschem Boden spähte, das ganze Erbe der römischen Kultur zu überrechnen suchte. Einzelnes davon ist ja im Verlauf unserer Darstellung erwähnt worden; Zusammenfassendes aber, oder gar Erschöpfendes geben zu wollen, würde über den Rahmen dieser Schrift hinausgehen, würde auch eine tiefere Kenntnis der Kultur des deutschen Mittelalters fordern als der Verfasser sich zutrauen darf. Zudem würden die Fäden, die dann zu verfolgen wären, nicht nur zu den Römern in Germanien zurückführen, sondern auch zu den Germanen im Römerreich, von denen hier kaum mit einem Wort die Rede gewesen ist. Und dann wäre von dem wirklich in die Zeit der Römer zurückreichenden Besitz alles das zu scheiden, was man die „Renaissance" der Karolingerzeit zu nennen pflegt: den Rückblick versperrt gewissermaßen die mächtige Gestalt des großen Frankenkaisers. Drum bleibe das eine Aufgabe für sich: „unser Zusammenhang mit dem Altertum", wahrlich, auch in dieser Beschränkung auf das Römische, ein Stoff einer eigenen Betrachtung wert.

Die große Tatsache aber einer solchen Fortwirkung steht vor aller Augen. Die Rolle, die im Mittelalter und darüber hinaus die drei rheinischen Bischofsstädte, Mainz, Köln und Trier, gespielt haben, ist gewissermaßen von den Römern vorgezeichnet; nicht zufällig stehen die stolzesten Dome der romanischen Baukunst auf altrömischem Kulturboden; und nicht unabhängig von der Bedeutung des römischen Vetera ist die Rolle Xantens im Epos. Schwerer noch freilich als auf den breiten Wegen der Geschichte lassen sich auf den verschlungenen und überwucherten Pfaden der Sage und Dichtung die Fußspuren der römischen Eroberer mit Sicherheit nachweisen.

Literatur.

Das folgende Schriftenverzeichnis, für das des Herausgebers und des Verlegers verständnisvolles Entgegenkommen mir ein paar Seiten zur Verfügung gestellt hat, ist von einer vollständigen Bibliographie weit entfernt. Ja es umfaßt nicht einmal alle, bei weitem nicht alle, von mir gelesenen oder eingesehenen Schriften. Aber die Auswahl, bei der neueste Schriften bevorzugt wurden, weil der Leser durch sie zur älteren Literatur ja leicht zurückgeleitet wird, und weil auf sie in der vorausgehenden Darstellung vielfach, meist ohne Namennennung, angespielt worden ist, soll genügen um ein tiefer eindringendes Studium zu ermöglichen und wird gewiß dazu beitragen, daß dieser in vieler Hinsicht — niemand weiß es besser als der Verfasser — unvollkommene Versuch sich nützlich erweise. Ich gestehe, daß mir als Leser die am willkommensten sind, die diese Literaturangaben benutzen. Denn die eines solchen Wegweisers entraten können, weil sie mitten in der Forschung stehen, sollen wissen, daß für sie mein bescheidenes Buch nicht geschrieben ist. Für die aber, die nicht Zeit und Neigung haben, etwas mehr zu lernen als auf diesen Blättern steht, fürchte ich nicht immer den rechten Ton gefunden zu haben. Denn das Bild ist nicht al fresco hingeworfen, wie es wohl sein sollte, bei diesem Gegenstand aber zurzeit vielleicht überhaupt nicht, jedenfalls nur bei vollkommenerer Beherrschung des Stoffs sein kann, sondern es ist in mühsamer Mosaikarbeit, dazu unter mancherlei erschwerenden, zumal die letzten Abschnitte schädigenden Umständen entstanden.

Hauptfundgruben sind, in dieser Literaturübersicht keineswegs ausgeschöpft, die Bonner Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande (B. J.), die Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst (Wd. Z.) mit ihrem Korrespondenzblatt, die Annalen des Nassauischen Vereins für Altertumskunde und Geschichtsforschung mit ihren Mitteilungen (letztere seit 1897), die Neuen Heidelberger Jahrbücher (N. H. J.).

Allgemeines. Mommsen, Römische Geschichte V: 1. Die Nordgrenze Italiens S. 1—56; 4. Das römische Germanien und die freien Germanen S. 107—154. — Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde I. II. III. IV. V. Am meisten kommt Band IV (Die Germania des Tacitus) in Betracht. — Riese, Das rheinische Germanien in der antiken Literatur. 1892. — Brambach, Corpus inscriptionum rhenanarum. 1867. [Der inzwischen erschienene erste Teil des XIII. Bandes des Corpus inscriptionum latinarum konnte noch nicht benutzt werden.] — Hübner, Römische Herrschaft in Westeuropa. 1890. — Nissen, Rheinland in römischer Zeit: B. J. XCVI/VII 1895. — Bergk, Zur Geschichte und Topographie der Rheinlande in römischer Zeit. 1882. — Asbach, Zur Geschichte und Kultur der römischen Rheinlande. 1902. — E. Desjardins, Géographie de la Gaule Romaine I. II. III. IV.

Zu den germanischen Kriegen. Aus der überreichen Literatur kann nur weniges hervorgehoben werden, teils Neuestes, teils Förderndes. Zu den Quellen: F. Münzer, Die Quelle des Tacitus für die Germanenkriege: B. J. CIV 1899. — Die neueste Schrift über die Varusschlacht ist augenblicklich wohl die von Bartels, Die Varusschlacht und deren Örtlichkeit (2. Auflage 1904); die letzte selbständige Schrift Knokes, dem man hier nicht ganz aus dem Weg gehen kann: „Gegenwärtiger Stand der Forschungen über die Römerkriege im nordwestlichen Deutschland" (Berlin 1903). „Die Feldzüge des Germanicus" behandelte eingehend Dahm (Trier 1902), alle Germanenkriege Delbrück in seiner „Geschichte der Kriegskunst" II (Berlin 1902).

Gefördert wurden diese Forschungen durch die Ausgrabungen bei Haltern — über diese siehe Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen II und III [demnächst auch IV] (Münster 1901, 1903 und [1905]) — sei es nun, daß hier Aliso wirklich gefunden ist oder nicht. Über Aliso neuerdings F. Cramer Wd. Z. XXI 1902, Domaszewski Wd. Z. XXI 1902, S. 187 f.; über den mit den Anlagen von Haltern gleichzeitigen Waffenplatz bei Höchst a. M. Ritterling, Mitteilungen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung 1901/02, über den etwas späteren bei Hofheim Ritterling, Nassauische Annalen XXXIV 1904.

Die früher meist unterschätzten Kriege und Eroberungen Domitians sind durch die Limesforschung ins rechte Licht gesetzt worden: Ritterling, Wd. Z. XII 1893, S. 263 f.; Korrespondenzblatt XVI 1897, S. 60 f.; Mitteilungen des Nassauischen Vereins 1897/98, S. 87 f.; Wolff, Nassauische Annalen XXXII 1901, S. 1 f.

Verwaltung und Abgrenzung der römischen Provinzen. O. Hirschfeld, Die Verwaltung der Rheingrenze in den ersten drei Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit i. d. Commentationes in honorem Mommseni. — A. Riese, Forschungen zur Geschichte der Rheinlande in der

Römerzeit. Programm des Gymnasiums von Frankfurt a. M. 1889 (Progr. Nr. 363). — Wd. Z. Korrespondenzblatt XIV 1895, S. 65. — Westliche Abgrenzung der oberen Provinz: Riese, Wd. Korrespondenzblatt XII 1893, S. 78; XIV 1895, S. 65; Schulten B. J. CIII 1898, S. 34 f. — Grenze beider germanischen Provinzen: Zangemeister Wd. Z. III 1884, S. 313 f. — Verwaltung des Decumatlandes: Mommsen, Wd. Korr.-Bl. V 1886, S 260 f. Domaszewski, Wd. Z. XXI 1902, S. 205 f.

Geschichte der rheinischen Legionen. H. Meyer, Geschichte der XI. und XXI. Legion: Mitt. d. antiquar. Gesellschaft in Zürich VII, 6, 1853. — E. Ritterling, De legione Romanorum X. Gemina. Diss. Lips. 1885. — O. Schilling, De legionibus Romanorum I. Minervia et XXX. Ulpia. Diss. Lips. 1893 = Leipziger Studien XV 1895. — A. Weichert, Die legio XXII Primigenia: Wd. Z. XXI 1902 und XXII 1903.

Truppenziegeleien. G. Wolff, Die Ziegeleien von Nied bei Höchst a. M. und ihre Stempel: Archiv f. Frankfurts Geschichte und Kunst. Dritte Folge. IV 1893. — Steiner, Eine Legionsziegelei in Xanten: B. J. CX 1903.

Legionslager und Lagerstädte. Die Literatur über die erhaltenen Überreste der großen Lager ist zersplittert und ungenügend. Eine erschöpfende Veröffentlichung über das Lager von Neuß steht in den B. J. bevor. Über das Lager von Bonn: Festschrift des Bonner Vereins 1888 und Ergänzungen in den B. J. Über das Lager von Carnuntum s. u. Limes in Österreich. — Mommsen, Die Römischen Lagerstädte: Hermes VII 1873; A. Schulten, Das Territorium legionis: Hermes XXIX 1894; Artikel Canabae in Pauly-Wissowas R. E.

Limes. Mommsen, Der Begriff des Limes: Wd. Z. XIII 1894. — E. Fabricius, Entstehung der römischen Limesanlagen in Deutschland: Wd. Z. XX 1901 und Sonderdruck. — E. Fabricius, Ein Limesproblem: Festschrift der Universität Freiburg zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs 1902. — Jahresberichte der Reichslimeskommission im Archäol. Anzeiger des Jahrbuchs des Instituts 1892 f. Einzelberichte im „Limesblatt" 1892 f. Aufsätze besonders in der Wd. Z., den B. J. und den N. H. J. Veraltet: A. v. Cohausen, Der römische Grenzwall in Deutschland. 1884. Von dem abschließenden Werk der Reichslimeskommission „Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreichs" sind bis jetzt Lieferung I—XXI der Abteilung B: Hauptkastelle erschienen. Abteilung A wird „die Schilderung des Terrains, des Limeslaufes und der Lage der Hauptkastelle sowie die Beschreibung der Zwischenkastelle, Erdschanzen, Türme und der wichtigsten für den Limes in Betracht kommenden Römerstraßen" enthalten. — Kastell Saalburg: L. Jacobi, Das Römerkastell Saalburg, Homburg 1897 (608 Seiten mit 80 Tafeln und 110 Textabbildungen). — Limes in Österreich: Der römische Limes in Österreich, Heft I bis V 1900—1904 (besonders über das Legionslager von Carnuntum).

Städte. E. Kornemann, Zur Stadtentstehung in den ehemals keltischen und germanischen Gebieten des Römerreichs. Gießener Habilitationsschrift 1898. — Köln: R. Schultze und C. Steuernagel, Colonia Agrippinensis. Ein Beitrag zur Ortskunde der Stadt Köln zur Römerzeit: B. J. XCVIII 1895. — H. Nissen, Zur Geschichte des römischen Köln: ebenda. Über die Porta Paphia: B. J. CIII 1898. — Stadtmauer: Lehner, Wd. Z. XV 1896. — Trier: F. Hettner, Über das römische Trier: Verhandl. d. 34. Versamml. deutscher Philologen in Trier 1880. — Derselbe, Zu den Römischen Altertümern von Trier und Umgegend: Wd. Z. X 1891. — Stadtbefestigung: Lehner, Wd. Z. XV 1896; Hettner, Jahresbericht der Gesellschaft f. nützliche Forschungen 1894—1899. Einzelnes besonders in der Wd. Z. Die Veröffentlichung des bei der Kanalisation aufgenommenen Stadtplans steht bevor.

Als Beispiel einer kleineren Rheinfestung diene Antunnacum (Andernach): Lehner, B. J. CVII 1901; als Beispiel einer Stadt des Limesgebiets Heddernheim: Mitteilungen über römische Funde in Heddernheim herausgegeben von dem Verein f. Geschichte u. Altertumskunde zu Frankfurt a. M., I 1894, II 1898, III 1900. — G. Wolff, Ergebnisse und Aufgaben der Heddernheimer Lokalforschung: Festschrift z. Feier d. fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Städt. Histor. Museums in Frankfurt a. M. 1903.

Siedelung. Hauptwerk: A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen, Berlin 1895 I. II. III. IV.

Einzelnes: F. Iltgen, Die Ansiedelungen am Niederrhein von der Lippemündung bis zur holländischen Grenze. Diss. Hal. 1892. — W. Ademeit, Beiträge zur Siedelungsgeographie des unteren Moselgebietes (Forschungen z. deutschen Landes- u. Volkskunde XIV 4) 1903. — R. Bodewig, Ein Trevererdorf im Coblenzer Stadtwalde: Wd. Z. XIX 1900. — Anthes, Beiträge zur Geschichte der Besiedelung zwischen Rhein, Main und Neckar: Archiv f. hess. Gesch. u. Altertumskunde N. F. III 2, 1902 (mir unzugänglich). — K. Schumacher, Die Besiedelung des Odenwaldes und Baulandes in vorrömischer und römischer Zeit: N. H. J. VII 1897. Derselbe, Zur Besiedelungsgeschichte des rechtseitigen Rheintals zwischen Basel und Mainz: Festschrift des Römisch-germanischen Zentralmuseums zu Mainz 1902 (mir unzugänglich).

Villen und Meierhöfe: Hettner, Wd. Z. II 1883; Wichmann, Jahrbuch der Gesellschaft f. Lothring. Geschichte und Altertumskunde X 1898; Schumacher, Wd. Z. XV 1896. — Für das Germanische: M. Heyne, Das deutsche Wohnungswesen von den

ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum sechzehnten Jahrhundert (Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer I). Leipzig 1899.

Straßenforschung. F. W. Schmidt, Forschungen über die Römerstraßen ꝛc. im Rheinlande: B. J. XXXI 1861, S. 1—220. — Der Titel des Werks von J. Schneider ist auf S. 130 angegeben (1882—1894). — v. Sarwey, Römische Straßen im Limesgebiet: Wd. Z. XVIII 1899. — G. Wolff, Römische Straßen in der Wetterau: Wd. Z. XVI 1897. — Kofler, Alte Straßen in Hessen: Wd. Z. XII 1893; XV 1896; XX 1901. — Zangemeister, Drei obergermanische Meilensteine aus dem ersten Jahrhundert: Wd. Z. III 1884. — v. Domaszewski, Die Beneficiarierposten und die römischen Straßennetze: Wd. Z. XXI 1902.

Rheinbrücken. Mainz: Heim u. Velke, Die römische Rheinbrücke bei Mainz: Zeitschr. des Vereins zur Erforschung der Rhein. Geschichte und Altertümer in Mainz, Heft IV 1887. — Köln: E. Hübner und F. Hettner, Wd. Z. V 1886; Schultze und Steuernagel, B. J. XCVIII 1895. Über die merkwürdige uralte Befestigung bei Urmitz, die irrig für „Cäsars Rheinfestung", d. h. für die Befestigung seiner Brücke gehalten wurde (B. J. CIV 1899), vgl. Lehner, B. J. CVII 1901, S. 203 f.; CVIII/IX 1902, S. 551 f.

Handel. W. Wackernagel, Gewerbe, Handel und Schiffahrt der Germanen: Zeitschr. f. deutsches Altertum IX 1853. — H. Willers, Zum römischen Handel im freien Germanien in dem Buch: Die römischen Bronzeeimer von Hemmoor 1901.

Keramik und Glasindustrie. Kisa, Antikes Kunsthandwerk am Rhein: Kunstgewerbeblatt VII 1896. — Hettner, Zur römischen Keramik (Allgemeine Übersicht): Festschrift für Overbeck 1894. — Koenen, Gefäßkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden 1895. — Schumacher, Zur römischen Keramik: B. J. C 1896 (Versuch einer genaueren Chronologie); Derselbe, Zur römischen Keramik und Geschichte Südwestdeutschlands: N. H. J. VIII 1898 (Verwertung der keramischen Funde zur Prüfung der aus Schriftstellernachrichten und Inschriften gewonnenen Anschauungen). — Dragendorff, Terra sigillata. B. J. XCVI/VII 1895. Dazu vieles in den folgenden Bänden. — Für alles: Hettner, Illustrierter Führer durch das Provinzialmuseum in Trier 1903.

Grabdenkmäler im Rhein- und Moselland. Hettner, in dem auf S. 138 angeführten Aufsatz Wd. Z. II 1883. — Über die Denkmäler von Neumagen: Hettner im Illustrierten Führer S. 2—24. Über rheinische Grabsteine Weynand, B. J. CVIII/XI 1902.

Religion, Denkmäler und Inschriften des Götterkults. Domaszewski, Die Religion des römischen Heeres: Wd. Z. XIV 1895 (auch Wd. Z. XXI 1902, S. 206 f.). — Rieſe, Zur Geschichte des Götterkultus im Rheinischen Germanien: Wd. Z. XVII 1898. — Zangemeister, Zur germanischen Mythologie: N. H. J. V 1895 (dort auch Literatur über die Juppitersäulen und Gigantensäulen, Viergöttersteine, Wochengöttersteine). — Kult und Denkmäler der „Matronen": Ihm, B. J. LXXXIII 1887. — Siebourg ebenda CV 1900 u. a. — Kult des Mithras: Cumont, Textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mithra (daraus übersetzt: Cumont-Gehrich, Die Mysterien des Mithra 1903).

Unter den **Abbildungen** wird man nicht viele überflüssig finden, wohl aber viele wünschenswerte vermissen; aber die Auswahl ist, auch bei größtem Entgegenkommen der Verlagshandlung, das ich zu rühmen habe, doch nicht von den Wünschen des Verfassers allein abhängig, und eine Zusammenstellung von Abbildungen, wie sie mir als nützlich vorschwebt, würde noch mehr Nummern umfassen müssen, als selbst hier gestattet waren und würde vor allem auch eine längere Zeit der Vorbereitung fordern, eine volle Arbeit für sich sein. Inzwischen habe ich mich wenigstens bemüht, die beigegebenen Abbildungen mit dem Text in Verbindung zu bringen, und nur bei ganz wenigen mußte ein Hinweis auf den Text fehlen. Besonders erwünscht werden vielen Lesern, wie ich hoffe, die zahlreichen Karten und Pläne sein. Ungern wird man unter ihnen den Plan der oberrheinischen Hauptstadt vermissen, und ich gestehe, daß ich das Bedürfnis, die römischen Funde von Mainz einmal in den Plan einzuzeichnen, augenfällig machen wollte durch die Aufnahme des fast leeren Stadtplans. Aber davon mußte Abstand genommen werden, weil das Meßtischblatt aus Besorgnis um die Festung nicht einmal das Terrain vollständig bietet, so daß der Plan von Mogontiacum noch wesentlich unbefriedigender ausgefallen wäre als der von Vetera. Hier liegt auch vielleicht ein Grund dafür, daß bis heute ein Plan mit Einzeichnung der römischen Reste nicht veröffentlicht worden ist; aber man sollte meinen, daß solche Bedenken, die einer dringenden Forderung der Wissenschaft im Weg stehen, heute nicht unüberwindlich sein könnten.

Register.

Ackerbau 14. 117.
Aestiva (Sommerlager) 106.
Agrippa 9. 14 (Abb. 5 f.).
Agrippina 30. 36. 125 (Abb. 22).
Alamannen 84. 97 f. 99 f. u. ö.
Alexander Severus 85 f. (Abb. 49 u. 51).
Aliso 16 f. 24. 37. 128. 132; s. auch Haltern.
Altaripa 100.
Alteburg, Flottenlager bei 133.
Ammianus Marcellinus 5. 96. 99.
Amsivarier 38. 42.
Angrivarier 12. 38.
Antonius Saturninus 61 f.
Aquae Mattiacorum 41. 101. 131.
Ara Ubiorum 107. 122 f.
Arae Flaviae (Rottweil) 64.
Arenacum (Legionslager) 108.
Argentaria, Schlacht bei 101.
Argentoratum s. Straßburg.
Ariovist 7.
Arminius 4. 30. 33. 39.
Augustus 8 f. 14. 32 (Abb. 2. 8. 11).
Aurelianus 6. 88 (Abb. 55).
Ausonius 100. 126. 143.
Auxilia 105. 108.

Bacenis silva 12.
Bäder im Limesgebiet: Baden-Baden, Badenweiler, Wiesbaden 125 (Abb. 94 f.).
Barbotinetechnik in der Töpferkunst 139.
Barenau 26 f.
Bataver 3. 12. 105 u. ö.
Baterveraufstand 45 f.
Batavodurum (Legionslager) 108.
Beneficiarii 116. 131.
Bergbau 10. 41.
Blussus, Grabstein des Schiffers 110 (Abb. 71 f.).
Bonn (Legionslager) 48. 52 107.
Britonen 76. 106.
Brücken auf dem Rhein 8. 133 f.
Bructerer 12 f. 15. 26. 36 f. 66. 118.
Burgunden 100.

Caecina 34 f.
Caelius, Grabstein des 23 (Abb. 18).
Caesar 3 f. 7 f. (Abb. 3 f.).
Caesischer Wald 33 f.
Caligula 39 (Abb. 23).
Canabae 113.
Caracalla 84 (Abb. 48).
Carnuntum (Legionslager) 55 (Plan). 80. 108.
Cassius Dio 5. 24 f. 30.
Castra Regina s. Regensburg.
Castra Vetera s. Vetera.
Cerialis 54 f.
Chatten 10. 20. 34. 58 f. 84.
Chauken 12. 32. 40.
Cherusker 12. 42.
Christentum 147.
Cimbern 7.
Civilis 45 f.
Civitates 113. 120 f.
Classicus 52 f.
Classis Germanica 133.
Claudius (Kaiser) 40 f. (Abb. 21 u. 24).
Claudius Gothicus (Kaiser) 88 (Abb. 54).
Coblenz, Vicus bei 125.
Colonia Agrippinensis s. Köln.
Colonia Ulpia Traiana s. Xanten.
Comes Argentoratensis 101.
Commodus (Kaiser) 82 f. (Abb. 47).
Constantin der Große 92. 134 (Abb. 59).
Constantius, der Vater Constantins 91; der Sohn 93.

Daker 77 f.
Decumatland 65. 116.
Dio Cassius 5. 24 f. 30 u. ö.
Diocletian 88 f. 108 (Abb. 57).
Domitian (Kaiser) 56 f. 77 f. u. ö. (Abb. 28).
Domitius Ahenobarbus 22. 36.
Domitius Corbulo 40.
Donaugrenze 9. 73. 77. 100 (Abb. 38 f).
Dörfer 118. 125.
Drusus 8 f. 15 f. 19 f. (Abb. 9 f). — Ehrungen 20 f. — Kenotaph 124 — Rheinkastelle 8. 15. 22. 108. — Kastell im Chattenland 18 f. 34. 58.
Dux Moguntiacensis 101.

Eigelstein in Mainz 19 f. 124 (Abb. 15).
Einzelhöfe 118.
Elbe 9. 20. 22. 28. 32. 39.
Elison 16.
Ems 15. 36 f. 132.
Equites singulares 143.
Exploratores 113.

Fensterglas 127 f.
Florus 5. 22. 24 f.
Flotte auf dem Rhein 133.
Fluchtburgen 118 f.
Franken 87. 97 u. ö.
Friedberg (Kastell und Vorort der Civitas) 113.
Friesen 15. 39. 42.
Frontin 46. 56.

Gabinius 40.
Galba (Kaiser) 40. 44 f. (Abb. 25).
Gallienus (Kaiser) 87.
Gallisches Reich 52 f.
Gaue 120.
Germanen 3. 10 f. u. ö.
Germanicus 5. 16 f. 26. 28. 33 f. 118 (Abb. 1. 20 f).
Germanien: Name 3 f.; das Land 10; als Provinz 70 f. 101 f.; Germanische Völkerschaften 10 f.
Germanische Götter 144.
Gigantensäulen 146 (Abb. 132 f).
Glasbereitung 138 f. (Abb. 111 bis 114).
Götterdienst 143 f.
Grabdenkmäler 110. 138. 140 f. (Abb. 69 f. 116 f. 122 f.).
Gräber 140 (Abb. 115).

Gratian (Kaiser) 98 f. 101 (Abb. 62).
Grenzen der germanischen Provinzen 113 f.
Großkrotzenburg, Kohortenziegelei bei dem Kastell 108.
Grotenburg bei Detmold 24 f. 119 (Abb. 19). — Karte S. 24.
Gutshöfe 126.

Hadrian (Kaiser) 66. 73 (Abb. 40.)
Haltern, Ausgrabungen bei 18. 28. 106. 112 f. 117. 128. 139 (Abb. 13 f. 105 f). — Karte vor S. 17.
Handelsverkehr 71. 133. 136.
Häuser in Germanien 117.
Heddernheim (Stadt) 113. 125. — Mithrasrelief aus Heddernheim (Abb. 135 f.).
Heerwesen, römisches 104.
Heidelberg, Grabstein aus 113.
Heizanlagen 127.
Helvetier 114. 120.
Hemmoor, Bronzeeimer von 136.
Hermunduren 11. 71 f.
Hiberna (Winterlager) 106.
Hildesheimer Silberschatz 110. 137 (Abb. 66—68).
Holzbau 117.
Hordeonius Flaccus 44 f. 48 f.

Idisiaviſus, Schlacht auf dem Felde 38.
Igel, Grabdenkmal 141 (Abb. 121).
Inschriften 5. 120.
Italicus 42.
Itinerarium Antonini 130.
„Julia flumen“ 22.
Julianus Apostata 93 f. (Abb. 60).
Juppitersäulen 146.

Kaiserkult 146.
Kelten 110 f. 119. — Keltischer Einfluß 138. 144.
Keramik s. Töpferkunst.
Kohortenlager 108.
Köln, Legionslager und Stadt 55. 107. 113. 123. 134. — Porta Paphia (Abb. 78 f.). — Turm (Abb. 80). — Karte vor S. 73.
Könige der Germanen 120.
Kultus 143 f.

Lager, Lagerdörfer, Lagerstädte 102. 106. 108. 112 f.
Legionen am Rhein 65. 104 f.
Leugen 130 f. 145.
Limes, obergermanisch-raetischer 56 f. 71 f. 73 f. 86 f. 98. 108. 112. 114 (Abb. 30—35). — Karten vor S. 41 u. S. 51.
limites des Germanicus 17. 128; des Tiberius 33 f.
Lippe 14. 16 f. 22.
Lollius' Niederlage 9.
Lopodunum (Ladenburg) 66. 100. 113.

Mainz (Mogontiacum), Legionslager und Stadt 14 f. 20. 58. 106. 124. u. ö. — Denkmäler 95 f. (Abb. 87—93. 97). — Brücke 134 f. (Abb. 98—100. 102). — Über den Plan von Mainz 150. — Vorland von Mainz 113.
Marbod 33. 39.
Marc Aurel (Kaiser) 77 f. (Abb. 41—46).
Marcussäule 73. 81. (Abb. 39. 43).
Marköbel 136.
Markomannen 11. 22. 77 f. 122.
Märkte am Limes 136.
Marser 12. 34. 118.
Matronensteine 145 (Abb. 129).
Mattiaker 10. 41. 58.
Mattium 11. 34. 58. 119.
Maximian (Kaiser) 90 (Abb. 58).
Maximin (Kaiser) 86 (Abb. 50. 52).
Meilensteine 114. 116. 128. 130 f. (Abb. 97).
Metz, Wasserleitung bei (Abb. 86).
Mithras 147 (Abb. 135 f.).
Mogontiacum s. Mainz.
Moorbrücken 22. 29. 36.
Mosaikfußböden 127 (Abb. 96).
Moselkähne (Abb. 126).
Moseltal 90. 126. u. ö.

Neckartal 114.
Nemeter 116.
Nennig, Villa in (Abb. 96).
Neumagen (Noviomagus), Funde von 115. 141 (Abb. 122 f.).
Neuß (Novaesium), Legionslager und Funde 35. 49 f. 107 (Abb. 104). Plan S. 35.
Ried, Legionsziegelei 108.
Niederbieber, Limeskastell 112.
Norbanus 62 f.
Notitia dignitatum 101 f. 108.
Novaesium s. Neuß.
Noviomagus s. Neumagen.
Noviomagus (Nymwegen), Legionslager 108.

Oppida 32. 118 f.

Pagi 120.
Palisaden am Limes 74 f.
Pannonischer Aufstand 23.
Peutingersche Karte 130.
Phalerae (Ordenszeichen) Abb. 64.
pia fidelis, Beiname von Truppenteilen 63.
Plinius 20. 40 f. 45 f. 117.
Pomponius Secundus 41. 58.
pontes longi (Moorbrücken) 22. 36. 128.
Porta Nigra in Trier (Abb. 127 f.).
Porta Westfalica 31. 37 f.
Postumus (Kaiser) 87 f. (Abb. 53).
Probus (Kaiser) 88. 118 (Abb. 56).
Provinz Germanien 65 f. 70 f. 122.

Quaden 11. 78 f. 100 f. 122.
Quellenschriften 4 f.

Raetien 9. 71. 83.
Rauraker 116.
Regensburg (Castra Regina) 73 (Abb. 37).
Religion 143.
Rhein: Grenze 3. 6. 8. 32. 88. 97 f. 101. — Kastelle 8. 15. 22. 108. — Brücken 8. 36. 133 f. (Abb. 98—100. 102). — Heer 104 f. — Flotte 97. 133. — Schiffsverkehr 133. — Laufveränderungen 132. Karte vor S. 39. — Rechtes Ufer 3. 113. 134.
Ringwälle 119

Saalburg (Kastell) 112 (Abb. 33 f. 74—76). — Pläne S. 79 und vor S. 81.
Sacrovir 39.
Säulendenkmäler 146.
Schiffbarkeit deutscher Flüsse 132.
Scriptores historiae Augustae 5.
Secundiniergrabmal (Säule von Igel) 141 (Abb. 121).
Segestes 34. 119.
Septimius Severus (Kaiser) 113.
Severus Alexander 85 f.
Siedelung der Germanen 118. 120 f.
Silius 37. 39.
Soldatengrabsteine 110 (Abb. 69 f. 116 f.).
Solicinium, Schlacht bei 100.
Städte 31 f. 102. 113. 118 f. 123 f.
Steinbau 117. 128.
Stempel der Legionen (s. Ziegelstempel) 107 (Abb. 65 u. 101).
Stilicho 98.
Straßburg (Argentoratum): Legionslager 106. Schlacht 69 f.
Straßenforschung 128 f.
Sueben 3. 7. 10. 20.
Sueton 5.
Sugambrer 3. 7 f. 9. 12. 15 (Abb. 2)?

Sumelocenna (Rottenburg) 100. 114.

Tabula Peutingeriana 130.
Tacitus 4 f. 6. 17. 26. 33 f. 40. 44 f. 64. u. ö. „Germania“ 65 f.
Tanfana 34.
Taunuskastell des Drusus 18 f. 34. 58.
Tenkterer 7. 10. 12. 122.
Terra sigillata 138 f. (Abb. 107).
Teutoburg 26.
Theodosius (Kaiser) 98 f. (Codex Theodosianus).
Thusnelda 35.
Tiberius (Kaiser) 9. 22 f. 33 (Abb. 1 u. 7).
Tongeren, Meilenstein von 130.
Tongeschirr, Töpferkunst 138 f. (Abb. 104—110).
Traian (Kaiser) 64 f. 78 (Abb. 36).
Traiani munimentum 97. 100.
Traianssäule 73 (Abb. 38).
Treverer 3. 7 f. 116. 120 u. ö.
Trier (Augusta Treverorum) 54 f. 90 f. 102. 108. 110. 123 f. 143. — Denkmäler: (Abb. 81 f. 127 f.). — Karte vor S. 37.
Tungrer 120.
Tutor 52 f.

Ubier 3. 7 f. 12. 49. 55. 116 f. 123.
Urmitz, Befestigungen bei 7 f.
Usipeter 7. 16.

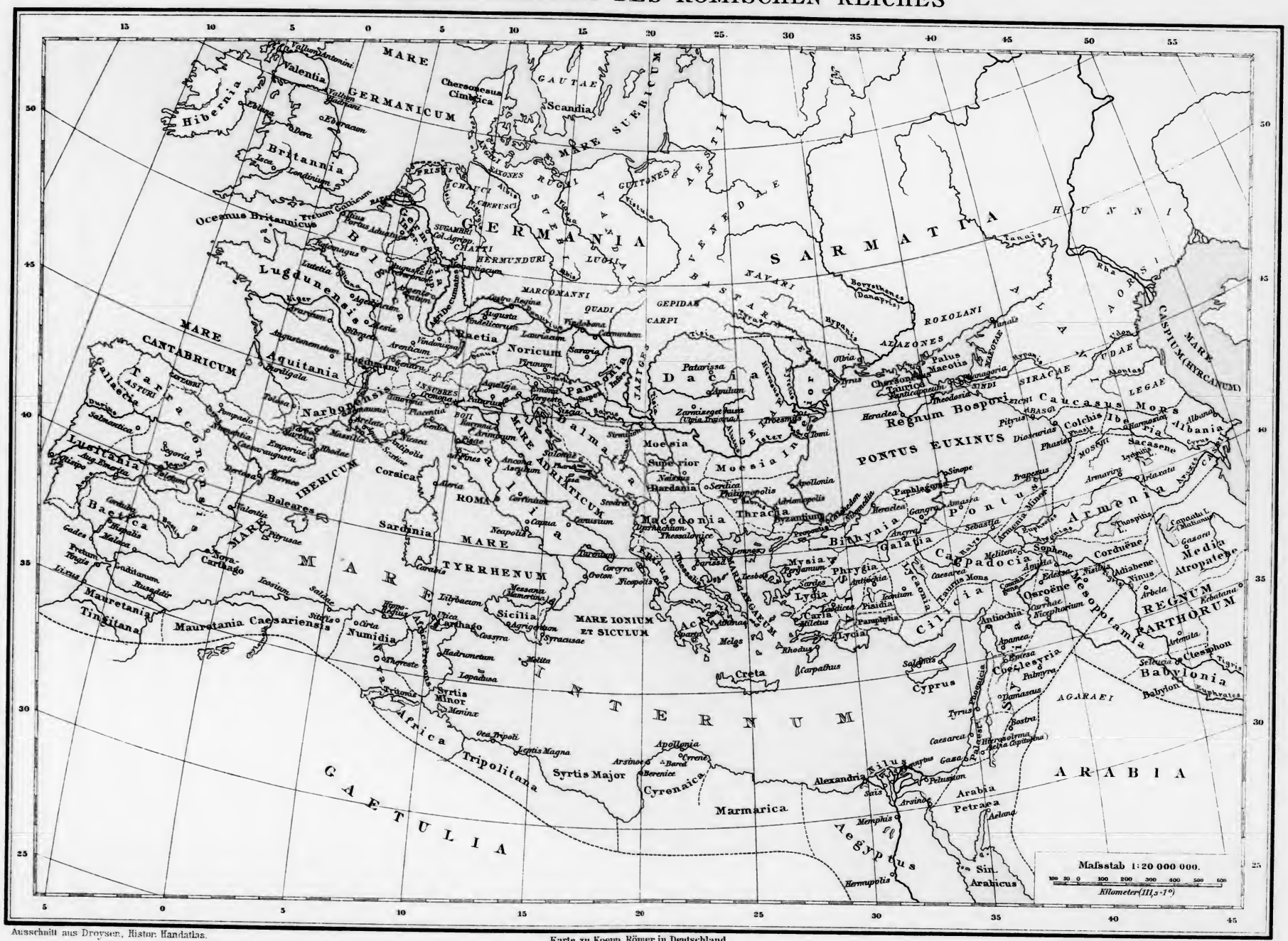
Valens (Kaiser) 99.
Valentinianus (Kaiser) 98 f. (Abb. 61).
Varus 25 f. — Schlacht 17. 23 f.
Velleius Paterculus 5. 22.
Verginius Rufus 44.
Vespasianus (Kaiser) 45 f. 50 f. (Abb. 27).
Vetera (Xanten) Legionslager 14 f. 48 f. 55 f. 107.
Vici 120.
Vicus Ambitarvius 125.
Viergöttersteine 146 (Abb. 130 f.).
Villen 126 (Abb. 96).
Vinicius 22.
Vindex 43 f.
Vinxtbach 114.
Vitellius (Kaiser) 44 (Abb. 26).
Vocula 49 f.
Volksversammlung bei den Germanen 122.

Wasserleitungen bei Mainz und Metz Abb. 86 f.
Wasserstraßen 131 f.
Wege 14 (vgl. Straßenforschung).
Wein 118.
Weser 37 f.
Wiesbaden (Aquae Mattiacorum) 113. 125. — Denkmäler (Abb. 63. 77. 94. 191. 132—136.).
Windisch (Vindonissa) Legionslager 106. 108.
Wochengöttersteine 146 (Abb. 131.

Xanten (Vetera) 14. 113. u. ö. — Erzstatue aus Xanten (Abb. 103).

Zehntland s. Decumatland.
Ziegeleien, Ziegelstempel 107 f. (Abb. 65).

ÜBERSICHTSKARTE DES RÖMISCHEN REICHES



Ausschnitt aus Droysen, Histor. Handatlas.

Karte zu Koepp, Römer in Deutschland.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES

This book is due on the date indicated below, or at the expiration of a definite period after the date of borrowing, as provided by the rules of the Library or by special arrangement with the Librarian in charge.

DATE BORROWED	DATE DUE	DATE BORROWED	DATE DUE
10Jul'43			

C28(1141)M100

JUL 1 ... 192?